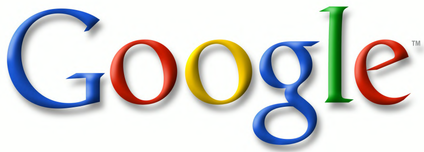
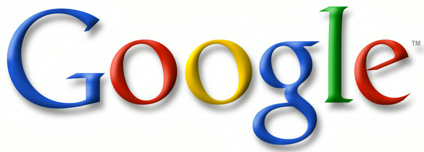




Indien

von

Paul Mantegazza.


BIBLIOTHEK
d. Prinzen Moritz v. S. Altbg.



Indien.



Indien.

Von

Paul Mantegazza,
Professor an der Universität zu Florenz.

Aus dem Italienischen

von

H. Meister.

Autorisierte deutsche Ausgabe.



Jena,
Hermann Costenoble.
1885.


BIBLIOTHEK
d. Prinzen Moritz v. S. Altbg.

Indien.



Indien.

Von

Paul Mantegazza,
Professor an der Universität zu Florenz.

Aus dem Italienischen

von

H. Meister.

Autorisierte deutsche Ausgabe.



Jena,
Hermann Costenoble.
1885.

25

Inhalt.

Elftes Kapitel. Seite

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Die Symphonie des Buches. — Reise von Florenz nach Bombay. — Notizen aus meinem Taschenbuch. — Port Said und Suez. — Das Rote Meer. — Aden. — Das Leben an Bord des Schiffes. — Im Indischen Ozean. — Der letzte Tag an Bord des Singapore. — Hymne an die Erde und Bannfluch gegen die Leichen-Verbrennung.

Es gibt wohl Niemand unter uns, der nicht in seiner Kindheit von Indien geträumt und sich in seiner Jugend nach dem Anblick des Wunderlandes gesehnt hätte. Tausend und eine Nacht, Golconda, die Nabobs, Elephanten, Bajaderen bilden einen Bestandteil unsrer Volkspoesie im Theater und erscheinen uns im geheimnisvollen Weben der nächtlichen Träume. Wir finden etwas von Indien in unsrem Gehirn, ehe dasselbe noch zum äußeren Leben erwacht ist, Bruchstücke des einzigen Landes finden wir in unsern Wörterbüchern, auf unsrer Haut, in unsern Worten, überall. Das lombardische Kind sagt: va a Calicut, der gemeine Mann aus dem Volke trägt ein Hemd aus Madapolam (ein starker geköperter Kattun), unsre Schönen hüllen ihre Schultern in die weichen Kaschmirshawls, an ihrer Brust glänzt ein Saphir, oder ein Stückchen Himmel, aus den Türkisen Thibets verfertigt, leuchtet an ihrem Finger. Die Worte, mit denen wir unsere Gefühle ausdrücken, haben dort ihre Wurzel, in dem fernen, von der heißen Sonne durchglühten und von berauschenden Wohlgerüchen durchdufteten Lande. Warum empfinden wir nicht gleiche Sympathie für Amerika? Hat es nicht eben so undurchdringliche, unberührte

Wälder? Rühmt es sich nicht riesigerer Flüsse? Hat es nicht auch etwa Düfte und Blumen? und wenn es auch kein Golconda hat, besitzt es nicht vielleicht strahlendere Kleinodienkästlein in seinen hunderttausenden von Kolibri? Auch Java ist so schön wie Indien, auch Afrika hat seine ästhetischen Geheimnisse und den gefahrbringenden, verhängnisvollen Reiz der Jungfräulichkeit. Aber Amerika, Java, Afrika sind nicht Indien. Indien ist das Vaterland, dem wir entstammen, Indien hat uns Blut, Sprache und Religion gegeben, das Brot des täglichen Lebens, und jenes andere goldene Brot, das vielleicht nothwendiger ist als das erste, nämlich das Ideal. Für uns besitzt Indien einen Zauber, den kein andres Land haben kann, weil wir allesamt Bruchstücke desselben sind. Bei keiner andern Gelegenheit wird der Atavismus bei uns so mächtig erregt. Auch ich habe in meiner Kindheit, in meinem Knabenalter, in meiner Jünglingszeit von Indien geträumt, geträumt wie ihr, wie alle. Und als ich Mann geworden, als ich mein ganzes Sein dem Studium des Menschen als Arzt, als Patholog, als Anthropolog gewidmet hatte, da empfand ich es fast wie eine Verpflichtung jenes von Rätseln starrende Land einst zu besuchen. Und ich bin dort gewesen und bin nun glücklich, wie jemand, der eine Pflicht erfüllt, der einen lange geduldig und heiß ersehnten Wunsch erreicht hat. Der Philologe mag ein sehr genauer Kenner Indiens sein, der Geschichtsschreiber kann große Probleme lösen, ohne je selbst in Indien gewesen zu sein. Der Anthropolog aber muß dorthin gehen. Und es scheint, daß sich dies Bedürfnis allgemein fühlbar gemacht hat, denn, als ich dort Häckel traf, erfuhr ich, daß man auch Lubbock erwartete.

Einst, vor ungefähr einem halben Jahrhundert, brauchte Jacquemont acht Monate, um von Frankreich nach Kalkutta zu kommen, heute kann man in derselben Zeit hin und zurückgehen, sich sechs Monate dort aufhalten und noch das ganze an Menschen und Rätseln so fruchtbare Land durchstreift haben.

Zweihundertzweiundfünfzig Millionen Menschen, alle möglichen Klimata der Welt, alle Farben der menschlichen Haut, der Bud-

dhaismus, die Lehre der Brahmanen, der Islam, alle Formen der christlichen Religion und der wildeste Fetischismus, Buddha, Brahma, Christus und die Sonne sind hier vertreten, alles notwendige Material, um die größten Probleme der Anthropologie und Ethnologie zu lösen, findet man hier.

Die Frucht meiner Reise nach Indien ist dieses Buch, das nur den bescheidenen Anspruch erhebt, eins der bezauberndsten Länder der Welt in großen Zügen zu schildern und den Leser, sei er ein Mann der Wissenschaft, ein Künstler, Kaufmann oder einfacher Tourist, zu verlocken, selbst dorthin zu gehen. Alle werden dort neue Anregung, Schätze von Beobachtungen für die Gegenwart und teure Erinnerungen für die Zukunft finden. Außer diesem Buche will ich noch vier wissenschaftliche Denkschriften veröffentlichen, die unter dem Titel „Studium über die Ethnologie Indiens" einen mit von mir während meiner Reise aufgenommenen Original-Photographien illustrierten Band bilden werden.

Nur, um ein Buch über Indien zu schreiben, möchte ich Musiker sein, damit ich eine Symphonie komponieren könnte, die meinem Buche als Vorrede diente.

Die Musik ist die einzige Kunst, die annähernd im Stande ist, das Unbestimmte, das Unendliche der Empfindungen, welche Indien erregt, auszudrücken, ist die einzige Kunst, welche die warme Sinnlichkeit und die Überfülle hoher, großer, vielgestaltiger Gedanken, die der Besuch in jenem fernen Lande in uns wachruft, wiedergeben kann, jenes Vaterland der Cholera und der Elephanten, der schönsten Orchideen und des Tigers, wo fast 300 Millionen Menschen aller Farben sich drängen und drücken, wie die Ameisen in einem Ameisenhaufen am Krönungstage der Königin.

Das Zuviel ist der hervorragendste Punkt in Indien, zu viel Menschen und zu viel Tiere, zu viel Wärme, zu hohe Berge, zu viel Reichtum und zu viel Armut, zu viel Alter und zu viel Kindheit, zu viele Farben und zu viele Gerüche, zu viele Fieber und zu viel Liebe, zu viel Tote und zu viel Leben. Wir armen, lauen Menschen der gemäßigten Zone fühlen uns immer erdrückt, über-

schwemmt von zu vielen Empfindungen; man wird betäubt, geblendet, ermüdet. Man transpiriert immer innen und außen.

Mäßigkeit, Bescheidenheit, Schamhaftigkeit, Sparsamkeit sind in diesem feuersprühenden Lande ganz exotische Pflanzen und jeder Augenblick zwingt uns die Eingeborenen zu beneiden. Sollte ich eine Symphonie mit dem Zuviel-Motiv schreiben, so müßte ich auch düstere, schreckliche Tempel mit hineinbringen mit Kühen Pfauen und Bettelpriestern, mit Gold und Silber bedeckte Elephanten, Kinder, auf deren Brust Kleinodien strahlen, Fürsten, deren Kleider mit Edelsteinen im Werte von vielen Millionen geschmückt sind, Kulis, die mit vier Lire (3 Mark 20 Pfg.) den Monat leben, schwarze, nackte Menschen, die immer von Kokosnußöl oder Schweiß oder von beiden zusammen glänzen; weiter, eine wahre Orgie von nacktem, wohlgeformtem Fleisch, das weder durch Mieder noch Beinkleid verdeckt wird, vielfarbige Kleider, welche den menschlichen Körper verschleiern, bedecken, aber nicht verbergen und zu den Sinnen des Menschen sprechen, der diese Form der Bekleidung nicht gewohnt ist, das groteske im Heiligen, das kyklopenhafte im Tölpel, Affen, die man anbetet und Heilige die sich dreißig Jahre lang nicht von der Stelle bewegen, Affen, welche vom Staate unterhalten werden und Katzen-Hospitäler, Hunde und Raben, Schlangen und Elephanten, Krokodile und Rhinozerosse, Büffel, die sich in fieberschwangerer Erde ergötzen, und turmhohes Bambusrohr, Wälder von Magnolien und Rhododendronsträucher, die so groß sind wie Kastanienbäume, epileptisch scheinende Bajaderen mit Gesichtern, denen das Opium ein Gepräge von Stumpfsinn und Dummheit verliehen, von Betel rosig gefärbte Zähne und Lippen, aus denen das Blut zu springen droht, die höchsten Berge der Erde und Läden, die kleiner als ein Schrank sind, ein Pandämonium und eine Dithyrambe von leuchtenden Dingen, grotesken, ungeheuer großen und unendlich kleinen Gegenständen, die auf uns den Eindruck eines ungeheueren, von einem Victor Hugo im Delirium erträumten Maskenzuges machen.

Aber leider bin ich kein Musiker und darum wird die

Symphonie auch nicht geschrieben werden. Statt dessen will ich einfach von meiner Reise erzählen, indem ich die Notizen aus meinen Tagebüchern benutze und sie mit Studien über die Hindus und ihre Sitten untermische. Ich beabsichtige nur zwei Dinge: die gewissenhafteste Wahrheit in bezug auf jede Einzelheit und genaueste Unterscheidung zwischen dem, was ich selbst gesehen habe, und dem, was ich aus dem geschriebenen Wort der Bücher und dem gesprochenen Wort vieler, die ich in Indien kennen gelernt, und die sich lange Jahre hindurch dort aufgehalten, erfahren habe.

---

24. November. Donnerstag.

Der Tag der Abreise war endlich herangekommen und ich war ruhig, aber traurig. In meinem Alter verläßt man Familie und Vaterland nicht ohne ein Wehgefühl im Herzen und bei der letzten, von ersticktem Schluchzen unterbrochenen Umarmung, fürchtet man, die teuren Gesichter, die man immer von neuem geküßt, Monate- ja Jahrelang nicht wiederzusehen. In der Ferne scheint dem Reisenden immer eine für ihn gegrabene Grube zu winken, die fremde Hände in fremder Erde bereitet, und an der niemand um ihn weinen wird. Ich hatte meinen Lieben verboten mich zum Bahnhofe zu begleiten, aber einer meiner Söhne hatte dem Befehle nicht gehorcht und war plötzlich vor meinem Waggon erschienen. Dort hatte er sich angeklammert und wollte nicht heruntersteigen, obgleich sich der Zug bereits in Bewegung gesetzt hatte. Endlich umarmte er konvulsivisch einen meiner Gefährten und rief: Ich empfehle Ihnen meinen Vater. Der betäubende, brutale Lärm des Zuges übertönte jene Worte, die einen tief- schmerzlichen Wiederhall in meinem Herzen fanden.

In Rom war ich einen Tag geblieben, in Neapel anderthalb, und der Aufenthalt dort war ein ununterbrochenes Händedrücken; ängstlich bewegt pochten die Herzen, und wahre, aufrichtige, warme Glückwünsche wurden ausgetauscht. Nein, mit so vielen Freunden, die mir Beweise ihrer Liebe gaben, mußte die Reise eine glückliche

sein. Lebend und zufrieden mit dem, was ich gesehen und gethan habe, bin ich zurückgekehrt.

Als ich am 27. an Bord des Singapore ging, fand ich meine Kajüte mit Blumen, Briefen und Telegrammen gefüllt. Bei ihrem Anblick durchzuckte ein fieberhaftes, aus Schmerz und Freude gemischtes Gefühl meine Brust.

Der Kapitän Merello und die Offiziere bereiteten mir eine wirkliche Ovation, und während der ganzen Reise fühlte ich mich auf dem Singapore wie in Italien, von viel mehr Liebe und Achtung von seiten meiner Landsleute umgeben, als ich es zu verdienen glaube.

Was für prächtige Leute waren doch diese Offiziere auf dem Singapore! Erlauben Sie mir, daß ich sie Ihnen vorstelle. Der Kapitän Giacomo Merello aus Porto Fino; die Offiziere nach der Rangliste: Guiseppe Parodi, Luigi Mancini, Federico Berlingieri, Emilio Mori. Erster Maschinist: Domenico Tuo; zweiter Maschinist: Riccardo Ferro; dritter Maschinist: Eugenio Medica.

Alle waren sie sympathisch, heiter ohne in Possenhaftigkeit auszuarten, geistreich ohne Affektation, galant ohne Ziererei, vom Kopf bis zu den Füßen von jenem frischen lachenden Frohsinn durchdrungen, der bei den Seeleuten zuerst Charakter, dann Tugend wird. Wahrlich, wenn ich nicht Anthropologe wäre, möchte ich Seemann sein!

Merello ist kein unbekannter Mann; er hat eine neue Route von Bombay nach Aden, welche zur Zeit der Süd-Ost-Monsunwinde*) fahrbar ist, entdeckt; und wäre er in England geboren, so hätte man ihm für seine wichtige Entdeckung einen Nationalpreis zuerkannt. Bei uns hat man sich damit begnügt, ihn zum Cavaliere zu machen, und ich frage mich: Warum macht man ihn nicht wenigstens zum Commodore, wenn man schon so knickerig ist und unsere besten Seeleute ohne Belohnung läßt. Merello ist

---

*) Sulla nuova rotta da Bombay ad Aden etc. Bericht des Kapitäns Giacomo Merello, mit hydrographischen Karten. Genua 1874.

höflich, liebenswürdig, immer darauf bedacht, seinen Passagieren irgend eine Überraschung zu bereiten. Die Kinder beten ihn an, die Damen lieben ihn, die Reisenden nennen ihn nach einer zweitägigen Bekanntschaft Freund und trennen sich am Tage der Landung nur mit einem Gefühl der Wehmut von ihm. In Bombay ist er der Liebling aller und viele verschieben ihre Abreise nach Europa, nur um mit ihm zu fahren.

Und der ernste, schweigsame Parodi, mit seinem goldtreuen Herzen? Ich halte ihn für einen so erfahrenen und zuverlässigen Seemann, daß ich ihn bei stürmischem Wetter immer bei mir haben möchte. Und der kleine, liebenswürdige Berlingieri, ein lebendiges Feuerwerk, ein kleiner Vulkan von scharfen lustigen Witzen und Einfällen; und der braune Mancini, ein wahrer Araber, und der blonde Mori, der nur aus Versehen in Pavia geboren wurde, alle, alle sind sie mir sympathisch, lieb und unvergeßlich.

28. November, Montag.

Auch in Messina Freunde und teure Verwandte, die mich umarmen und mir ihre herzlichen Glückwünsche mit auf den Weg geben. Wieder reiße ich mich schmerzbewegt los, zum letzten Male.

Um halb Eins verläßt der Singapore Italien und kurz darauf begrüße ich im grauen Nebel am fernen Horizonte den großen Krater des Ätna. Später grüße ich auch das letzte Stückchen italienischer Erde, das Kap Spartivento Ich grüße es mit inniger Zärtlichkeit und wünsche, daß ich es nach einigen Monaten wiedersehen möchte. . . .

29. November.

Kein Land in Sicht, aber prachtvolles Wetter. Ich lasse hier das Programm meiner Beschäftigungen folgen, das ich mit klösterlicher Regelmäßigkeit bis zu meiner Ankunft in Bombay ausführen werde.

Zwischen sechs und halb sieben stehe ich auf, und nach einem kleinen Spaziergang auf dem Verdeck nehme ich eine Tasse Kaffee

mit Milch. Von neun bis halb zehn Frühstück, drei Gerichte, Wein nach Belieben, aber ohne Kaffee und ohne Thee. Wer nicht will, kann auch den Wein fortlassen.

Dann wird geraucht, geplaudert, gelesen, geschrieben, geschlafen oder genickt, die Localchronik an Bord erzählt, und bis zum Mittagessen, das um halb fünf Uhr stattfindet, wird spazieren gegangen. Zwischen Frühstück und Mittagessen nehmen Engländer und Deutsche noch das sogenannte luncheon, aber wir Italiener erreichen diesen Höhepunkt der culinarischen Genüsse nicht.

Zum Mittagessen hatten wir stets vier Gerichte, Minestra und ein sehr reichliches Dessert. Wein wiederum nach Belieben und ein Glas Marsala oder Capri und Kaffee.

Abends kann man Thee oder Brandy mit Sodawasser oder Limonade je nach Belieben nehmen.

Die Engländer haben ganz recht, wenn sie unsere Dampfschiffe mit ihrer Gegenwart beehren, und sich oft in Genua und Neapel einschiffen, um sich nach Ostindien zu begeben. Sie bekennen es offen, daß sie weniger ausgeben, weniger Pedanterie begegnen, von den Offizieren höflicher behandelt werden und vor allem eine bessere Küche finden.

Mittwoch, 30. November.

Als ich erwache, sehe ich zu meiner Linken die Insel Kandia mit ihren schönen fast baumlosen, unfruchtbaren, schneebedeckten Bergen. Hier und da, ein kleines zwischen den Felsen verstecktes, oder am Meeresufer geborgenes Dörfchen. Zur Rechten zwei Inselchen.

Die griechische Erde, wenn sie auch unfruchtbar ist, leistet uns fast den ganzen Tag Gesellschaft.

Donnerstag, 1. Dezember.

Dieser Tag erinnert mich an viele andre ähnliche Tage, die ich in meiner Jugend auf dem Atlantischen Ozean zugebracht. — Müßige Tage, die man ohne Gewissensbisse in der lauen Seeluft

genießt, guter Appetit, leichte Verdauung, leichtes Geplauder und die selige Gewißheit des Wohlbehagens, ohne Bedürfnis nach dem excelsior, ohne so viel Fieber, so viel Arbeit und so viel Verantwortlichkeit.

Seit zwei Tagen tanzt das Fahrzeug in einer ganz verwünschten Art und Weise, aber ich fühle mich sehr wohl, bin sehr zufrieden, daß ich lebe und erwarte mit geduldigem Wunsch übermorgen zum ersten Male die afrikanische Erde zu berühren.

Freitag, 2. Dezember.

Kaum bin ich erwacht, als ich auch schon wahrnehme, daß wir Anker geworfen haben, aber von meinem kleinen Fensterchen aus gelingt es mir nur mit Mühe die niedrige Küste von Port-Saïd, die erste, welche ich auf dem afrikanischen Kontinente sehe, zu entdecken. Auch nachdem ich aufs Verdeck gestiegen, kann ich weder in der Sonne funkelnde Minarets noch Kameele noch Palmen sehen, sondern unterscheide nur niedrige Hütten, Sand und in der Ferne ein Gebäude, das vielleicht ein Palast sein könnte. Wenn nicht die Araber mit ihren Bööten gewesen wären, die sich dem Singapore näherten um Reisende auszuschiffen, so hätte ich wahrlich nicht geglaubt, daß ich mich in Egypten befände.

Trotz aller dieser Enttäuschungen lockt die afrikanische Erde doch mit Ungeduld den Fuß des Reisenden und wenige Augenblicke später durchschritt ich trotz einem entsetzlichen Dampfbade und einem noch entsetzlicheren Gestank die wenigen von den Europäern bewohnten Straßen, um die arabische Stadt aufzusuchen. Kein schwarzes Beinkleid, kein europäischer Hut traten mir dort entgegen. Turbane, Fez und blaue lange Gewänder in allen Farbentönen des Blau und in geringerer Zahl gelbe, rote, grüne und ein ununterbrochenes Gewimmel von Menschen, Eseln und Fliegen unter einer glühenden Sonne und von einem unaufhörlichen Geschrei gutturaler und aspirierter Stimmen begleitet, die mir den Glauben einflößten, daß ich mich in einer andren

Welt befände. In einem Winkel der Straße sitzt ein alter Neger auf der Erde, der aus Muscheln und kleinen Steinen die Zukunft prophezeit. Aber es scheint, daß auch hier der Glaube schon wankend geworden ist, denn er findet nicht vielen Zuspruch und langweilt sich unendlich indem er den Boden anschaut und Fliegen fängt. Zum ersten Male sehe ich die herumwandernden Kaffeeverkäufer, selbst schmutzig, mit schmutzigem Geschirr und schmutzigen Getränken. Auch sehe ich die erste hölzerne Moschee mit hölzernen Minarets und dabei so klein, so erbärmlich, daß sie aussieht, wie wenn sie für eine Jahrmarktsbühne gemacht wäre. An der Thür steht der Küster, der sie eben fegt; ich aber geruhe nicht einmal mir die Schuhe auszuziehen und die leere Baracke zu besuchen.

Das einzige was mir Freude macht, ist das Zuckerrohr, das ich hier nach vielen Jahren wiedersehe, und das mich an meine Jugend in Amerika erinnert. Ich kaufe mir einen großen Vorrat davon und nehme ihn mit an Bord, wo er mir bis Aden Gesellschaft leisten und mir Zunge und Gaumen angenehm erfrischen wird.

Wahrhaftig, wer von Egypten nichts weiter als Port-Saïd gesehen hat, kann sich von dem Lande der Pharaonen und Pyramiden keine sehr schmeichelhafte Vorstellnng machen!

Sonnabend, 3. Dezember.

Gestern, kurz nach zwölf haben wir die Anker gelichtet und sind zwischen zwei sehr wenig interessanten Streifen Sandes in den Suez-Kanal eingefahren.

Heute bei Tagesanbruch haben wir die Taue gelöst, die uns auf der Nachtstation Sicherheit gewährten, und jetzt setzen wir unsere Reise zwischen endlosem Sand fort, und nur vereinzelt taucht hier ein Kameel, dort ein Araber am farblosen Horizonte auf. Auf den fernen Seen scheinen ganze Schwärme von Flamingos und Pelikanen im Schweigen der Wüste zu schlummern. Wir kommen in Cantarah an, einer Durchfahrtsstation zwischen Arabien und Egypten. Hier und da ein Büschel Tamarisken, daß man mit einem Aufwande von

viel Phantasie und viel gutem Willen für grün halten kann. Viel mehr Phantasie ist aber notwendig, um sich zu dem Gedanken zu erheben, daß man zwischen Asien und Afrika hindurchfährt. Rechts und links derselbe unendliche Sand, dieselben Brunnen mit stehendem Wasser, dasselbe trostlose Schweigen.

Um halb drei sind wir am Timsah-See angekommen, und in der Ferne erheben sich die Berge von Suez. Rechts errät man mehr als man sie sieht die Stadt Ismailia, die in dieser unfruchtbaren, öden Sandwüste wirklich eine Oase bildet. Hinter ihr zeichnen sich Sandhügel, gelb wie Tripel, ab. Wir müssen im See ankern, weil erst noch vier vor uns angekommene Dampfschiffe den Hafen verlassen müssen.

Ein großer Zettel, mit sehr schönen Federzeichnungen aus der Hand eines neapolitanischen Maschinisten verziert, kündigt den Reisenden des Singapore an, daß am Abend ein großes Konzert mit Ball stattfinden wird. Eine Fußnote am Ende des Zettels meldet, daß von seiten der Passagiere, welche den Kanal von Suez noch nicht durchschifft haben, eine hübsche Überraschung bereitet wird. Der dunkle Sinn dieser Worte in unsere vulgäre Sprache übertragen, bedeutet, daß man die Beutel aufmachen, und den Deckoffizieren und Mitreisenden, welche bereits die Ehre gehabt haben, den Suezkanal zu passieren, Champagner spendieren soll.

Sonntag. 4. Dezember.

Vom Timsah-See fahren wir zum Amaro-*)See, auf der andern Seite des Kanals, hinüber, an einen sehr engen, beschränkten Ort, der bescheiden mit Zuckerrohr und Tamarisken geschmückt ist. Kaum sind wir aber in dem großen See angekommen, so haben wir Gelegenheit die Wahrheit seiner Etymologie an uns zu erfahren. Ein unglückliches Dampfschiff, das noch dazu den Namen einer Dame trägt: Lady Dalhousy, ist dort gestrandet und ver-

*) Bitter-See.

schließt die Einfahrt zum See vollständig. Man wirft die Anker aus und erwartet, daß Lady Dalhousy die Höflichkeit haben werde, uns den Weg frei zu machen. Indes strömen hinter uns andere Unglücksgefährten dem Amaro-See zu, und mit immer zunehmenden Ärger werfen sie einer hinter dem andern ihre Anker aus. Jetzt sind wir schon vierzehn!

Montag. 5. Dezember.

Lady Dalhousy bewegt sich immer noch nicht, obgleich so viele galante Bugsierschiffe sich um sie bemühen. Sie holen die Ladung heraus, um sie nachgiebiger zu stimmen, und man hofft alles Gute, aber vorläufig sitzen wir fest.

Mit seiner gewohnten Zuvorkommenheit läßt der vortreffliche Kapitän Merello nach dem Frühstück die Dampfbarkasse des Singapore fertig machen und läßt uns an die Ufer des Sees hinüberfahren. Alle sind wir mit Gewehren bewaffnet und mit soviel Munition versehen, daß sie genügen würde um alle wilden Bestien Afrikas zu töten. Ich für meinen Teil gebe zwischen den dünngesäeten Tamariskenbüschen einer ganz kleinen Vogelart Geleitscheine mit, denn sie versteht es, sich in der geschicktesten Weise den groben Körnern meines Vogelschrotes unverletzt zu entziehen. Endlich fiel aber doch ein Vogel unter meinem meuchelmörderischen Blei.

Dienstag. 6. Dezember.

Die galanten Bugsierer der Lady Dalhousy sind jetzt impertinent geworden und sind dabei sie zu zertümmern, sie nach allen Richtungen hin zu ziehen; aber diese ist hartnäckiger als ein Maultier, sie läßt sie reden und thun und bewegt sich nicht. Die Chronik des Singapore zwar berichtet, daß sie sich zweimal bewegt, daß sie sich aber auch zweimal wieder festgesetzt habe.

Nach dem Frühstück setze ich mich in meine Barke und kehre zur Jagd zurück. Ich fahre den mit Zuckerrohr und Tamarisken eingefaßten Süßwasserkanal entlang, finde aber weder Löwen noch

Hyänen, noch Schakale. Eine eigentümliche Wollust ergreift mich inmitten dieses großartigen Schweigens. Ich trete in ein zerfallenes Haus und träume vergebens von Abenteuern mit herumstreifenden Beduinen und schönen in der Wüste verirrten Mädchen.

Durch ein verabredetes Signal ruft uns der Singapore an Bord. Lady Dalhousy hat sich bewegt und läßt die Straße nach dem Orient frei. Ich beeile mich auf die Barke zurückzukehren, aber gerate auf ein bewegliches Terrain, alles Sand und Salzkruste, in das ich bei jedem Schritte tiefer einsinke. Ich suche und forsche nach einem weniger verräterischen Erdreich; dann fange ich an zu laufen, alles vergebens. Bis zur Hälfte des Beines bin ich schon mit Schlamm bedeckt, Sonne und Furcht erpressen mir Angstschweiß. Schließlich bleibe ich stehen, rufe meine Begleiter und die Matrosen zu Hülfe, und es gelingt mir lebend wieder an Bord zu kommen.

Endlich fahren wir ab und hinter uns warten vierundzwanzig Dampfschiffe, daß die Reihe auch an sie kommt. Indes winden sie die Anker auf und schleudern in verschiedenen Sprachen Verwünschungen gegen die unglückliche Lady Dalhousy, die der Teufel holen möge!

Mittwoch. 7. Dezember.

Wir sind nur noch wenige Stunden im Kanal. Man sieht nichts als Sand. Sand um und neben uns, Sand in gelblichen Bergen in der Ferne.

Bevor wir aber diese Höllenstraße verlassen, wollen wir dem Genie eines Lesseps ein Hurrah der Begeisterung und der Bewunderung bringen, dem Manne, der trotz aller Hindernisse, trotz aller Unverschämtheiten, Verleumdungen und traurigen Prophezeiungen die Wüste durchfurcht, Afrika in eine Insel verwandelt, zwei Meere verbunden und Asien und Europa einander genähert hat. Heil seinem hartnäckigen, leuchtenden Genius! Für den rapiden Fortschritt des Handels mit Indien ist der Kanal heute nicht mehr ausreichend, und bald wird man einen andern parallelen graben,

oder den schon bestehenden erweitern müssen. Heute, in seinem jetzigen Zustande, ist er so schmal, daß, wenn man an gewissen Stellen auch nur um einen Meter von der Mitte der Fahrstraße abweicht, man stranden kann. Und wie viele Vorsichtsmaßregeln müssen angewendet werden, um sich in dieser schmalen Sandenge bewegen zu können! Jedes Schiff darf nur sechs Meilen in der Stunde machen, muß einen besonderen Lootsen an Bord nehmen und anhalten, sobald es den Befehl vom Kanaldirektor empfängt. Weder Widerspruch, noch Vorwände haben Geltung. Und wie teuer wird die Durchfahrt bezahlt! Wir haben 35,000 Lire (ungefähr 28000 M.) dafür gezahlt. Nicht umsonst sind die Aktien zu 500 Lire auf 2700 gestiegen. Man erzählte mir, daß die Gesellschaft im Jahre 1880 45 Millionen eingestrichen habe, 1881 jedoch sechzig.*)

Um 10 Uhr morgens kommen wir in Suez an. Endlich! Eine von Arabern und Negern geführte Barke wird uns für zwei Schilling per Kopf ans Land und wieder zurück an Bord bringen. Ein ganzer Zug Esel erwartet uns, und jeder Treiber möchte mir den seinen geben. Man muß schreien und um sich schlagen, um einen für sich zu haben. Alle tragen sehr unbequeme Sättel mit einem mächtigen runden Höcker vorn. Sie sind klein, mager und struppig, aber galoppieren wie arabische Pferde. Der ungefiederte Zweifüßler, der meinen Esel begleitet, gibt dem Vierfüßler, ohne mich vorher in Kenntnis zu setzen, von Zeit zu Zeit Stockprügel, die mich in die Gefahr bringen jedesmal einen Salto mortale zu machen. Wenn ich mir aber erlaube, den oben gelobten Vierfüßler für eigene Rechnung zu schlagen, so wird der Zweifüßler wütend.

Suez ist wahrlich keine schöne Stadt; schmutzige, staubige Straßen, mit unsäglich vielen Abfällen und Kehrichthaufen und ganzen Bergen von Fliegen. Ganz alte Häuser, mit Arabesken

---

*) Règlement de Navigation dans le Canal Maritime de Suez. Port-Saïd. Imprimerie I. Serrière et C.

verzierte alte Hausthore, mit kleinen Laden verschlossene Balkons. Hier und da ein überraschend schöner Zug maurischer Architektur. Läden wie Schränke so groß, in denen die Hälfte des Raumes vom Verkäufer selbst in Anspruch genommen wird, der in türkischer Art sitzend, seine ewige Zigarette mit buddhistischer Ruhe raucht. Auf fast allen Gesichtern liegt ein Ausdruck von Ruhe, Poesie und Schwermut. Eine große Farbenfülle in bezug auf die Haut und Kleidungsstücke. Ich sehe nur ein Kameel, viele Esel und hier und da ein Maultier. Alle Zweifüßler jeden Alters und jeden Geschlechtes rauchen Zigaretten.

Die Frauen tragen ihre Gesichter alle bedeckt; sie tragen die Assaba und lassen nur die mit Schwefel-Spießglanz geschwärzten Augen sehen. Die Nägel der Frauen sind mit Henna gelb gefärbt. Eine Frau mit unverhülltem Gesicht ist eine wieder lebendig gewordene Osiride.— Sehr viele Blinde; Barbiere überall. Ein Schmied bläst in seinen Schmiedeherd, indem er mit dem Fuße auf einer luftgefüllten Hammelshaut herumtritt. In einem Café chantant findet man schöne, junge Mädchen, fast alle leider Italienerinnen und gern bereit dem Fremden gefällig zu sein.

Auf dem Markt sehe ich einige Bananen, Flaschenäpfel (anona) Apfelsinen, Granaten, Datteln und dicke Rettiche. Zwei arabische Knaben kauen begierig einige grüne Blätter, die einer Kohlpflanze anzugehören schienen.

Betäubt, in Schweiß gebadet, von einer Mischung von Bewunderung und Ekel für die alte egyptische Stadt erfüllt, sucht jeder seinen eigenen Esel wieder auf, und glaubt seine Pflicht zu thun, wenn er die ausbedungenen zwei Schilling bezahlt. Bittere Täuschung! Die zwei Schilling waren für den Esel, soll denn aber der Treiber garnichts haben? Bakschisch! Bakschisch! Bakschisch! tönt es von allen Seiten, man hört nichts anderes. Sie packen euch bei den Armen, bei den Beinen, die Festigkeit eurer Kleider und eurer Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Goddam! Verfl ...! Sacrn ... d'un Dieu! Sacramento! Car ...! Im Chor antworten alle europäischen Verwünschungen auf die Flüche

Afrikas und Asiens. Aber weder alle zusammen, noch einzeln ausgestoßen genügen sie, um das Rätsel zu lösen, und man sieht sich genötigt zu der klarsten, universellsten, wirkungsvollsten Sprache seine Zuflucht zu nehmen, nämlich, die Anwendung des menschlichen Muskels auf die menschliche Epidermis.

Inzwischen lernt aber das Wort Backschisch gut auswendig, denn überall wird es euch entgegenschallen, in Aden, in Bombay, Madras, Calcutta und bis zur chinesischen Grenze.

Wir fahren in das rote Meer ein, und ich beobachte den prachtvollsten Sonnenuntergang den ich bis jetzt auf allen meinen Reisen und in meinem schon langen Leben gesehen habe. Hinter den kahlen Bergesgipfeln Arabiens strahlten kleine goldene Wolken, zu tausenden und hunderttausenden über den Himmel in zwei Reihen, in großen Flocken wie ein Schaffell oder in winzigen wie feiner Goldstaub zerstreut, ein so intensives goldenes Licht aus, daß es sich auf dem Meere, auf den Gesichtern der Menschen und dem weißen Segelwerk der Schiffe wiederspiegelte. Fast schien es, wie wenn Meer und Himmel und Erde in reinem Golde schwammen, in blitzendem, blendendem Golde; wie wenn sie in einer leuchtenden Orgie des reichsten und lockendsten aller Metalle tanzten. Allmählich ging jenes Gold in rot über, rosig, glühendrot, und berauschte die Augen mit den herrlichsten Lichttönen, mit den feurigsten Blitzen der großen Himmelsgöttin.... Und nach dem Brande graue Asche, die jedem Feuer folgt....

Donnerstag, 8. Dezember.
Im roten Meere.

Das sind Tage, in einem Backofen, wo man bald zu brennen scheint, bald die angenehme Wärme des Brotes genießt, das, nachdem es gebacken ist, sich allmählig zu der Wollust vorbereitet sich essen zu lassen. Weht uns der Wind entgegen, so wird die Wärme wollüstig, schlummert der Wind, so erschlaffen die Muskeln, das Gehirn schläft in der Langeweile der Apathie ein, jede menschliche Würde geht verloren und selbst die eingefleischtesten puritanischen

Miß' oder Ladies des blonden Albions, vergessen ihre Schamhaftigkeit so weit, daß sie sich abends in eine Decke hüllen und auf dem Verdeck schlafen, weil man sich in den Kajüten nicht mehr aufrecht halten kann. Zu gewissen Jahreszeiten und auf der Rückreise, falls die Reisenden nicht schon durch einen langjährigen Aufenthalt im tropischen Asien daran gewöhnt sind, geschieht es nicht selten, daß einer oder der andere von der außerordentlichen Hitze erstickt, an Bord stirbt.

Sonntag, 11. Dezember.

In 24 Stunden haben wir 245 Meilen südwärts gemacht. Die Hitze ist noch unerträglicher und doch zeigt in meiner Kajüte das Thermometer nur 30° C. Ich bin fest überzeugt, daß unsere armseligen physikalischen Instrumente nur einige Momente der Materie und der irdischen Phänomene zeigen. Unsere Nerven sind viel empfindlicher als Thermometer, Barometer, Galvanometer und alle ometer der Herren Physiker. Wer erklärt mir z. B. warum 30° C. im roten Meere unerträglicher sind als 30° in Florenz oder Genua? Hier genügt die veränderte Feuchtigkeit nicht, um den Unterschied zu erklären.

Montag, 12. Dezember.

Kaum bin ich aufgestanden, so fällt mein Blick auf die wüsten Inseln Gibilt, Sagur und Zubaia, auch die zwölf Apostel genannt. Gegen Mittag unterscheidet man die arabische Küste, dann Mokka, das sich mit niedrigen Häusern, wenigen Minarets, Palmenwäldchen und zerfallenen Festungswerken längs dem Meere hinzieht. In der Ferne wird es von schönen Bergen gekrönt. Schon sein Name hat für den Europäer einen wollüstig verheißungsvollen Klang, aber ach! auch das ist eine Dichtung, die vor der traurigen Wahrheit verschwindet und verweht. Die Landung ist leicht in Mokka, die Straßen sind öde und verlassen, und die Kaffeebauer ziehen es vor ihre Produkte nach Aden zu bringen, wo die Eng-

länder sie zu gutem Preise ankaufen und die verhaßte Steuer der türkischen Regierung wegfällt.

Wir sind in Bab-el-Mandeb oder am Thränenthor, einem der Punkte unseres Planeten, wo Geschichte und Geographie mit lauter Stimme zum Reisenden sprechen, ihn rühren und zum Nachdenken auffordern. An jener Stelle scheint die arabische Küste sich auf sich selbst zurückzubeugen, um sich der afrikanischen Küste zu nähern und sie zu umarmen, aber diese scheint sich spröde gegen die Umarmung zu wehren. Um Asien und Afrika ewig von einander fern zu halten, hat sich als drittes Hindernis die Insel Perim dazwischengeschoben, die zum großen Ärger der Franzosen, welche einen Handstreich versucht hatten, von den Engländern in Besitz genommen wurde.

Dienstag, 13. Dezember.

Um fünf Uhr morgens kommen wir in Aden an. Sofort wird das Verdeck von prächtigen Somali-Negern überfallen, die mit ihren mächtigen, infolge der „Moxa" mit Narben überdeckten Körpern, ihren mit Kalk weiß gepuderten Löckchen, ihren Zähnen, die noch weißer als Kalk sind, und die unaufhörlich von den Negern mit einem Stückchen Holz (Missuak) poliert werden, ein äußerst interessantes Bild abgeben. Die Kinder springen geschickt aus ihren Pirogen in das Kobaltblaue Wasser und fordern die Reisenden dadurch auf, ihnen Geldmünzen zuzuwerfen, die sie aus einer großen Tiefe wieder auffischen. Diese Übung ist nicht ohne Gefahr, denn unter ihnen sehe ich einen schönen Knaben, der, trotzdem er nur ein Bein hat, wie ein Fisch schwimmt. Das andere hatte ihm ein Haifisch entrissen.

Während ich mich aber bemühe mich gegen die Somali zu verteidigen, die mich alle in ihren Barken ans Land bringen wollen, mich der Juden mit den langen Löckchen vor den Ohren zu erwehren, die mir ihre Straußenfedern verkaufen wollen, und aller der Araber und Parsen, die mir ihre Waren anbieten, betrachte ich das vor mir ausgebreitete Panorama und das ist von

einer grausigen Schönheit. Die Landschaft um Aden wird von einem alten, ungeheuren, schwarzen, ausgebrannten, vom Feuer und Wetter zerrissenen Krater gebildet, der noch zur Hälfte als riesenhafte Ruine eines Kyklopenschlosses stehen geblieben ist. Am Fuß jener zerschmetterten Felsen gewahrt man einige sehr schöne Häuser in arabischer Architektur mit weiten geräumigen Thoren. Nichts grünes ringsum, nur hier und da meergrüne Flecken in den Felsenspalten. Als ich ausgeschifft war, sah ich nichts als Sand und Lava, Lava und Sand. Viele in der Vulkanasche niedergekauerte Kameele sehen aus wie Holzmodelle fossiler Tiere. In jenem glühendheißen Sande, mitten auf dem Platze, lag ein Neger wie eine Eidechse ausgestreckt, den Kopf mit einem weißen Lappen bedeckt.

Die Somali lassen sich die Hände untersuchen, aber um keinen Preis wollen sie mir ein Büschel ihrer Löckchen von der Farbe des vergoldeten Silbers verkaufen. Sie antworten mir, daß sie dann sterben müßten. Mit Hülfe eines Dolmetschers versuche ich einen klugen, intelligenter als die andern aussehenden jungen Menschen zu überreden.

„Wenn Du mir die Haare abschneidest, so werde ich krank werden und sterben.“

„Aber ich bin Arzt und werde Dich heilen.“

„Nein, nein, ich glaube, daß Du Arzt bist, aber wenn ich krank werde, bist Du nicht mehr hier um mich zu heilen.“

Ich hatte nicht Zeit genug, um noch einen Gang durch die Araberstadt zu machen, da sie einige Meilen von der Küste entfernt ist. Unter anderen bewunderungswürdigen Dingen existirt dort auch ein wahres Magazin von lebenden Somali-Frauen, die sich allen Seeleuten, die durch das große asiatische Thor fahren, preisgeben. Sie sind wie Galeerensklaven oder wie die Logen im Theater numeriert. Wer sie gesehen, fand sie von einer wahrhaft statuarischen Schönheit.

Bei meiner Rückkehr nach Europa hatte ich in Aden eine schöne Gelegenheit, vorzüglichen Kaffee, schöne Straußenfedern,

Somali-Waffen, Matten aus Madagascar und vor allem Löwen-, Leoparden- und Pantherfelle zu kaufen.

Als ich mit meinen Gefährten an Bord des Singapore zurückkehre, bewundere ich die einfachen Segel der Somali. Es ist ein Ruder, an dessen zwei äußersten Enden man ein Leintuch befestigt, das sich wie ein Viertel einer Melone bläht. Zwei Somali singen abwechselnd ein Kriegslied in der Barke und führen mit den Waffen, die wir in Aden gekauft, und die sie in einen hohen Zustand der Begeisterung zu versetzen scheinen, einen Scheinkampf auf.

Um ein Viertel auf elf vormittags stechen wir wieder nach einem zu kurzen Aufenthalte in See. Wir fahren jetzt an der arabischen Küste entlang, und unterscheiden deutlich viele Forts, einige Fleckchen blaßgrünen Grases, die sich scharf von den rötlichen, versengten Felsen abheben. Die ganze Szenerie erinnert lebhaft an die Insel St. Vincenz am Cap Verde.

Dann fahren wir in den Indischen Ozean ein, der sich kühl und ruhig vor uns ausdehnt. Nach dem Roten Meere kommt er uns wie ein Paradies vor.

Der Bug des Schiffes ist nordostwärts gerichtet und schon glaube ich die fernen Wohlgerüche Indiens zu spüren.

Mittwoch, 14. Dezember.

Ich fühle mich sehr schlaff und matt, die Reise wird mir sehr lang, die Tage dehnen sich, die Stunden scheinen mir unendlich Ich fühle die tropische Hitze zu sehr, sie dringt durch alle Poren meiner Haut.

Die einzige Zerstreuung bildet jetzt der Fang von vorüberschwimmenden Algen und der Anblick unzähliger, kleinen Medusen.

Die Temperatur ist angenehm und schwankt immer während des Tages um 27° C. herum.

Freitag, 16. Dezember.

Der Nordostwind fährt fort zu blasen und zwar so kräftig, daß man nicht weiß, wo man sich verstecken soll um ruhig zu

bleiben. Die Kajüte ist zu klein, der smoking-room von den Whistspielenden Engländern in Besitz genommen, der Eßsaal voller Kinder.

Leider, leider, kommen wir nur sehr langsam vorwärts. Das vielersehnte Bulletin über unsere Route, das an Bord das wichtigste Ereignis des ganzen Tages ist, meldet uns die traurige Thatsache, daß wir in den letzten 24 Stunden nur 208 Knoten gemacht haben. Jetzt verlautet es auch, daß wir erst am 21, und nicht mehr am 20. ankommen werden.

Die Reisenden machen dem braven Kapitän Merello finstere Gesichter, wie wenn er die Macht hätte die Windrichtung zu ändern, und der brave Kapitän Merello schaut finster drein, weil die Passagiere ungerecht sind, und es ihm nicht gelingt sie zufrieden zu stellen.

Sonnabend, 17. Dezember.

Der Wind hat sich etwas besänftigt, aber das Rollen des Schiffes hat zugenommen. Die Reisenden sind fast alle krank, und die Damen kränker als je. Ich habe das seltene Glück, mich ausgezeichnet zu befinden, finde aber niemand, mit dem ich plaudern könnte.

Jetzt machen wir nur 206 Knoten.

Großer Müßiggang, lahme Plaudereien und die Lektüre der Fanfulla della Domenica, die mir unter diesem Breitengrade sehr genießbar erscheint. Der Rahmen macht nicht das Gemälde, aber er kann es verschönern oder häßlicher machen, das Kleid macht nicht die Frau, aber leider ach! einen wie großen Teil derselben! So erhalten auch die Journale ihr Relief und Colorit durch die Umgebung, in der sie gelesen werden.

Ich mache einen anthropologischen Besuch auf dem Bug des Schiffes. Dort sind Araber, Afrikaner, Hebräer und Hindus. Der schmutzigste von allen (und schmutzig sind sie alle) ist ein Jude aus Aden, der mir Schnupftabak und im Ofen geröstete Bohnen anbietet, zwei Dinge, die mich nicht verlocken können. Ich gebe

ihm eine Zigarette, für die er mir mit einem sehr orientalischen salam! dankt. Der Jude ist ein Priester. Also auch in Asien sind die Priester schmutzig! Ich sehe zwei Araber, die aus einem Narguileh so groß wie ein Backofen, rauchen. Ihre Blicke sind stier und die Augen gläsern, die Unterlippen hängen herab, und ein nervöses Zittern erschüttert ihren Körper unausgesetzt. Sie genießen die höchste Wollust des Haschisch, den sie mit ihrem Tabak vermischt haben. Jüdische Kinder, die schmutziger sind als eine gebrauchte Kasserole, ein asiatisches Mädchen mit einem Ring durch die Nase, schwarze, bronzierte, schlammfarbene, mit Öl beschmiert und mit Schmutz ziselierte Häute. Auf jeden Fall hat der Orient an Bord des Singapore keine sehr empfehlenswerten Repräsentanten.

Montag, 19. Dezember.

Der gute Kapitän hat Mitleid mit den gelangweilten Reisenden und bereitet ihnen für den Abend eine Vorstellung, kleine Lustspiele und lebende Bilder. Ich weiß nicht, wer herausgefunden hat, daß ich Shakespeare gliche, und ich müßte den titanischen Genius in einem lebenden Bilde darstellen. Aber ich widersetze mich dem Ansinnen. Meine Würde als Senator des Königreichs erlaubt mir nicht, das zu ehrenvolle Anerbieten anzunehmen. Zwei Schwestern, Mestizen aus Lucknow bilden zwei Typen weiblicher Schönheit; die eine hat blaue Augen und köstliches, langes, blondes Haar; die andre ist brünett, sehr brünett sogar, und alles ist schwarz an ihr, Augen, Haar und der leichte Samtflaum auf der Lippe. Der ersteren fällt die Aufgabe zu, das Gretchen im Faust darzustellen, die zweite macht die Hexe. Die Reisenden schwanken, welcher sie den Siegespreis erteilen sollen. Ich gebe ihn beiden ex aequo.

Der Kapitän Merello treibt seine Höflichkeit sogar so weit, daß er uns Eis servieren läßt, und mitten im Indischen Ozean ist das eine wahre Wonne.

Dienstag, 20. Dezember.

Wie durch einen Zauberschlag ist das moralische Klima an Bord des Singapore vollständig verwandelt. Die Matrosen sind fröhlich, fröhlich sind die Reisenden, fröhlicher als alle sind die Deck-Offiziere. Sogar das Meer ist sanft und ruhig geworden und stimmt so ein in den Chor unsrer Glückseligkeit. Und alles das nur, weil man weiß, daß man morgen Indien sehen und in Bombay ankommen wird.

Bei Tische fließt Champagner und Barolo in Strömen, und man beglückwünscht unsern braven, unsern sympathischen Kapitän. Ein englischer Geistlicher, der so groß wie ein Patagonier, so ernst wie ein Spanier und liebenswürdig wie ein Franzose ist, stellt sich Merello gegenüber und richtet eine kleine Dankadresse an ihn, die alle billigen, und der sie Beifall klatschen.

Abends spiele ich mit deutschen und englischen Damen alle bestie. Die albernsten Dummheiten dieser Welt werden mit Begeisterung begrüßt, die gleichgültigsten Worte scheinen uns geistreich und genial. Der heilige Duft der nahen Erde berauscht uns alle zusammen und versetzt uns in einen Zustand der höchsten Erregung. Wer nicht lange auf dem Wasser gewesen ist, der hat die Erde niemals geliebt, unsre heilige Mutter, unsre erste Freude, unsre letzte Ruhestatt. O Ihr, die Ihr die Leichen verbrennt, Ihr Fleischhändler des Grabes, Ihr Köche von menschlichen Beefsteaks, Ihr seid es nicht wert jenen süßen, wohlthuenden Duft, wie von feuchten Levkojen einzuatmen, jenen kosmischen Wohlgeruch einer ewigen Jungfräulichkeit, jenes Parfüm aller Parfüms, von denen alle würzigen Düfte von Blumen, Früchten und lebenden Wesen in gerader Linie abstammen!

Zweites Kapitel.

In Bombay. — Der erste Duft von Indien. — Watsons Hotel und die Gasthäuser in Indien. — Die indischen Diener und ihre Wonnen. — Bombay in der Beschreibung eines Hindu-Dichters. — Der Markt. — Das Tierspital. — Die School of arts. — Die Black Town und der Dwarkanath. — Der Bazar in Bombay.

Kaum ist man in Bombay gelandet, so bringt ein für den Reisenden ganz neuer, ganz eigenartiger Wohlgeruch in seine Geruchsorgane, der an Moschus und alle Gewürze zusammengenommen erinnert. Öffnet man morgens das Fenster, so schwebt er als erster Gruß des indischen Landes in das Zimmer, und wird noch stärker dort, wo die eingeborene Bevölkerung dichter geschart ist. Wahrscheinlich rührt er vom Sandelholz und anderen heiligen Wohlgerüchen her, die in den Häusern verbrannt werden. In Madras und im ganzen Süden Indien's ist der vorherrschende Geruch dagegen der des Kokosnußöls und in Stationen und Vierteln, die von Eingeborenen bewohnt werden, und auf dem Markte wird er so stark, daß er selbst auf die Lunge fällt.

Für denjenigen, der einen feinen Geruchssinn hat, besitzt jedes Land ein charakteristisches Parfüm. So erinnere ich mich unter anderen famosen Gerüchen des Fischthranparfüms in Norwegen, des Nebel- und Rauchparfüms in London, und der gatinga (Negerschweiß) in Rio de Janeiro.

Aber nicht der Duft der Luft ist es, der einen bei der Landung in Bombay zuerst frappiert. Es ist das phantastische Schauspiel einer zur Hälfte englischen, zur Hälfte indischen Stadt, mit

einer der vielfarbigsten Bevölkerungen der Welt, wo die menschliche Haut alle ihre Farben zur Schau trägt und die menschlichen Gewänder alle Tinten eines Karnevals darstellen oder einer venetianischen Palette. Hier ist ein wahres Museum von Rassen, eine Ausstellung ethnischer Typen, ein Kaleidoskop schimmernder, blitzender Farbentöne und bizarrer Gestalten, die sich vor den Augen des bewundernden Reisenden zusammensetzen und wieder auflösen. Wehe dem, der in den ersten Tagen in dieser zaubervollen Stadt die heitere intensive Empfindlichkeit, die man in unsern kühlen Europa genießt, beibehalten würde. Berauscht und in den Grundvesten seines Empfindens erschüttert würde er sein, wie ich damals, als ich mit zweiundzwanzig Jahren zum ersten Male an der Küste von Brasilien landete. Zum Glück aber für die Nerven des Reisenden, empfängt ihn, sobald er in Indien den Fuß ans Land setzt, die weiche Schlaffheit der tropischen Zone und der beliebten horizontalen Lage, die er bald einnimmt, sieht er vor seinen Augen friedlich die Laterna magica mit den weißen Parsen vorüberziehen mit Rauchfängen auf dem Kopf, den nackten Kuli, den ebenholzschwarzen Paria-Mädchen, mit den roten, gelben, violetten Turbanen mit oder ohne Horn, mit oder ohne Schweif, und Pferde und Wagen und Sänften, und hört ein unverständliches Gemurmel in allen Sprachen der Welt, die einander zu stoßen scheinen ohne sich zu verstehen, wie Worte, die von Betrunkenen in freier Luft gewechselt werden.

Ich bin in der Esplanade oder Watson's Hotel, einem der besten in Bombay abgestiegen, und habe ein Zimmer im dritten Stock genommen. Es kostet zwei Rupien weniger als im ersten, und eine Rupie weniger als im zweiten Stock. Wenn ich bis zum vierten Stock hinaufgestiegen wäre, so würde ich noch eine Rupie weniger zahlen. Was nun die Speisen und die Bedienung betrifft, so werde ich darin mit den anderen gleich behandelt, das heißt, ich kann alles essen, was die Küche liefert, und was auf der Karte geschrieben steht. Ich könnte zum Beispiel mit Gargantua wetteifern und zehn Gerichte zum Frühstück und zwanzig zu Mittag essen, ungerechnet den Thee und Kaffee mit Butter und Brot

des Morgens und das Bad, das ich nehmen kann wann ich will. Für alle diese Gnadengaben Gottes zahle ich nicht mehr als sechs Rupien per Tag.*

Die Gasthäuser in Indien sind sehr billig, aber die komischeste Sache von der Welt. Wenn man den Engländer über deren erbärmlichen Zustand Vorwürfe macht, über den geringen Comfort, den man in ihren indischen Hotels findet, so fangen sie an zu lachen und zucken die Achseln. Nur sehr selten und dann nur für wenige Tage, logieren sie in einem Hotel, da sie meist eigene Häuser haben, oder sich leicht bei einem Freunde oder im Club einquartieren können. Dann haben sie auch immer einen oder mehrere eigene Diener bei sich. Aber ich, der ich Indien ohne Diener bereist habe, was hier ebenso merkwürdig ist, wie wenn ein Europäer bei uns ohne Reisetasche und Koffer reisen würde, ich habe die ganzen Annehmlichkeiten der indischen Hotels gründlich kennen gelernt.

In Watson's Hotel passieren die wunderlichsten Dinge. Man könnte krepieren, und keiner würde es bemerken (denn hier sind keine Klingeln,) und doch ist man von einer ganzen Kohorte von Dienern belagert, die einen nicht in Ruhe lassen. Eines Tages, als ich sehr viele Besuche empfing, kam der mit dem Leeren gewisser, unaussprechlicher Gefäße betraute Diener in einer Stunde viermal in mein Zimmer um nachzusehen, ob er seine Thätigkeit entfalten müsse, und jedesmal hob er die Decken des Bettes in die Höhe, um die

*) In den großen Städten Indiens zirkuliert englisches, aber in Indien geprägtes Geld. Die Einheit ist die Rupie, die M. 1,68 oder M. 2,00 je nach dem Kurs gelten; sie wird in Ana geteilt, die ungefähr anderthalb Penny englisch wert ist. Die ana wird in pais, Kupfermünze, geteilt. Goldmünzen werden nicht geprägt, weil die Hindus, um sie zu Schmuckgegenständen zu verwenden, sie der Zirkulation entziehen würden. Außer den Rupien existiert noch Papiergeld, das ebenso viel wie Silbergeld gilt, aber da es von verschiedenen Banken ausgegeben wird, so würde der Reisende, der von einem Teile Indiens nach dem andren geht, nicht wenig verlieren. Es wäre zu wünschen, daß, wie eine einheitliche Regierung in Indien herrscht, es auch überall dasselbe Geld geben möchte.

Thatsache zu konstatieren. Alle meine Entrüstung war vergebens, weil er kein Wort englisch verstand. Ein anderes Mal wurde ich zwischen fünf und sieben Uhr morgens zehnmal aufgeweckt, fünfmal geschieht es, um mir ein Bad anzubieten, das ich nicht wollte und fünfmal, um mir Thee zu bringen, den ich bereits ausgeschlagen hatte.

„Pum! Pum! „Wollen Sie ein Bad nehmen?"

„Heute Morgen will ich nicht baden."

„Pum! Pum! „Wollen Sie Thee haben?"

„Heute Morgen trinke ich keinen Thee."

Beim zehnten Klopfen sprang ich im Hemde aus dem Bette, und führte ihnen im Korridor eine schreckliche Szene auf, indem ich auf englisch, mailändisch und in allen Sprachen der Welt tobte und fluchte. Jetzt schienen sie verstanden zu haben, denn fortan ließen sie mich in Ruhe.

Die Szene bei einem Mittagessen an der Table d'hôte in Watson's Hotel ist unbeschreiblich. Ein großer ungeheurer Saal, mehr als hundert auch wohl zweihundert Personen, alles Europäer bei Tische. Die Panka (große, in der Luft aufgehängte Fächer, die von einem hinter der Thür stehenden Kuli in Bewegung gesetzt werden,) bewegen sich alle zusammen und wehen Papier und Servietten von den Tischen, und dem der Haare hat und sie lang trägt, erheben sie dieselben unausgesetzt. Außer den Dienern des Hotels, deren Zahl vielleicht fünfzig beträgt, steht hinter jedem Stuhl noch ein Diener, und sie gehen, kommen, fragen, ohne eine Antwort zu erhalten und antworten, wenn sie nicht gefragt werden. Im Speisesaal in Watson's Hotel habe ich mir zum ersten Mal eine Vorstellung machen können von dem was sich an jenem bewußten Tage am Turme zu Babel zugetragen hat, an dem es dem lieben Herrgott gefiel, den zukünftigen Philologen in Europa so kostbare Schätze von Studien und Wonnen zu präparieren.

Jene Diener sollten eigentlich bedienen, doch wer seinen eigenen Diener hat, liest die Speisekarte und befiehlt ihm in die Küche zu gehen und das gewünschte Gericht zu nehmen.

Aber die Geschichte läuft nicht immer so glatt ab, denn wenn der private servant in die Küche kommt, so findet er zahllose andere private servants, die gleich ihm ihrem Herrn den besten Teil des gewünschten Gerichts bringen wollen. Sie fangen an zu kämpfen, mit Worten oder mit Fäusten, mit Witz oder ohne, je nach dem respektiven Temperament oder der bezüglichen Erziehung. Zuweilen aber geschieht es auch, daß zwei Diener zugleich jenen schönen Truthahnschenkel haben wollen, und daß sie ihn in die Hände nehmen, bis er zur Erde fällt und ihn die Katze frißt. Inzwischen erwartet der hungernde Gast geduldig sein verlangtes Gericht und beneidet fast seinen Nachbar, der keinen private servant hat, und von vier verschiedenen Dienern vier verschiedene Truthahnkeulen bekommt. Die Langsamkeit oder Schnelligkeit der Rückkehr des betreffenden Abgesandten hängt zu andern Zeiten auch von Zufälligkeiten ab, wie zum Beispiel von der Begegnung mit einem Dienstmädchen in den Korridoren.

Im großen und ganzen ißt man aber doch besser, wenn man seinen eigenen Diener hat. Ich zum Beispiel, der ich keinen hatte, habe einmal von vier Dienern nach einander Bier verlangt und immer erhielt ich die Antwort: Private. Ich hatte mich geirrt und hatte mich an Privatdiener gewendet. Ein andermal, als ich zwei weichgekochte Eier verlangte, brachte es mein Schrei eines Verhungernden, den fünf in demselben Moment unbeschäftigte Diener des Hotels aufgefangen, zu wege, daß ich zur Entschädigung für das früher beschriebene Warten, in einer Sekunde zehn weichgekochte Eier vor mir hatte. Füge man zu all diesem hinzu, daß die Stunde der Table d'hôte so elastisch ist, daß während man seine Suppe ißt, der Nachbar zur Rechten schon beim Käse angekommen ist und der Nachbar zur Linken das Entree verspeist. Füge man die verschiedenen Hautfarben all dieser Diener hinzu, das Klirren der Gläser, das Klappern der Teller und Messer, das Schreien der Diener, das Brüllen der Hungrigen, die Seufzer der Geduldigen, und ich versichere Ihnen, daß jene Szene die

Feder eines Rabelais oder Yorick wohl in Versuchung zu führen im Stande ist.

Damit sind aber die Wohlthaten eines Hotels erster Klasse in Indien nicht erschöpft. In einer Nacht wachte ich in Watsons Hotel auf, von einem Geräusch wie von Zähnen, die etwas zerbeißen, gestört. Rasch zündete ich das Licht an und sah eine große Ratte, welche die Flucht ergriff und einen meiner Schuhe hinter sich herzog. Die Öffnung, durch die sie eingedrungen, war jedoch zu klein, und so ließ sie mir die Beute mit einem Loch so groß wie ein Taler zurück. Ich hing dann meine Schuhe an einem Bildernagel auf und schlief ruhig wieder ein. Da ich Indien im Winter bereiste, so lernte ich weder die famosen Erdblutigel kennen, noch sah ich frei umherschleichende Schlangen, aber mit Ratten hatte ich verschiedene Male zu thun.

Im Jahre 78—79 hatten einige Ratten im Dekan ganze Ernten türkischen Weizens zerstört, indem sie alles verzehrten. Es war die Golunda mettada, von der Elliot schon vor einem halben Jahrhundert spricht.*)

Aber wir wollen zu den Dienern zurückkehren. Ich habe ganz Indien ohne Diener bereisen wollen und habe es auch gekonnt, jedem andern rate ich aber, einen zu nehmen. Unter anderen schönen Dingen kann man ohne ein solches Individuum gar keine Einladung zum Mittagessen annehmen, denn auch im Hause des Amphitryons muß man seinen eigenen servant hinter seinem Stuhle haben, damit er in die Küche geht und die Speisen holt. Ich habe freilich immer nur in bescheidener Weise bei Gouverneuren und Königen, oder Italienern und Fremden, die königliche Herzen hatten, gespeist, wo ich immer von den Dienern des Gastgebers bedient wurde.

Mein Buch ist kein „Führer" und darum wird man auch

---

*) Siehe Fairland: The ravages of rats and mice in the Dakkan during the harvest 78. 79. Journ. of the Asiatic Society of Bengal. Vol. 48. 1879. New Series, pag. 143.

keine Beschreibung von Bombay von mir erwarten.**) Es ist eine der schönsten, originellsten, großartigsten Städte der Welt, und unbestritten die schönste, reinlichste, gesündeste unter allen indischen Städten.

Der berühmte Hindu-Schriftsteller, der Nabob Muhammad Umr Ali Khan, mit dem poetischen Beinamen Wahschî, das Haupt der Regierung in Baçuda, hatte wohl recht, wenn er die Schönheit Bombays in folgenden Versen besingt:

„Wie sollte man sich nicht sehnen, Bombay zu sehen, die Stadt, vor deren Staub der blitzende Diamant sogar sich schämen muß?"

„Bombay ist jetzt ein Ort der Ruhe, wo Augen und Herz zugleich befriedigt werden."

„Nachdem wir die ganze Welt durchstreift haben, und sie sozusagen durchgesiebt haben, sind wir überzeugt, daß Bombay in der That der Gegenstand ist, den der Ozean sich erkor.

„Wer mit eigenen Augen die Frühlingsrosen Bombays gesehen hat, kann der dies herbstliche Ersterben ertragen?

„Nach so vielen Tagen ist es Wahschî endlich gelungen, seinen Wunsch, diese Stadt zu besuchen, zu erfüllen."

Bombay hat ungefähr 700 000 Einwohner und liegt auf einer der schönsten Inseln jener Gruppe, welche vielleicht schon Arrian unter dem Namen Heptanesia bekannt war. Durch Brücken ist sie mit Salsette und dem Festlande verbunden.

In dem Esplanade genannten Teil der Stadt findet man die größten und bedeutendsten Gebäude der Stadt vereint, den Regierungspalast, die Kathedrale, die Bibliothek; dort ist die große Universität oder der Turm Raja Bai's, der 260 Fuß hoch von Premchand Raichand mit einem Kostenaufwande von 300 000 Rupien zum Andenken seiner Mutter erbaut wurde, der auch

*) Seit kurzem existiert ein ausgezeichneter Führer: Handbook of the Bombay Presidency with an account of Bombay City. Edit. 2 with maps and plans. London. John Murray 1881.

weitere 100 000 für die Bibliothek spendete. Hier ist die Architektur so rein englisch, daß, wenn nicht der kobaltblaue Himmel jene großartigen Gebäude überspannte, und nicht die von riesigen Ficus indica beschatteten Alleen sich durch die Stadt zögen, man glauben würde in London zu sein.

. Man darf Bombay nicht verlassen, ohne die Markthallen und das Tierspital zu besuchen, denn das sind die beiden merkwürdigsten Dinge in der Stadt.

Die Markthallen bedecken einen Raum von 72 000 yards und sind sicher die schönsten der Welt. Sie sind ganz aus Granit, Eisen und Glas erbaut, und im Centrum erhebt sich eine prächtige Fontäne, die ein Parse, Sir Kausji Jahângir Readymoney gestiftet hat. Der rechte Flügel (150 Fuß lang und 100 Fuß breit) ist für Blumen und Früchte bestimmt, der linke Flügel (350 Fuß lang und 100 Fuß breit) dient zum Verkauf von Gemüsen und Spezereien. In nahegelegenen, aber davon getrennten Räumen befindet sich der Fleisch-, Fisch- und Geflügelmarkt.

Ich habe die Markthallen mehr als einmal und mit immer zunehmenderm Erstaunen besucht. Unter diesem Feuerhimmel ist auch nicht der leiseste üble Geruch; im Gegenteil, in der Blumenabteilung Wohlgerüche ohne Ende, und auch zwischen dem Gemüse standen kleine Räucherkerzchen aus Sandelholz und Benzoin, welche die angenehmsten Düfte spendeten. Und die Pyramiden von Bananen und Pompelmusen (Citrus decumana), Apfelsinen, so groß wie ein Menschenkopf, mit rosigem Fleisch und Kokosnüsse, die gallertartige Frucht der Weinpalme (Borassus), Weintrauben, die letzten und seltensten Mangos der Jahreszeit und alle die saftigen und unendlich vielfältigen Erzeugnisse einer üppigen Flora. In bezug auf Früchte befand ich mich wirklich am entgegengesetzten Pole des nördlichen Sibiriens, wo man nur die ganz kleine Frucht des pyrus baccata findet, die noch in Essig gekocht werden muß um eßbar zu werden und nur als Salat genossen werden kann.

Und all' diese Rosen, diese Chrysanthemum, diese Jasminen,

welche die Frauen geduldig auf Goldfaden ziehen, um Kränze davon zu machen, und all' diese Papageien und bengalischen Finken und Affen und wohlschmeckenden, vielgestaltigen Fische, welche das fruchtbare Meer und die gütige Erde dem Bewohner Indiens darbieten!

Das Pinjra Pol oder Tierspital, von den Jain gegründet, ist die häßlichste Parodie auf jenen mystischen Sentimentalismus, der soviel Fürsorge und Zärtlichkeit für die Tiere verschwendet, daß für die Menschen sehr wenig übrig bleibt. Man hat mir gesagt, daß dessen Unterhaltung jährlich 250 000 Lire kostet, und daß sogar ein armer Mann bezahlt wird, um sich allnächtlich von den Wanzen aussaugen zu lassen. Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß ein reicher Hindu Zuckerwerk aus einem silbernen Gefäße nahm und es den kranken Kühen zu fressen gab. Ich selbst habe lahme, geschundene Ochsen gesehen, räudige, grindige oder blinde Hunde zu Hunderten und aber Hunderten, einbeinige Papageien, rachitische Hühner, mit Flechten bedeckte Affen, rotzige Pferde, mit Tuberkeln behaftete Esel, ein Haufen behaarter und befiederter Glieder, die sich in einem ekelhaften Schlamm herumwühlten, wo Millionen von Fliegen (das einzige gesunde Insekt) es nicht erreichten, die unglaublichen, ungeheuren, korrumpierten Bestandteile zu verzehren, und wo Hunderte von Ratten und Mäusen (die einzigen gesunden Säugetiere) die von den mitleidigen Hindu all jenen kranken, gestörten Magen dargebotenen Speisen mit dem besten Appetit verzehrten. Ich selbst habe Hirsche, Falken, ja sogar Schakale gesehen, die in das geräumige Hospital gütig aufgenommen wurden und dort ihre letzten Tage von dem wahnsinnigen Mitleid der Indier erhalten, zubrachten, nur weil sie in den Kämpfen des Lebens das Glück gehabt hatten ein Auge, einen Flügel oder ein Bein zu verlieren.

Auch die blonden Miß des blonden Albion haben Mitleid mit ihnen, aber ich habe dasselbe von tiefstem Ekel erfüllt und in heller Empörung gegen ein falsches Mitgefühl, das Wohlthat scheint und Karikatur ist, das Mitleid scheint und Grausamkeit

ist, das die Inspiration eines gefühlvollen Herzens scheint und doch nur die hysterische Verworrenheit kranker Gemüter ist, verlassen. Wie viel besser würde es sein, wenn man all diese im Sterben liegenden Bestien mit einem Streich in das Nirwana der Vernichtung beförderte, als daß man ihre gebrochenen, schmerzzerrissenen Glieder unausgesetzten Qualen preisgibt, sie, die viel glücklicher als wir, in einer seligen Ungewißheit des Todes leben.

Viel interessanter dagegen ist der Botanische Garten, dessen Direktor mit ausgesuchter Höflichkeit Samen von seltenen Pflanzen verschenkt, und bereitwillig auf Tausch eingeht.

Auch das große Feld, wo die Leichen verbrannt werden, habe ich besucht, aber davon werde ich sprechen, wenn ich über die Leichengebräuche bei den Hindus berichten werde.

Man darf auch nicht unterlassen, die von dem äußerst gelehrten Griffith geleitete School of Arts zu besuchen. Sobald man ihm die Visitenkarte überreicht hat, wird er sehr höflich und dient dem Reisenden selbst als Cicerone. Der Zweck dieser Schule ist, die Hindu zu den schönen Künsten und Kunstgewerben zu erziehen, denn auch die mittellosesten können sie besuchen, da sie nur zwei Rupien per Monat zu zahlen haben. Ich habe die Arbeiten der Schüler gesehen, und da sind mir besonders zwei für die künstlerische Begabung der Indier charakterische Punkte ins Auge gefallen: sehr viel Geduld und Genauigkeit im Kopieren und sehr wenig Phantasie im Schaffen. Mit der Schule selbst steht eine Kunst-Keramik-Fabrik in Verbindung, in der sehr schöne und preiswerte Sachen verfertigt werden. Dort befindet sich auch ein Museum im Keim, wo die Facsimiles vieler Hindu-Tempel in Zeichnungen und Basrelifs aufbewahrt werden. Mich interessierte am meisten das Porträt zweier Indier aus den Ghats von Griffith selbst. Es waren ein Mann und eine Frau, aber so wundervoll gebaut, daß man sie unverzüglich hätte den Apollo und die Venus Indiens nennen können.

Die Black Town (Schwarze Stadt) soll man nicht nur besuchen, sondern soll sich darin verlieren, sich in intimste Berührung mit jener dichten, schwarzen Bevölkerung setzen, die mit ihren vielfarbigen Gewändern und ihren, von den europäischen so verschiedenen Gesten, um den Reisenden herum wimmelt. Vor allem aber sollte man spät abends dorthin gehen, denn dann scheinen die Indier zu erwachen um zu essen, zu schwatzen und sich zu belustigen. Es ist ein phantastischer Anblick, wie ein Maskenzug, wie ein Karneval. Bleibt einmal stehen vor den Eßwarenhandlungen, haltet an in den Vergnügungslokalen, die in Kokusnußwäldern verborgen liegen, blickt den tollen Tänzen der Bajaderen bei offenen Fenstern zu, lauscht dem tausendstimmigen Lärm des riesigen, menschlichen Ameisenhaufens und unvergängliche Erinnerungen und Inspirationen werden euch verbleiben!

Unter den hunderten von Tempeln habe ich den Dwarkanath's bei der Esplanade besucht. Es ist einer der modernsten, wie die Inschrift besagt.

> Dieser Tempel wurde von Sundardas, dem Sohne Thakur Madhaiji Jatkie's erbaut und
> dem Gotte Dwarkanath gewidmet.
> Im Jahre der Samvat. 1981 8ten Jeth Secdh
> Freitag, am 10. Juni 1875.

Unter anderen schönen Dingen sieht man auch eine silberne Thür, die profanen Augen das Hauptidol verbirgt, und viele Porträts von Krischna und Radhe, seiner bevorzugten Geliebten.

Aber wenn ich mich nicht irre, so steht der Reisende im Begriff, Bombay zu verlassen und hat noch nicht den indischen Bazar gesehen. Da würde er unrecht thun, denn dann würde er eins der malerischesten Bilder des indischen Lebens vergessen haben. Man glaubt dort in einen wahren London-dock zu sein, der in griechischer Kreuzesform erbaut ist, mit kleinen Läden, die so dicht aneinandergereiht sind, wie die alten Schränke in einen

Trödlerladen und winzigen, in der Luft hängenden Altanen, die bis zur Hälfte des Körpers des Reisenden herunterhängen. Von jener Höhe bemerkt man den Goldschmied, der oben vor seinem kleinen Altan einen schwarzen Samtteppich ausbreitet, um seinen Silberwaren größeren Glanz zu verleihen, oder einen Juwelenhändler, der ein rotes Tuch aushängt, damit seine Brillanten um so herrlicher funkeln, und in allen Sprachen Asien's und Europa's wird der Reisende angeredet. Indes haben die Makler den Reisenden schon erspäht und folgen seinen Schritten mit der Lästigkeit der Fliege und lassen sich später ein Backschisch dafür geben, selbst wenn man auch nicht einmal das Wort an sie gerichtet hat. Zwei Stunden lang haben sie euch geärgert und warum sollten sie nicht ein Backschisch dafür haben.

Einmal, gegen Abend, schob mir ein kleiner Chokoladefarbener Kerl mit zwei Äuglein, die den Spitzbuben auf hundert Schritte erraten ließen, nachdem er bemerkt hatte, daß ich durchaus nicht auf ihn achten wollte, ein Zettelchen in die Hand, das ihn als einen Agenten der „Ditta Hurjeemull von Bombay im Marwarce-Bazar" bezeichnete. Ich folgte ihm von Straße zu Straße, aus einem elenden Gäßchen in das andere, mitten durch die Menschenmassen hindurch, zwischen denen er sich wie eine Schlange im Dornengebüsch bewegte, und endlich führte er mich zu einem sehr verdächtig und unheimlich aussehenden Hause, öffnete ein Thürchen in demselben, das niedriger war als ich selbst, und hinter der eine fast lotrechte, steile, hölzerne Treppe sichtbar wurde. Einen Moment glaubte ich, daß die Ditta Hurjeemull des Marwarce-Bazar wohl ganz andere Waren als Indische Raritäten enthalten würde, ja ich argwöhnte sogar in eine Falle gelockt worden zu sein, aber ich faßte Mut und stieg hinauf. Oben angelangt, befand ich mich plötzlich in einem kleinen Zimmerchen mit Holzboden, wo drei oder vier indische Gestalten, in die sich der apathischeste Maler der Welt hätte verlieben können, alle Schätze Indiens vor meinen entzückten Augen ausbreiteten: Kaschmirschawls, funkelnde Juwelen, Teppiche mit prächtigem Spiegel aus Kaschipur, reiche, mit Gold

und Silber gestickte Kissen, alte Waffen, Goldmünzen, und eine endlose Zahl anderer schöner Dinge, die selbst den kältesten Holländer der Welt vor Begierde verrückt gemacht hätten.

Wenn ich auch nicht die Haut dort ließ, wie ich beim Heraufsteigen der elenden Holztreppe gefürchtet, so war ich doch um einen schönen Sack Rupien ärmer geworden.

Drittes Kapitel.

Die Umgebung von Bombay. — Die heilige Stadt und ein Besuch bei dem Ozean der Weisheit. — Raben und Eichhörnchen in Indien. — Auf der Insel Elephanta. — Die Türme des Schweigens. — Die Parsi, ihre Geschichte, Charakter und Physiognomie. — Ihre Totenklagen. — Ihre Zukunft.

Wie lachend ist die Umgebung von Bombay, wie tiefe Seufzer der Befriedigung sind meinem Herzen entflohen, wenn ich von Kumbala oder Malabar-Hill die Stadt und das Meer und die Kokosnußwälder betrachtete! Wie ließ ich meine Blicke sich weiden an jener warmen, mit den köstlichsten Säften, Düften und mächtigen Kräften einer unerschöpften Fruchtbarkeit durchtränkten Natur. Es waren Seufzer einer unendlichen Bewunderung, aber im geheimen mit Schwermut gemischt. Warum muß in jenem Paradiese die Cholera lauern, um tausende und abertausende menschlicher Leben niederzumähen? Warum muß man in jenem Eden sich das Fieber holen, im Grase und in den Blumen Blutigel, auf jedem Felsen Schlangen und in jedem Walde Tiger finden?

Auf meinen Exkursionen dienten mir äußerst liebenswürdige Personen als Führer, die mit einander wetteiferten, mir ihre Zeit zu widmen und mich alle Schönheiten von Bombay kennen lernen zu lassen. Nie werde ich es vergessen, was für ein sympatischer gebildeter Mann Edward Tyrrell Leith von der Universität zu Cambridge war. Er war Mitglied von ich weiß nicht wie vielen Akademien, vor allem aber ein geistvoller liebenswürdiger Mann, der es vollkommen versteht seine Stunden zwischen der Wissenschaft

der Belletristik, Litteratur und den bescheidenen Vergnügungen des Lebens zu teilen. Er ist eine von jenen kraftvollen englischen Naturen, die allem Genüge leisten und deren reich beschäftigtes Leben wohl jenes von hundert gewöhnlichen schlaffen und überspannten Menschen aufwiegt. Unter anderm ist er ein fanatischer Anhänger des yachting und mit seiner Cynderella hat er bei einer Segelfregatte im Hafen von Bombay vor meinen eigenen Augen den Preis gewonnen.

Und wie kann ich Doktor Gerson da Cunha vergessen, einen Portugiesen von Geburt, höflich, gebildet, ein Gentleman vom Kopfe bis zu den Füßen. Ursprünglich in Macao ansässig, hat er sich später in Bombay niedergelassen, wo er einer der geschicktesten Ärzte und besonders bei den Parsen beliebt ist. Seine weit ausgedehnte Praxis hindert ihn jedoch nicht, gelehrte Bücher über Geschichte und Numismatik, zwei Fächer, in denen er besonders bewandert ist, zu schreibeu. Er hat eine der reichsten Sammlungen alter indischer Münzen (besonders Goldmünzen,) und sein Haus und sein Herz stehen jeder zärtlichen Regung, jedem edlen, großen Gefühl offen. Sein Lächeln ist eins der schönsten, das ich je gesehen habe, sein Händedruck geht geradeswegs zum Herzen, und nimmt vollständig gefangen. Als er zum Orientalisten-Kongreß nach Florenz kam, ließ er dort die kostbare Sammlung indischer Sachen, die er zur Probe mitgebracht hatte, als Geschenk zurück. Als er ebendaselbst einen Preis gewonnen, verdoppelte er die Summe, und stiftete eine Belohnung für eine Studie über die alten Handelsbeziehungen zwischen Italien und Indien. Unsere Regierung hat wohl gethan, seine Brust mit dem „Croce d'Italia“ zu schmücken.

Die Engländer und Indier sind in Indien alle gleich gastfreundlich und höflich gegen die Fremden. Ihnen allen hiermit einen Gruß von Herzen und ein Händedruck der Dankbarkeit. Die ersteren sprechen etwas zuviel von der Jagd, die letzteren sind etwas zu mißtrauisch, das sind aber durchaus logische Früchte des Landes, der Luft und der Geschichte.

Gerson da Cunha war mein Führer, als ich mich von Bom-

bay aus nach dem nahe gelegenen Dorfe Walkeschnaar begab, das die Hindus auch die heilige Stadt nennen; dort ziehen uns ebenso sehr die altberühmten Tempel, wie die Braminen und die religiösen Traditionen, die mit ihnen verknüpft sind, an.

Von allen der wichtigste ist der von Walkeschnaar. Die Legende erzählt, daß, als Rama von Audh nach Ceylon reiste, um seine Gattin Sita, welche ihm von Râvana entführt worden war, wiederzuholen, er an der Stelle, wo heute der Tempel steht, eine Nacht zubrachte. Lackschma versah ihren Bruder Rama jeden Tag mit einem neuen Lingam, der ihm von Benares nachgeschickt wurde, aber in jener Nacht gerade kam er nicht zur rechten Zeit an, und der ungeduldige Rama verfertigte sich selbst einen aus dem dort befindlichen Sande. Als der Lingam aus Benares ankam, wurde er im Tempel neben dem andern aufgestellt, bei der Ankunft der Portugiesen jedoch sprang er entsetzt darüber, daß der indische Boden von den Barbaren befleckt wurde, in das Meer.

Neben dem Tempel ist ein schöner heiliger Weiher mit Stufen zum Hinabsteigen versehen. Er heißt: Vana Tirtha oder Pfeilteich. Rama war durstig und als er kein Wasser fand, schleuderte er einen Pfeil in die Erde und es entstand der Weiher, der jetzt von den schönsten Bäumen beschattet, und von schneeweißen Pagoden und anmutigen Braminenhäuschen umgeben ist.

In der Umgebung sieht man auch einen kolossalen Ficus religiosa, auf dessen vergoldeter Rinde ein . . . . eingeschnitten und rot gefärbt ist, die von den Bettelbraminen, welche man mit ihrer zweisaitigen Guitarre und ihren Handklappern überall findet, sehr verehrt wird. Sie murmeln Gebete vor demselben, betrachten ihn mit dummen Augen und bitten um Almosen.

Nach dem Meere zu liegt ein Felsen mit einer tiefen Spalte. Die Hindu gehen dort mit Andacht vorüber und glauben zu einem zweiten Leben wiedergeboren zu werden. Vor Zeiten ist dort der Gott Siwa vorübergegangen.

Was mich am meisten veranlaßt hatte die heilige Stadt zu

besuchen, war ein berühmter Brahmane, der damit beschäftigt ist eine religiöse Reform der Brahmanenreligion zu studieren und zu versuchen. Mit einigen Schülern wohnt er unausgesetzt der Prüfung der vedischen Bücher bei. Er war reich, hat aber alle seine Reichtümer an die Armen verteilt, und nichts für sich zurückbehalten als das ärmliche Häuschen, in dem ich ihn gesehen habe. Er nennt sich ganz bescheiden „Ozean der Weisheit."

Gerson da Cunha diente mir als Dolmetscher und Führer und geleitete mich in ein geräumiges, gut ventiliertes, kühles Zimmer, wo einige Schüler des Großmeisters auf einigen über den Fußboden ausgebreiteten Matten saßen und schrieben.

Er saß nach europäischer Sitte auf einem Stuhl vor einem mit Karten und Büchern bedeckten Tisch. Der Mann mochte ungefähr 50 Jahre alt sein, war dick wie ein ungeheures Mastschwein und bis zum Gürtel nackt, mit sehr kurzgeschnittenen Haaren, einem bösen Lächeln und einer sehr schönen Stirn. Ich streckte ihm die Hand entgegen, er zog die seine aber mit Abscheu zurück. Ich erfuhr nun, daß er zu heilig sei, als daß er vom ersten besten berührt werden könne.

Er sprach keine europäische Sprache, und so übersetzte ihm Gerson da Cunha das was ich ihm auf portugiesisch sagte, ins Hindostanische. Nach der üblichen Vorstellung sagte mein lieber Kollege zu dem „Ozean der Weisheit", daß ich ganz expreß von Europa hergekommen wäre, um einen so gelehrten, so heiligen Mann kennen zu lernen, dessen Ruhm sogar bis dahin gedrungen sei. Er schien sehr stolz über diese Ehre und fragte sofort, was ich von ihm wisseu wolle.

„Wenn dieser Lehrer so weit hergekommen ist, so wird er mir jedenfalls theologische Probleme vorlegen wollen."

Ich war sehr verlegen, denn, um die Wahrheit zu gestehen, hatte ich nur aus Neugierde dem Ozean der Weisheit einen Besuch machen wollen und hatte ihm weder historische noch theologische Rätsel aufzugeben.

Ich faßte meinen Mut zusammen und sagte also:

„Warum tragt Ihr auf Eurer Haut nicht die heiligen Fäden der Brahmanen?“

„Weil sie ein Zeichen der Unterscheidung sind, und ich verabscheue alle menschliche Eitelkeit.“

„Warum seid Ihr ganz mit Asche bedeckt?“

„Weil es sehr gesund ist; es absorbiert die Transpiration und macht die Hitze weniger empfindlich.“

Indes hatte ich mein Gehirn zermartert und zerwühlt und das Problem gefunden.

„Sagt mir, o Weiser, wenn man in Indien eine einfachere, sparsamere und beschleunigtere Methode der Leichenverbrennung einführte, glaubt Ihr, daß dieselbe ohne Schwierigkeit von den Brahmanen angenommen werden würde?“

„Die Wedas widersetzen sich dem nicht, denn in ihnen wird nur gesagt, daß der menschliche Körper verbrannt werden soll, aber nicht, wie es geschehen soll. Unser Volk ist aber sehr unwissend und wird sich noch lange Zeit gegen jede Reform der Leichenverbrennung abwehrend verhalten.“

Ich hatte dem Ozean der Weisheit keine andren Rätsel zur Lösung vorzulegen und so erhob ich mich, machte eine tiefe Verbeugung, hütete mich aber wohl ihm ein zweites Mal meine Rechte zu bieten und entfernte mich. Das war wirklich ein sonderbarer Mensch! Um nicht von seinen theologischen Studien abgelenkt zu werden, hat er seine Reichtümer den Armen gegeben und schämt sich jetzt nicht von Almosen zu leben; denn er lebt in der That von den Speisen, welche ihm die öffentliche Wohlthätigkeit zuträgt, und die er unter seine Jünger verteilt, während er sich mit ein wenig Reis und ein wenig pan-supari begnügt. Er ist wirklich sonderbar dieser Ozean, so bescheiden und so anmaßend, so nackt und so fett; sonderbar, aber glücklich und darum beneidenswert.

Jeder, der sich in die Umgegend von Bombay begibt, macht sicher Bekanntschaft mit zwei für Indien charakteristische und dort gemeinen Tieren, einem Zweifüßler und einem Vierfüßler.

Den Raben hast Du auch schon in der Stadt gesehen, überall hast Du ihn zwischen den Füßen und er bildet einen Teil der indischen Physiognomie. Auf Dächern und Straßen, in öffentlichen und privaten Gärten, auf der Hütte des Kuli wie auf dem Palaste des Vicekönigs findet man ihn. Er dringt in Deinen Hof ein, setzt sich vor Deinen Fenstern nieder und bezeigst Du ihm nur das geringste Vertrauen, so spaziert er in das Zimmer hinein. Beim Morgengrauen weckt er Dich schon, mit seinem harten, unharmonischen Gekrächz stört er Deine Naturbetrachtungen, Deine Phantastereien. Er ist heilig und Patron aller Dinge und Menschen. Er frißt die frischen Leichname der Parsen in den Türmen des Schweigens und die halbverbrannten Leichen, die in den Ganges geworfen werden. Er raubt das den Händen der Kinder entfallene Spielzeug und beschmutzt das Buch, in dem Du im Schatten der Bäume liest. Er lebt von Exkrementen, Leichen und Zuckerwerk, wie es ihm gerade vorkommt; aber dafür säubert er auch Stadt und Land. Alles ist sein, und er ist das groteske schmutzige Moment in der indischen Welt.

Auch das Eichhörnchen macht in Indien einen Teil des Rahmens aus, der den Menschen in jenem eigentümlichen Lande umgibt. Man findet es auf den öffentlichen Spaziergängen, im Hofe, in den Tempeln, sogar im Theater in Baroda habe ich es gesehen. Mit der größen Zutraulichkeit schlüpft es Dir auf den Wegen zwischen den Füßen durch und jeden Augenblick fürchtet man, es zerquetscht zu haben, eine Minute nachher aber sieht man es zwanzig Meter über sich, auf dem höchsten Zweige eines Feigenbaumes oder einer Tamarinde. Da sitzt es dann mit seiner kleinen impertinenten Schnauze, mit seinem grauen, schwarz gestreiften Körperchen, seinem buschigen Schweif und seinem scharfen Schrei, der es einem Vogel ähnlich macht und scheint Dich verspotten zu wollen. Es ist wirklich mehr als ein Vogel, denn es fliegt von einem Dache zum andern, von einem Gewächs zum andern, wedelt mit dem Schweife, hüpft umher und macht die wunderbarsten

Akrobatensprünge ohne zu schwitzen und ohne Bezahlung für seine Clownkünste zu verlangen.

* * *

Einen Ausflug, den der Reisende nie vergessen wird, ist der nach der Insel Elephanta. Anstatt mit einer der langweiligen Gesellschaften zu gehen, die in den Hotels improvisiert werden, und die ihren festen Preis, festes Frühstück und, wie alle Lustpartien, eine noch festere Langeweile haben, nahm ich die Einladung des liebenswürdigen Kapitäns Merello an mit ihm Elephanta auf dem kleinen Dampfboot des Singapore, zu besuchen. Außer uns war noch eine Gesellschaft heitrer, junger Leute, lauter Italiener, an Bord, unser vortrefflicher Konsul, Herr Bozzoni, der mir während meines Aufenthalts in Indien mit der größten Zuvorkommenheit begegnet ist, und die Signora Virginia, seine Frau, die in Bombay die Schönheit und Grazie der italienischen Frauen würdig repräsentiert. Um fünf Uhr morgens, als der Himmel noch ganz mit Sternen besäet war und vor uns das Südlicht und die Venus in vollem Glanze strahlten, schiffte ich mich auf der Mole ein. Mit dem kleinen Dampfer fuhren wir dann nach dem Singapore, um Merello und die andern Gefährten abzuholen und dann fort nach Elephanta. Znr Rechten drängten sich die schönen Berge heran, die auf ihren Gipfeln mit Zinnen versehene Schlösser zu tragen schienen, zur Linken und vor uns Inseln jeder Gestalt und Größe und im Hintergrunde das rosige Morgenrot, das langsam hinter einem Walde von hohen Palmen heraufstieg.

Die Landung ist nicht leicht; man muß auf einer sehr langen Reihe von Cementwürfeln von einem zum andern springen, wobei man sehr leicht ausgleiten und sich nur sehr schlecht stützen kann, da sie immer schlüpfrig sind. Aber kaum hatten wir den Fuß auf die schöne Insel gesetzt, so war alles vergessen. Du wandelst unter Palmen (Borassus und Caryotha), gehst an Hecken von riesigen Euphorbien vorüber, von den Bäumen siehst Du Lianen mit den elegantesten Blüten herabhängen und vor Dir einen

kolossalen Ficus religiosa, der mit seinen herabhängenden Zweigen eine Tamarinde und eine Palme deckt und fast umarmt. Jene drei so verschiedenen Gewächse sind unter einander verbunden und machen so den Eindruck, wie wenn sie mit dem festlichen Rauschen ihres Laubwerks, das unter der ersten Morgenbrise erschauert, der Natur ein Loblied singen wollten. Ringsum neue Vögel, neue Schmetterlinge, smaragdgrüne Käfer, schwarze, nackte Kinder, die Dir guten Morgen, jedes in seiner eigenen Sprache, zurufen. Jene innere Trunkenheit, die ich immer inmitten der tropischen Natur empfinde, kam auch jetzt wieder über mich. Gewiß sind meine Vorfahren von dort gekommen, und in meinen Adern regt sich der Atavismus mit all seiner tiefen, alles durchdringenden Glut.

In hundert Reisebüchern findet man die Beschreibung der unterirdischen Tempel auf Elephanta, und ich könnte auch nur einen sehr blassen Umriß von demselben geben. Steinigt mich, kreuzigt mich dann, wie ja schon unser Aleardi mich steinigen und kreuzigen wollte; aber wenn ich zu gleicher Zeit ein Menschenwerk und ein Naturwerk vor mir habe, so finde ich, daß das erstere (und wäre es auch das Parthenon oder der Kölner Dom) dem letzteren so sehr nachsteht, daß mir für unsere Steinfiguren und unsere Ziegel-Palästchen nur wenig Bewunderung übrigbleibt.

Einst — freilich sind es verschiedene Jahrhundert her, — konnte man in Elephanta einen in den Felsen gehauenen Elephanten sehen, der 13 Fuß lang war, und einen Umfang von 35 Fuß hatte; jetzt aber zeugen von ihm nichts weiter als unförmliche Massen, die nach dem Victoria-Garten übergeführt worden sind.

Was aber noch bleibt, ist der Tempel, der mit seinen kolossalen Verhältnissen (130½ Fuß Länge und 130 Breite), mit seinen gigantischen, grotesken Basrelifs ein Gefühl heiligen Schreckens einflößt, wie alles was menschliches Maß zu übersteigen scheint, und dessen Proportionen unharmonisch sind.

Die L i n g a m-Kapelle kann ohne Skrupel auch von Damen und jungen Mädchen besucht werden, denn der konische Stein mit einem

Durchmesser von 2 Fuß 10 Zoll, den man dort bewundert, gleicht eher einem Grenzstein, als Siwa, der mit seinen befruchtenden Kräften dargestellt werden soll. Einst wurden ihm unendliche Ehrenbezeugungen und ein üppiger Kultus gezollt, heute zeigt ein wenig gelber, indischer Safran und Jasminblüte, die vor dem Lingam niedergelegt sind, daß der Tempel auf Elephanta bei den Gläubigen jeden Kredit verloren hat. Andere dagegen behaupten, daß der Tempel darum verlassen wurde, weil zu gewissen Jahreszeiten dort verderbliche Sumpffieber herrschen.

Der Lingam zu Elephanta ist der Hauptgott, alle übrigen Wandskulpturen sind nur untergeordneter Art. Man sieht dort Riesen, welche Zwerge vertreiben, d. h., die höheren Kasten unterwerfen die niederen; man sieht eine gigantische Trimurti, d. h. Siwa in seinem dreifachen Charakter als Brahma, Vischnu und Rudra, eine der vielen Ausgaben der Trinität von jener großartigen der Bibel bis zu der von Augusto Conti im Jahre 64.

In der Trimurti auf Elephanta trägt Brahma ein kostbares Juwel auf der Brust und ist unter dem Bilde eines asketischen Brahmanen dargestellt mit dem Kürbis in der Hand, der ihm als Trinkgefäß dient. Siwa ist unter der Gestalt Vischnu's des Bewahrers dargestellt und trägt in seiner rechten Hand die nimmerfehlende Lotosblüte. Zur Rechten ist Siwa in der Form Rudra's des Zerstörers und um seinen Arm schlingt sich eine Brillenschange, der er zulächelt. Jene Anschwellung mitten auf der Stirn ist sein drittes Auge, das schreckliche Auge, aus dem die Flamme herausschlagen wird, welche die Welt zerstören soll. Unter den Schmuckgegenständen Rudras sind besonders hervorzuheben: ein Schädel, ein Nirgudi-Blatt und ein Bilva-Zweig.

Wenn man leidenschaftlicher Archäolog ist, so kann man im Tempel in Elephanta auch Arddhanarishwar, eine hermaphroditische Gottheit, bewundern. Auch sie ist eine Personifikation Siwas, und man kann sie in Wahrheit eine hohe Personifikation nennen, denn sie ist 16 Fuß und 9 Zoll hoch. Der Stier, auf den sich die beiden Hände der Figur stützen, und auf dem sie zu reiten

scheint, ist Nandi. Zur Rechten ist Brahma auf seinem Lotosthron, von fünf Schwänen gezogen, uud zeigt die üblichen vier Gesichter. Zur Linken reitet Wischnu auf einem Tier, halb Mensch und halb Adler. Oben und im Hintergrunde sieht man niedrigere Gottheiten, andre Weise und Indra, der in einen Elephanten verwandelt ist.

Zur linken der Trimurti sieht und bewundert man die beiden Riesenfiguren Siwa's (16 Fuß hoch) und Parwati's (12 Fuß 4 Zoll hoch). An anderer Stelle findet man die Darstellung desselben Ehepaares, und die Geburt Ganesa's, des erstgeborenen Sohnes Siwa's, Rawana, der Kailas zu entführen versucht und andre ungeheuerliche, schreckliche Szenen der indischen Mythologie, von der wir eine schwache Idee in einem Kapitel dieses Buches zu geben versuchen werden.

Was mich betrifft, so hat der Tempel zu Elephanta das außerordentliche Verdienst, Göthe zu den schönen Versen begeisttert zu haben:

Auch diese will ich nicht verschonen.
Die tollen Höhlexcavationen,
Das düstere Troglodytengewühl,
Mit Schnauz und Rüssel ein albern Spiel,
Verrückte Zierrat-Brauerei.
Nehme sich niemand zum Exempel
Die Elephanten- und Fratzentempel!
Mit heiligen Grillen treiben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott—
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.

Und im Schatten des deutschen Divo mögen auch meine ironischen Worte über den monströsen Tempel zu Elephanta bei dem Leser Nachsicht finden.

Ein reiches, leckeres Frühstück an Bord des kleinen Dampfers, zwischen zwei blauen Flächen, Himmel und Meer, schwebend, die miteinander wetteiferten um schön und glänzend zu sein, und

in Gesellschaft einer reizenden Frau, des lebendigen, warmen Ebenbildes Italiens, tröstete Herz und Sinn, Seele und Körper. Und dann der Mokka am Bord des Singapore!

Es war zuviel; aber das zuviel war noch nicht zu Ende Am Abend war ich zum deutschen Konsul Kapp in seiner reizenden Villa in Kumballa-Hill eingeladen und fand dort ein andres lebendes Bruchstück Italiens, aber des blonden Italiens in der Person der Frau des deutschen Konsuls. Auch dort ein vorzügliches Mittagessen und Champagner und Chianti von dem großen Beccari Odoardo, und dann den Weihnachtsbaum, der auch für mich ein Geschenk brachte.

Als es Mitternacht schlug, kehrte ich im offenen Wagen nach Bombay zurück, in Bewunderung versunken beim phantastischen Anblick der Palmen und stillen Häuser mit den im Innern angezündeten Lampen. Eine der Palmen (Borassus flagelliformis), die neben dem Hause des Konsuls Kapp steht und von ihm gemessen wurde, ist genau 110 englische Fuß hoch!

* * *

In Bombay folgen sich die Aufregungen auf dem Fuße, aber gleichen sich nie. Mein teurer Kollege und Freund, der Doktor Gerson da Cunha, führte mich hinaus um die Türme des Schweigens zu besuchen, und mit ihm, der mit den reichsten und bedeutendsten Parsen in Bombay sehr befreundet war, habe ich zu ungewöhnlicher Stunde bei ihnen eintreten uud Dinge sehen können, die profanen Augen nicht oft zugänglich sind. Eine prachtvolle, auf Kosten Sir Jamschidi Jijibhoi's angelegte Straße zieht sich den Malabarhügel hinauf bis zur Höhe, wo man auf einer geheimnisvollen Thür die Worte liest: Niemand außer dem Parsen darf hier eintreten. Durch dieselbe tritt man in einen Zaubergarten voll prachtvoller Bäume und herrlicher Blumen, wo kein übler Geruch daran erinnert, daß an jenem Orte hunderte von Leichnamen vom Schnabel und von den Krallen der Geier und Raben verzehrt werden. Die Aussicht, welche man von dem entzückenden Garten genießt, ist eine der

schönsten Indiens. Zu unsern Füßen breitet sich der ganze östliche Teil der Insel aus, die ganze ungeheure Stadt mit ihren Türmen und Monumenten und zwischen ihr und dem Beschauer ein großer Kokuswald, der mit seinen smaragdgrünen Wellen die ärmlichen Hütten der Indier verbirgt, die wie Nester am Boden kleben. Man kann das Glück haben hundert Parsen in langer Reihenfolge zu zweien die Totenstraße hinaufsteigen zu sehen, wie sie eine Bahre begleiten. Zu beiden Seiten der letzteren gehen zwei Männer mit langen Bärten, denen der Eintritt in die Türme gestattet ist. Sie tragen Handschuhe und berühren die menschlichen Knochen nur mit langen Zangen. Auf dem ganzen Raume befinden sich fünf Türme, der größte kostet 30000 Pfd. Sterling, die kleineren haben durchschnittlich nur 20000 gekostet. Der höchste ist 25 Fuß hoch und hat einen Umfang von 276 Fuß. Acht Fuß über den Boden befindet sich eine Öffnung im Turme, zu der man auf einer gemauerten Treppe mit wenigen Stufen hinaufsteigt. Im Innern ist eine von außen nicht sichtbare Plattform, die in drei konzentrische Zonen geteilt, in der Mitte einen Brunnen enthält. Im inneren Kreise werden die Leichname der ganz kleinen Kinder niedergelegt, der mittlere ist für die Frauen bestimmt und im äußern liegen die Männer. Kaum ist ein Leichnam auf die Plattform gelegt worden, so stürzen sich tausende von Geiern und Raben von den umstehenden Bäumen auf denselben und im Verlauf einer Stunde ist er zum Skelett umgewandelt, das Sonne und Regen bleichen. Sobald nur die Knochen noch übrig sind, stürzen die Priester sie mit ihren Handschuhen und Zangen bewaffnet in den Brunnen hinunter, von wo aus die Asche vom Regen und von den unterirdischen Strömungen ins Meer getragen wird. Diese menschlichen Überreste häufen sich aber so langsam im Brunnen an, daß sie in vierzig Jahren nur eine Schicht von fünf Fuß bilden.

Die erste Frage, welche sich der die Türme des Schweigens besuchende Europäer stellt, ist folgende: Wie kann ein feines, intelligentes Volk wie die Parsen, seine eigenen Toten von Geiern

und Raben verzehren lassen? Wie können sie ohne Abscheu die auf den Tamarinden nistenden, häßlichen, feisten Vögel sehen, ohne daran zu denken, daß sie vielleicht das zarte Fleisch des Kindes oder das Herz der Mutter gefressen haben? Sie antworten darauf: Die Elemente sind heilig und dürfen durch die Berührung mit dem menschlichen Fleisch, das unrein ist, nicht befleckt werden. Der menschliche Leichnam darf nicht verbrannt werden, denn das Feuer würde dadurch verunreinigt werden; er darf nicht begraben werden, denn er würde die Erde entweihen; er darf nicht in den Fluß oder in das Meer geworfen werden, noch darf er unter freiem Himmel verwesen, weil weder Luft noch Wasser befleckt werden dürfen. Daher geht der menschliche Körper von einem Organismus in den andern über und so wird das Wort Zoroasters, der da spricht: Der Tod soll Arme und Reiche vereinen, erfüllt. In der That wird der erste Millionär in Bombay neben dem niedrigsten Bettler im Turme niedergelegt und derselbe Brunnen empfängt die Asche beider in demselben Abgrund.

Neben den Türmen sieht man einen Tempel von kyklopischer Form, in dem das heilige Feuer aufbewahrt wird, das die ersten Flüchtlinge aus Persien mitbrachten, und das nie erloschen. Es wird mit Sandelholz genährt, und von jenem heiligen Orte, den nie ein Europäer betreten, strömt unaufhörlich der scharfe Duft von brennendem Sandelholz gen Himmel.

* * *

Die Parsen in Indien sind nicht zahlreich, aber sie bieten dem Forscher ein interessantes Studium. Der neueste „Führer Murrays“ sagt, daß es nicht 200 000 sind, und die Volkszählung von 1871 berechnet sie auf 69 476 Seelen, von denen 67 531 in Bombay wohnen, 1223 in Bengalen, 414 im Pendschab. Im Verhältnis zu der dichten Bevölkerung in Indien sind es wirklich wenige, aber sie fallen ins Gewicht durch ihre Steuern, ihre Handelsthätigkeit, die Schönheit ihrer Frauen und einen poetischen Zauber, der ihre Geschichte umschwebt und ihre Sitten verschönt.

Die Indo-Arier und Perso-Arier sprachen zu einer gewissen Zeit dieselbe Sprache, verehrten dieselben Götter; aber es kam ein Tag, wo sich die Brüder trennten. Die einen nannten Dewa ihren Gott und Asura ihren Dämon, die andern machten aus Asura einen Gott und aus Dewa einen Dämon. Die ersteren gingen nach Indien, die letzteren nach Persien, und von diesen stammen die Parsen in Bombay.

Ihre alten Vorfahren hatten Zarathustra (Zoroaster) zum Messias und ihre Bibel war die Zendavesta. Die Herrschaft und die Religion dieser Männer blühten bis vier Jahrhunderte vor Christo, aber sie, die in Griechenland so vielmal eingefallen waren, mußten sich nun dem griechischen Joch unterwerfen. Daß es so kommen würde, stand bereits in der Zendavesta geschrieben:

„Aus ihnen wird hervorgehen ein Tyrannenkönig.

„Dreimal wird der wahre Glaube erschüttert werden.

„Dreimal wird er mit Füßen getreten und zerstört werden.

„Der Name jenes Königs wird sein Setamgar.

„Durch ihn werden die Gläubigen zur Verzweiflung getrieben werden.“

Setamgar ist Sekandar oder Alexander und es heißt, daß er die heiligen Bücher verbrannte. Andere leugnen aber die That, um die Echtheit der heiligen Schriften zu verteidigen.

Dann kame ndie Seleuciden und die Parsen, die dem Glauben Zoroasters nicht sehr günstig gesinnt waren. Erst fünf Jahrhunderte später erlangten die Parsen ihre Unabhängigkeit unter dem Könige Ardeschir Babekan aus der Familie der Sassaniden.

Im Jahre 226 nach Christo bestieg er den Thron Persiens und von jener Zeit bis zur Mitte des siebenten Jahrhunderts, also 415 Jahre hindurch, gewannen die Parsen das verlorene Gebiet zurück, befestigten ihre Oberherrschaft über die westasiatischen Völkerschaften und flößten ihrer Religion der Feueranbetung neues Leben ein.

Aber Jezdegerd (Yazdijird), der letzte der Sassaniden (632), verlor im Jahre 641 (nach anderen 642) sein Reich in der ver-

hängnisvollen Schlacht bei Nahawend gegen den Feldherrn des Kalifen Omar.

Die Anhänger des Islam hatten in der einen Hand den Koran, in der andern den Krummsäbel und ließen den Besiegten nur die Wahl zwischen beiden. Viele starben, viele wählten den Koran, einige wenige flohen in öde, wüste Orte, um Glauben und Leben zu retten. Sie gingen in die Gebirge und Wüsten von Korassan und brachten dort hundert Jahre zu, immer von den muselmännischen Einfällen in Schach gehalten.

Auch diesen Zufluchtsort mußten sie endlich verlassen und sich nach der Insel Ormus im Persischen Meerbusen begeben, wo sie anfingen, Schiffe zu bauen und auf dem Meere Handel zu treiben. Aber auch dorthin wurden sie verfolgt und man deutete ihnen an, entweder die Insel zu räumen oder ihren Glauben abzuschwören. Sie zogen es vor, ihr Vaterland zu verlassen. Diese Emigration wurde nicht massenhaft unternommen, sondern in kleinen Trupps und zu verschiedenen Zeiten, und die Geschichte der ersten Wanderung wird in einem persischen Buche, Kissah-i-Sanjan genannt, erwähnt, das im Jahre 1599 von einem persischen Priester mit Namen Bahram geschrieben worden ist. Er nennt sich darin einen alten Bahman, woraus man sehen kann, daß das Wort Brahmane älter ist als die Spaltung zwischen Persern und Hindus.

Die Flüchtigen begaben sich nach Div oder Diu, einer kleinen Insel südwestlich von der Halbinsel Kathiawar, und blieben dort neunzehn Jahre. Bald wurde der Ort aber zu klein für die große Kolonie und das Land zu arm.

Die Priester befragten darauf die Gestirne und beschlossen, nach dem indischen Kontinent überzusiedeln. Im Jahre 717 lichteten sie die Anker und segelten nach dem Gudscherat. Auf der Reise bedrohte ein entsetzlicher Sturm sie mit dem Untergange, aber sie wurden gerettet und landeten im Hafen von Sanjan, vierundzwanzig Meilen südlich von Daman, vier oder fünf Meilen von der Küste entfernt. 1830 fand Wilson dort nur zwei Parsen.

Das Haupt von Sanjan war damals ein indischer Fürst,

namens Jado Rama; aber er selbst war von einem andern größeren Könige abhängig, da er den Titel Raj Rayan hatte. Bevor er ihnen ein Asyl gewährte, wollte er sich erst über ihre Religion und ihren Charakter unterrichten und im Kissah-i-Sanjan finden wir die Antwort des Parsenoberhauptes darauf.

„Höre, o erhabener Fürst, das, was ich Dir über unsern Glauben mitteilen werde.

„Fürchte Dich nicht vor uns.

„Aus unserm Kommen wird Dir kein Leid erwachsen.

„Wir werden Freunde von ganz Hindostan sein.

„Wir werden die Feinde Deiner Feinde sein.

„Und wisse, daß wir Yezdan verehren.

„Aus Liebe zu unserm Glauben sind wir von den Ungläubigen geflohen.

„Wir haben all unser Eigentum zurückgelassen.

„Auf einer langen Reise sind wir Hindernissen aller Art begegnet.

„Häuser und Länder und Besitztum haben wir mit einemmal verlassen.

„O Du außerordentlich glücklicher Fürst!

„Wir sind die armen Nachkommen Dschemschids.

„Wir haben einen Kultus für den Mond und die Sonne.

„Drei andere Dinge verehren wir noch,

„Die Kuh, das Wasser und das Feuer.

„Wir beten Feuer und Wasser an,

„Und auch die Kuh, die Sonne und den Mond.

„Alles, was Gott in der Welt geschaffen hat,

„Rufen wir auch an, da es von ihm gemacht ist.

„Diese Binde, die aus 72 Fäden besteht,

„Tragen wir an uns mit der Feierlichkeit eines Gelübdes

„Außerdem soll die Frau, welche einen Sohn gebiert, vierzig Tage lang Einschränkungen erleiden,

„Und soll vom menschlichen Verkehr ausgeschlossen bleiben

„Wenn eine Frau vor ihrer Zeit gebiert,

„Oder wenn sie ein totes Kind zur Welt bringt,
„Soll sie sich nicht bewegen oder zum Hause hinausgehen,
„Noch mit irgend einer lebenden Seele sprechen,
„Und 41 Tage im Hause bleiben"

Die Antwort überzeugte den indischen Fürsten, daß er ein Volk mit nicht zu heterodoxer Religion vor sich hatte, und er gab demselben Erlaubnis, im Gudscherat seine Wohnsitze aufzuschlagen, wofür er ihm jedoch einige Bedingungen auferlegte. Sie sollten anf ihre Sprache verzichten und das Gudscherati sprechen, Männer und Frauen die Kleidung des neuen Landes annehmen und die Männer sollten ihre Esel abliefern und ihre Rüstungen ablegen. Dann sollten sie auch ihre Hochzeitsfeierlichkeiten nur bei Nacht und nie bei Tage abhalten.

Die Flüchtlinge willigten in diese Bedingungen und noch heute sprechen die Parsen in ganz Indien Gudscherati. Nur wenige ihrer Dastur und Mobed können noch das Pehlwi, die Sprache ihres ersten Vaterlandes. Auch ihre Kleidung ist, mit Ausnahme kleiner Abweichungen, genau das Hindugewand, wie es im Gudscherat gebräuchlich ist. Ihr Turban ist der alte indische Khirkidar, der einst in ganz Nordindien getragen wurde, und den man noch heute zuweilen in Kalkutta sieht.

Auch heute noch tragen die Parsen auf bloßer Haut ein Hemd vom feinsten Muslin, Sadrà genannt, dessen heiligster Teil eine kleine Tasche in der Nähe des Halses ist, und die sie Gerian nennen, das einheimische Wort für das persische Girivan, was Hals bedeutet. Es heißt, daß es ein Symbol der Rüstung sei, die man sie genötigt hat abzulegen; wahrscheinlich aber ist es ein Irrtum, da man sogar in der Zendavesta vom Sadrà spricht.

Die Parsen legen auch dem Kusti eine große Wichtigkeit bei Dasselbe ist eine Schnur, von 72 Wollenfäden gewunden, die täglich sechsmal durch ein Gebet geweiht und von Männern und Frauen getragen wird. Vielleicht ist es eine Erinnerung an das brahmanische Paita, das jedoch nur von Männern getragen

wird. In dieser Schnur ist ein Knoten, der während des Gebetes aufgelöst wird und dazu dient, das Böse zu entfernen. Sadra und Kusti erhalten die Kinder, wenn sie das siebente Jahr erreicht haben, und diese Verleihung wird mit großem Pomp gefeiert. Auch Manu empfiehlt die wollene Paita den Vaisjas, was fast den Glauben erwecken könnte, daß die Parsen in alter Zeit zur Kaste der Ackerbauer gehörten.

Große Wichtigkeit legen die Parsen auch einem kleinen Käppchen bei, das sie unter dem Turban tragen, und dem Leder, das sich unter ihren Fußsohlen befinden soll.

Nicht alles ist Poesie in den heiligen Riten der Parsen Sie treiben einen widerwärtigen Kultus mit dem Urin der Kuh, den sie Nirang nennen. Mit diesem besprengen sie sich jeden Morgen bei ihren Gebeten das Gesicht und auch während des Tages, falls eine zweite Reinigung notwendig wäre. Wenn man Nirang nicht haben kann, so kann man Ziegenurin an dessen Stelle setzen und in Ermangelung des letzteren Limonensaft. Die jetzt aufwachsende Generation lehnt sich schon gegen den Urinkultus auf.

Die Kolonie in Gutscherat blühte auf und schickte neue Sprößlinge nach Nausari, Benkaner, Baroch, Baryas, Ankulesvara und Khamberyat.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erfuhr der Schah Muhamed Begodà von Ahmedabad von dem Wohlstande Sanjan's und der Gedanke, das Land zu erobern, stieg in ihm auf. Er schickte ein Heer dorthin. Tausendvierhundert Parsen eilten ihrem früheren Gastgeber zu Hülfe, aber trotz ihrem und der Hindu Mut, die sich mit ihnen schlugen, behielten die muselmännischen Angreifer die Oberhand und zerstörten Menschen und Dinge. Zum drittenmal wurden die Parsen zerstreut. und aus ihrem Adoptiv-Vaterlande verjagt, flüchteten sie sich nach Bansodah und andren Orten Indiens.

Besonders in Surat fanden sich die Parsen in großer Menge zusammen und dienten den fremden Kaufleuten als Dolmetscher, Agenten oder Makler. So nahm ihre Zahl zu und sie erwarben

große Reichtümer, so daß man von einem Parsen erzählt, dem die Ostindische Kompagnie viele Lac Rupien schuldete.

Als Bombay an England abgetreten wurde, fand man auf der ganzen Insel nur einen einzigen Parsen, mit Namen Dorabji Nanabhoy. Er war den Portugiesen in ihren Beziehungen zu den Eingeborenen sehr nützlich gewesen und wurde wegen seiner Redlichkeit von der englischen Regierung sehr geschätzt. Als Bombay anfing aufzublühen und Surat zu verdunkeln, kamen auch die Parsen nach Bombay, wohin viele von ihnen als Schiffsbaumeister zur Gründung der neuen Werfte eingeladen worden waren. Nicht lange darauf errichteten diese den Turm des Schweigens auf dem Malabar-Hügel

Rajendralala ist der Ansicht, daß auf allen diesen Wanderungen, besonders in den ältesten, die Zahl der Männer die der Frauen weit überwog, und daß diese sich daher vielfach mit Frauen aus dem Gudscherat vermählten. Später aber wurden die Ehen nur im Kreise der Parsen geschlossen, wodurch die Rasse ihren dauernden, eigenartigen Charakter annehmen konnte.

Die Namen der Parsen sind zum größten Teile den Helden der Schahname und Namen von Gestirnen und Engeln aus der Zendavesta entlehnt; so haben wir Bahram, das heilige Feuer; Harmuz, ein Engel; Khucsheb, die Sonne; Mahtab, der Mond. Indem sie ihre Namen auf diese Art wählen, folgen sie darin der indischen Sitte, die verlangt, daß der Anfangsbuchstabe des Namens dem eines Gestirnes, das bei der Geburt des Kindes in der aufsteigenden Periode begriffen war, gleich sei. Die Namen der Parsen enden alle auf ji, die Vorsilbe des Sanskritwortes jiva, lebend, die aber in ganz Indien ein Affix der Zärtlichkeit und Achtung ist. Ein andrer, rein indischer Gebrauch ist der, daß man zwischen Vor- und Zunamen den Namen des Vaters setzt. Sie wenden auch Beinamen an, die alle aber modernen und daher einheimischen d. h. indischen Ursprungs sind. So haben sie grocer, Gewürzhändler; wadia, Schiffsbauer; shroff, Bankier; motiwala, Perlenverkäufer, u. s. w. Der originellste und neueste

Beiname ist ready-money (bares Geld), was für einen Kaufmann gewiß von guter Vorbedeutung ist.

Die weiblichen Namen der Parsen sind fast alle indischen Ursprungs, so Hirà, Manik, Ratan, Moti. Viel gewöhnlicher ist der Name Mikr, Mond. Dem Namen hängt man die ehrenvolle indische Partikel baj an, die dem männlichen ji entspricht. Mag die Frau noch so bescheidenen und niedrigen Herkommens sein, die Bezeichnung baj wird ihr nicht fehlen, während bei den Mahratten und im Gutscherat diese Partikel nur den großen Damen gegeben wird.

In der Statistik von 1851 zählte man in der Präsidentschaft Bombay 132 563 Parsen, von denen 114 698 auf die Stadt und die Insel fielen.

Rajendralala gesteht zu, daß die Rechtlichkeit der Parsen im Handel in der letzten Zeit sehr abgenommen habe, aber er rechtfertigt sie wieder, indem er hinzufügt, daß sie sich dadurch mit ihren Kollegen auf gleichen Fuß stellen. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Sitten und Gebräuche in den Häusern der Parsen von den indischen wenig verschieden, heute nähern sie sich immer mehr den europäischen.

Die Parsenfrau ist frei, glücklich und singt und spielt gern in ihrem Hause, während sie gegen ihre Gäste und Besucher sehr liebenswürdig ist. Sie geht spazieren, macht Besuche und Reisen und wird von der armen Sklavin der Inder sehr beneidet. Sie trägt für gewöhnlich nicht so viele Juwelen wie die Indierin und Muselmännin und begnügt sich in ihrem Hause oft mit einem grünen Glasarmbande. Das ökonomische Gleichgewicht ist dagegen zum großen Teil wieder hergestellt durch die Verwendung von seidenen Gewändern, Spitzen und anderen Ingredienzien einer kostbaren, reichhaltigen Toilette.

Der Ritus bei der Hochzeit der Parsen ist dem der Indier fast gleich und wird diese im eigenen Hause oder in einem der drei öffentlichen, in Bombay hierzu bestimmten Häuser, die zu

der Gelegenheit gemietet werden, gefeiert. Die vom Gesetz sanktionierte Scheidung ist erlaubt, aber nicht sehr gewöhnlich.

Die vorurteilslosen, gebildeten Parsen bewahren doch noch eine gewisse atavistische Verehrung für die Astrologie und führen keinen irgend bedeutenden Akt in ihrem Leben aus, ohne die Gestirne zu befragen, wobei sie sich meist von einer persischen Abhandlung, Siroza (die dreißig Tage), leiten lassen.

Die Parsen haben viele Feste, von denen einige astronomische, andere historische und nicht wenige ihren Nachbarn entlehnt sind. Sie tragen dabei keinen äußeren Pomp zur Schau, haben weder Prozessionen noch Fasten, da es für sie eine Sünde ist, das Fleisch zu martern. Ihr Hauptfest fällt in die Mitte September und ist der Anfang ihres Jahres, „der Jahrestag, an dem Jezdegerd III., der letzte der Sassaniden, in Persien den Thron bestieg. Es ist ein großer, allgemeiner Freudentag, an dem die Bande der Freundschaft fester geschlungen und Beleidigungen vergessen werden, an dem jedes Herz voll Fröhlichkeit ist, in jeder Straße Musik ertönt und jeder Tisch mit den besten Speisen beladen ist.“

Das Fest beginnt mit einer besonderen religiösen Feierlichkeit, entweder im Hause oder im Feuertempel. Sie dauert nur sehr kurze Zeit und dann folgen ihr Besuche, Glückwünsche, Geschenke, Almosen, Austeilung neuer Kleider an die Dienstboten, Musik und Belustigungen aller Art.

Ein andres Fest wird zum Andenken der Manen, die himmlische Engel geworden sind, gefeiert, und die heilige Zeremonie wird in einem Tempel des Schweigens oder dokma vollzogen. Andere Feste sind den Engeln, Amaspand, dem heiligen Feuer und der Sonne geweiht. So wird auch der Todestag Zoroasters, am 11. des Monats Deh, der dem Ende Juni entspricht, festlich begangen.

Dann sind auch sechs Tage der Ruhe, gahambar, im Jahre, die ebenso viele Feste bilden und den sechs Tagen der Ruhe

entsprechen, mit denen nach ihren heiligen Schriften die sechs Tage der Schöpfung unterbrochen wurden.

Da sie sehr wohlthätig sind, so unterstützen sie warmherzig und eifrig ihre Armen und in Bombay ist es ganz unmöglich, unter den Parsen einen Bettler oder eine Prostituierte zu finden. Das größte Hospital in Bombay und in Indien, das 600 Kranke aufnehmen kann, ist das Werk eines Parsen, Sir Jamset-ji Jijitboy, dem man außerdem auch noch Schulen und andere nützliche Institutionen verdankt. Die englische Regierung hat recht gehabt, ihn zum Baronet zu machen.*)

Die Leichenfeierlichkeiten oder paternas sind die traurigsten, die man sich denken kann, heute aber macht sich eine Reaktion gegen das Übermaß von Thränen geltend. Stelle man sich vor, daß man um ein Kind vier, um einen Erwachsenen neun Tage weinen soll. Das Weinen und Klagen dauert von neun Uhr vormittags bis zwei Uhr nachmittags, und dabei weinen und klagen die Frauen der Familie, ihre nahen und entfernten Verwandten, die Nachbarinnen und die Freundinnen der Freundinnen. Die Kondolenzbesuche treffen frühzeitig im Trauerhause ein und erwarten die Klagestunde, die durch das erste Stöhnen des Thränenanführers, der in hohen und tiefen Tönen jammert und sich mit so starken Schlägen die Brust schlägt, daß man es bis auf die Straße hinaus hören kann, angekündigt wird. Draußen stehen die Männer in tiefem Schweigen. Die Frauen dagegen müssen, eine nach der andern, weinen, die Tugenden des Verstorbenen erzählen und über die Wechselfälle der Krankheit, die Anstrengungen der behandelnden Ärzte und den letzten Willen des Toten berichten. All das wird zwischen Klagen und Schluchzen gesungen, und jeder Ausspruch wird mit einem einförmigen Ausruf in Form eines Ritornells beendet, worauf sie in einen Strom von Thränen und

*) Diese Notizen sind zum großen Teile der vortrefflichen Studie Rajendralalas über die Parsen in Bombay: „Sir Jamset-ji Jijitboy. Rajendralala Mitra entnommen. The Parsis of Bombay. Calcutta 1880.

hysterischem Schluchzen ausbrechen. Jedes Klageweib muß wenigstens 10 bis 15 Minuten sprechen.

Ich lasse hier als Beispiel die Klage einer Schwester der Verstorbenen folgen:

„Oh! hört die Erzählung von meinem grausamen Schmerze.
O Mutter und Schwester!
„Um den traurigen Verlust, den ich erlitten durch den Tod der ....
O Tochter meiner Mutter!
„O geliebte Kinder, von zwei bis zwölf Jahren
O Tochter meiner Mutter!
„Geliebte Mutter einer großen Familie
O Tochter meiner Mutter!
„Alle ließest Du ohne Schutz, ohne Hülfe oder Waisen
O Tochter meiner Mutter!
„Die älteste, ein blühendes Mädchen, eine Jungfrau,
O Tochter meiner Mutter!
„Ohne Gatten ist sie geblieben. Oh! wie er um Dich leidet!
O Tochter meiner Mutter!
„Welche hohen Hoffnungen einer zärtlichen Mutter waren auf Dich gerichtet!
Mein Kind, meine Schwester!
„Wer kann die Teilnahme einer Mutter für Dich haben?
Mein Kind.
„Hört mich, o ihr Lieben meiner Mutter und meiner Schwester
„Während ich beschreiben will die Schönheit und Anmut dieser
Meine Schwester.
„Unvergleichlich, unvergleichlich war Deine Schönheit,
Meine Schwester.
„Wenn Du mit leichtem Fuße von Zimmer zu Zimmer eiltest,
Meine Schwester.
„Strahlend im Glanz Deiner schneeweißen Glieder,
Meine Schwester.

„Wie Dein glücklicher Gatte Pistonjee, der lange leben möge,
Meine Schwester.
„Von den Reizen Deiner anziehenden Formen betroffen,
Meine Schwester.
„Dich betrachten und entzückt Deinen Spuren folgen würde,
Meine Schwester.
„Und wenn Du in Dein Zimmer zurückkehrtest
O Mutter und Schwester!
„Mit wieviel Zärtlichkeit gab Dir Pistonjee
O Mutter und Schwester!
„Einen Ohrring von großem Werte
O Mutter und Schwester!
„Mit blitzenden Diamanten geschmückt im Werte von tausend Rupien,
O Mutter und Schwester!
„Es ist noch nicht ein Monat verflossen, seit Du mir dies erzähltest
O Mutter und Schwester!
„Und wer wird jetzt dieses schöne Juwel tragen?
O Mutter und Schwester!
„Und alle Deine Schmucksachen im Werte von fünftausend Rupien?
O Mutter und Schwester!
„Und wer wird Deinen Pistonjee trösten und aufrichten?
O Tochter meiner Mutter!
„Sein dumpfer Schmerz ist unergründlich, ist unermeßlich!
O Tochter meiner Mutter!
„Er weint, bis seine Augenlider geschwollen sind.
U. s. w., u. s. w.

In den Dörfern kann dieser Klagegesang vier Wochen und noch länger dauern. Wenn die angesehenste Matrone erst einmal ihre Klagen begonnen hat, so läßt sie sich selten darin unterbrechen, und jede der anwesenden Frauen wetteifert mit ihr in

bezug auf Thränen und Deklamationen; aber die erste widersteht und so entspinnt sich ein herzzerreißender Kampf. Zuweilen, wenn sie schon ganz ermüdet und dem Schluß nahe zu sein scheint, schreit sie plötzlich auf: „Nein, nein, es ist nicht genug! Ihr müßt Eurem Schmerze stärkeren Ausdruck geben“

Das ist die Beschreibung eines Muster-Begräbnisses, aber zuweilen gehen die Sachen nicht so glatt ab, und hier und da spricht eine in ihrer Klagerede über das Unrecht, das ihr vom Toten zugefügt worden ist, oder klagt ein Mitglied der Familie an, sie übel behandelt zu haben, und dann verwandeln sich die Klagen in heftige Vorwürfe, die in einer Schlacht von Beschimpfungen zwischen Anklägern und Angeklagten enden.

Irgend ein ausländischer Kaufmann sagte mir in Bombay, daß die Parsen falsch seien, geldgierig und in jeder Beziehung schlecht, daß sie das Gute nur aus Eitelkeit thun. Die Engländer benutzen diese Eitelkeit, indem sie sie zum Baronet machen und ihnen den Stern von Indien geben. Von anderen habe ich auch gehört, daß sie einst dafür berühmt waren, Muskatnüsse aus Holz nach Europa zu versenden. Ich weiß nicht, wieviel Wahres an der Sache ist; ich habe sie immer liebenswürdig, wohl erzogen, sympathisch gefunden und habe einige der großartigsten Kunst- und Wohlthätigkeitsanstalten in Bombay gesehen, die man den Parsen verdankt.

Die Parsen essen kein Rindfleisch, aber sehr viel Fische, und in Bombay ist diese Ware infolgedessen sehr teuer geworden. Eine gute italienische Hausfrau sagte mir, daß man ihrer Köchin mehr als einmal auf dem Markte einen Fisch abgeschlagen hatte, um den sie eben handelte. Hinter ihr hatte ein Parse gestanden, der hinter ihrem Rücken dem Verkäufer mit dem Finger ein höheres, übertriebenes Angebot gemacht hatte.

Die Parsen sind vorzugsweise Handelsleute, Bankiers, und wenn sie arm sind, Beamte, auch bilden sie ein starkes Kontingent für die Schauspielgesellschaften.

Sie sind weiß, bleich und zeigen zwei Typen, einen, den ich die Übertreibung des jüdischen Typus nennen möchte, den zweiten, der fett, rund, wohlwollend aussieht. Ihre Frauen erinnern noch stärker an die schöne Physiognomie unserer schönsten Jüdinnen, mit kohlschwarzen, großen, schmachtenden Augen, gebogener Nase, sinnlichem Auge, Perlenzähnen. Ich habe einige Parsen-Mädchen gesehen, die einen Heiligen verrückt gemacht hätten, und denen selbst der heilige Antonius unseres Morelli nicht widerstanden hätte.

Nicht nur in ihrer Physiognomie gleichen die Parsen unseren Israeliten. Die Analogie ihrer Geschichte hat sie auch im Charakter einander genähert. Sie sind in der That geldgierig, arbeitsam, eitel, unterscheiden sich aber in der Art und Weise auszugeben, denn während die Juden geizig sind, sind sie verschwenderisch. Ich glaube, daß die Parsen noch sehr lange von der indo-englischen Bevölkerung, in deren Mitte sie leben, verschieden sein werden. Freilich verheiraten sie sich jetzt häufig mit Engländerinnen, aber diese werden Parsen und ändern die Sitten und die Religion der Familie, in der sie leben, nicht. Außerdem haben sie eine gewisse Kraft der Assimilation, infolge deren sie die guten Elemente der anderen in sich aufnehmen, ohne ihre eigenen zu verlieren. Sie reisen, werden gebildet und beschäftigen sich sehr viel mit Erziehung und mit der Gesundheit; sie sind reich und kräftig, warum sollen sie nicht Parsen bleiben? In der letzten Zeit wurden sie sehr getadelt, weil sie die alte Zend-Sprache, die ihnen unverständlich ist, in ihre Gebete aufgenommen haben. Sie haben Bücher verfertigt, in denen das Zend mit einer wörtlichen Übersetzung des Gudscherati, ihrer gewöhnlichen Sprache, unterliniiert ist. Sie beschränken auch mehr und mehr den Kultus des Kuhurins und die lächerlichen Klagezeremonieen. Sie europäsieren sich, und bleiben trotzdem Parsen und thun wohl daran. In unserer Zeit, wo die Menschen zu einem einzigen Typus verschmolzen werden, werden auch viele Formen des Schönen und Guten zerstört, und darum

nehme ich diese Verschmelzung nur mit einer sehr reichlichen Rechtswohlthat des Inventariums an.*)

*) Über die Parsen siehe: Martin Haugh. Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsis. London 1878. Second Edition. Hovelacque, l'Avesta, Zoroastre et le Magdrisme. Paris 1880. — Siehe auch William Monnier, eine Studie über die Parsen im 19. Jahrhundert im Mai 1881; und über die Schädel der Parsen, eine Studie von Topinard im Bull. de la Société d'Anthropologie de Paris. 1878, p. 274.

Viertes Kapitel.

Sir W. Fergusson, Gouverneur von Bombay. — Die Krönungsfeierlichkeiten des Königs von Baroda. — Mein Zelt. — Pferderennen und meine Vorstellung beim Könige. — Die Bajaderen bei Hofe. — Die Krönung. — Das königliche Festmahl. — Gazellenjagd mit dem cheetah in Makarpura. — Die Prozession der königlichen Elefanten. — Die Volksfeste. — Kampf mehr oder minder wilder Tiere in der Arena. — Melancholische Note, welche das Fest beschließt.

In Bombay hatte ich das Glück, die persönliche Bekanntschaft Sir W. Fergussons, des Gouverneurs der Präsidentschaft Bombay zu machen, der sozusagen König über hundert Millionen Unterthanen ist. Ich wurde zu einem Mittagsessen in seiner Villa eingeladen, saß neben Ihrer Exzellenz der Gouverneurin, und nach dem Essen nahm ich den Kaffee auf einer Terrasse, von welcher aus man eine prachtvolle Aussicht über einen Mangowald hat, den man für den besten Indiens und folglich der ganzen Welt hält. Diese Mangos heißen mangos del Padre Alfonso, nach dem portugiesischen Jesuiten, der diese Bäume gepflanzt hat. Lange Zeit sprach ich mit jenem ausgezeichneten Manne über Politik und hatte dabei Gelegenheit, die Tiefe seiner Anschauungen, die Schärfe seiner Beobachtungen zu bewundern. Es überraschte mich, daß er auch in unserer italienischen Politik Bescheid wußte, und um zu zeigen, wie gut er sie kannte, brauche ich nur die folgende Bemerkung zu citieren: Für euch Italiener ist es ein großes Unglück, daß die vorherrschende Religion mit der Politik im Streit ist. Er verlangte dann meine

Meinung über die Kolonial=Politik der Engländer in Indien zu hören. Ich antwortete ihm darauf, daß ich sie vorzüglich fände, aber wenn er mir die kleine Sünde der National=Eitelkeit verzeihen würde, so möchte ich hinzufügen, daß das englische Kabinet nur unsere alten Vorfahren, die Römer, nachahmte. Er fand meine Bemerkung richtig.

Der große Mann war auch sehr höflich und unter anderen Aufmerksamkeiten verschaffte er mir und meinen Begleitern eine Einladung zur bevorstehenden Krönung des Königs von Baroda. Schon vor sechs Wochen waren die Einladungen geschlossen worden, aber Sir W. Fergusson telegraphierte an den Vicekönig von Indien, unterhandelte mit dem Residenten von Baroda, und endlich erhielt er für uns das gewünschte Billet auf englischem Carton, auf dem folgende Inschrift in blauer Farbe stand:

On the Occasion of the Investitur of H. H. the Gaekwar
Their Highnesses the Maharani Jamnabai Sahib
and the
Maharajah Syaij Rao Gaekwar
Request the Honour of the Company of the
Commendator Paolo Mantegazza
From Saturday the 24. to Saturday the 31. December 1881.
Baroda.

Dies wunderbare blaue Billet gab mir die seltene, einzige Gelegenheit, in leiblicher Person einer Szene aus Tausend und einer Nacht, einem Schauspiel voll alter, asiatischer Pracht, die sich vielleicht nie wieder erneuern wird, beizuwohnen.

Obgleich ich in Baroda bei Nacht ankam, fand ich doch alles zu meiner Aufnahme bereit. Ich hatte ein Zelt für mich allein, das die Nummer 19 trug und mit vielen anderen in gleicher Reihe einen Teil einer zu den Festen improvisierten Stadt bildete. Es bestand aus Leinwand und war doppelt, und zwischen beiden

Wänden lief innen ein Korridor rings herum; es war mit einer Art Schilderhäuschen zum Baden versehen und vorne durch einen Vorsaal und dichte Matten geschützt. Im Innern war es mit einem gelben Stoffe mit schwarzen Zweigen überzogen, der die raubgierigen Krallen eines Antiquitätenhändlers in Versuchung geführt hätte. Ein Bett mit einem Moskitonetz, ein Toilettentisch, ein Tisch und zwei Stühle und Matten auf dem Fußboden bildeten die Einrichtung des Zeltes. Kaum war ich in meine neue Behausung eingetreten, so bemerkte ich den schwarzen Ali, der mir zu verstehen gab, daß er zu meiner Verfügung stände, und der, als ich ihm Bakschisch, Bakschisch sagte, und ihm meine Börse zeigte, sogleich mein Freund wurde, obgleich ich kein Wort Mahratti verstand.

Die Festlichkeiten dauerten vom 24. bis zum 31. Dezember; aber verschiedene Tage hatten wenig Bedeutung, so der 24., an dem nur ein lawn-tennis, das bekannte englische Spiel, stattfand, und der 25., den das Progamm mit Christmas Day, Weihnachtstag, bezeichnete, wodurch man andeuten wollte, daß der König von Baroda sich darin ergeben müsse, den heiligsten Tag im englischen Kalender zu feiern.

Verschiedene Millionen Lire wurden für die Festlichkeiten ausgegeben, und man wird es leicht begreiflich finden, wenn man dies Kapitel gelesen hat, und wenn man erfährt, daß jeder Gast Reitpferde und prachtvolle Wagen den ganzen Tag über zu seiner Verfügung hatte, und daß vom Morgen bis zum Abend freie Tafel war, bei der man vom Johannisberger bis zum besten Champagner die ganze europäische Weinkunde studieren konnte.

Am 26. kam der Gouverneur aus Bombay an und wurde am Bahnhofe von dem Gaekwar empfangen. Unter unsern europäischen Verhältnissen hätte vielleicht das Gegenteil stattgefunden; man muß sich aber erinnern, daß Fergusson über hundert Millionen Unterthanen gebietet, und daß der große Mahrattenkönig die Krone aus seinen Händen empfangen sollte. An jenem Tage wurden Races, Pferderennen, abgehalten.

Für mich und alle übrigen begann das wirkliche Fest erst am 27., für den auf dem Programm races, Durbar at the Nazar Bagh Palace verzeichnet standen. Früh morgens, in der ersten frischen Dämmerung, fuhr ich in einer prachtvollen zweispännigen Kalesche nach dem Rennplatze, in lautem Entzücken über die herrliche tropische Natur, die ich immer verehrt und seit so vielen Jahren nicht wieder gesehen hatte Ich fuhr durch Mangos und indische und heilige Feigenbäume, die jeder für sich allein einen ganzen Wald bildeten, hindurch, und von ihren Zweigen guckten uns kleine, smaragdgrüne Papageien halb ängstlich, halb erstaunt an. Gestreifte Eichhörnchen lugten aus den Euphorbien- und blühenden Latanienhecken hervor, und der Gedanke, daß wir in den letzten Tagen des Dezember waren, schien uns fast unmöglich.

Rings um den Rennplatz zogen sich abgesonderte Tribünen für die Eingeladenen, für die Damen und für die Eingeborenen. Sir W. Fergusson auf einem wundervollen Pferde entdeckte uns und stellte uns dem Könige vor, der auf einem kleinen, sehr schönen Pferde ihm zur Seite hielt. Er sagte ihm, daß wir drei Italiener nach Indien gekommen wären, um das schöne Land kennen zu lernen.

Er sah uns mit dem mißtrauischen, kalten Blick aller indischen Fürsten an und sagte:

„Very well.“

Da ich nicht wußte, was ich zu ihm sagen sollte, lobte ich sein Pferd.

„You have a very splendid horse.

„Oh! yes, it is a very fine beast! und streichelte liebkosend die Mähne des Pferdes.

Ich betrachtete den jugendlichen König, der damals 19 Jahre alt war, mit vieler Aufmerksamkeit. Sein Teint hat die Farbe dunkler Bohnen, seine Augen sind tiefschwarz, seine Nase klein, sein Gesicht apathisch und schlaff mit kleinem Schnurr- und Backenbart. Er trug einen roten Turban, einen europäischen Rock und Beinkleider nach unserm Schnitt.

Und doch ist der junge Mann, der schon Besitzer folgender Namen und Titel ist: S. K. Hoheit Farhand-i Kas-i Dowlat-i Englisia, Maharaja Syaij Rao, Gaekwar Sena Khas Kah Shamsher Bahadur durch einen unerwarteten Glückszufall zu dem Thron der Mahratten gekommen, und wird eins der reichsten Länder Indiens beherrschen.

Sein Vorgänger war ein gewaltthätiger und verschlagener Mann. Die englische Regierung hat ihn entthront, und jetzt ist er Gefangener in Madras. Der jetzige Herrscher war damals Hirt und hütete die Schafe, aber vielleicht war gerade in jener bescheidenen Beschäftigung der Keim zu seiner Zukunft verborgen, daher auch der Titel Gaekwar oder Gaekoar, den die Könige von Baroda tragen, d. h. Kuhhüter. Im Auftrage der englischen Regierung wurde er erzogen, in die ihm gebührende moralisch hohe Sphäre gebracht, und nun empfing er aus der Hand des Gouverneurs von Bombay die Mahratten-Krone.

Um drei Uhr begaben wir uns im Wagen in die Stadt, um an dem Durbar, dem Empfang, im hölzernen Palast des jungen Königs, dem Nazar Bagh, teilzunehmen. Wenige Städte sind wohl so ganz indisch wie Baroda; kein europäisches Haus, nur Häuser mit hölzernen Fassaden in lebhaften Farben, mit sonderbaren oft barocken, aber immer originellen Skulpturen, mit prachtvollen Balkons. Und an diesen Fenstern Menschen in Gruppen, in Reihen, in Massen mit hin- und herwogenden Wellen von roten, gelben, weißen, blauen Köpfen.

Vor der Thür des Nazar Bagh harrten die Wagen des Königs, ganz von Silber und Gold. Die Pferde haben goldene Halsbänder und ungeheuere silberne Ringe um die Beine.

Der Palast ist aus Holz gebaut, und aus jedem seiner Teile strömt der Duft von brennendem Sandelholz aus. Auf einer hölzernen Treppe gelangt man in einen langen, schmalen Saal, an dessen einem äußersten Ende der Gaekwar und der Gouverneur von Bombay auf einem Kanapee von massivem Silber sitzen. Der König trägt einen vergoldeten Turban und scheint sehr schüchtern und verlegen; es

sieht fast aus, als ob er sich der sieben oder acht Schnüre großer, wundervoller Perlen, die er um den Hals trägt, schämte. Zur Rechten und Linken sitzen Könige, Fürsten und hohe Beamte, alle von Gold und Edelsteinen funkelnd. Ein Knabe trägt einen Smaragd am Halse, der größer als eine große Bohne ist und an sich allein ein Erbteil ausmacht. Ein alter, ehrwürdiger Mann tritt ein, ganz in Goldstoff gekleidet. Es ist der erste Minister des Königs vom Pendschab, und alle übrigen, mit Ausnahme der beiden Hauptfiguren auf dem silbernen Kanapee, erheben sich zum Zeichen ihrer Achtung, als er vorübergeht.

Ein Zeremonienmeister weist mir einen Platz in der ersten Reihe an, vielleicht infolge der drei Ordenszeichen, welche ich um den Hals trage, die aber neben all diesen asiatischen Kleinodien eine sehr klägliche Figur machen.

Jetzt treten die beiden berühmtesten Bajaderen oder Nautch Indiens ein. Ich sehe sie mir mit brennender Neugier an. Sie sind klein und fett, mit einem ovalen Gesicht von der Farbe reifer Bohnen, sehr schwarzen, blitzenden Augen und einem sinnlichen Munde, der, um die roten Zähne zu zeigen, oft lächelt. Die Haare sind glänzend schwarz und fallen, in eine einzige Flechte zusammengenommen, auf ihre Schultern herab; eine andere Flechte aus Goldfäden bedeckt die erstere. Sie sind prachtvoll gekleidet in Schleiergewebe aus Gold und Silber, die mit Juwelen gestickt sind. In der Nase tragen sie goldene Ringe mit Edelsteinen besetzt, und dicke Ringe zieren die nackten Füße. Der Busen ist sehr sichtbar und von jungfräulicher Form, die Hüften sind breit, so weit es ihre frische Jugend erlaubt, und werden noch herausfordernder durch ein Band, das in der Mitte durchgeht und vorne in einen Knoten geschlungen ist. Der Teil, welcher den Nabel umgiebt, ist entblößt.

Ein entsetzliches Orchester begleitet sie. Eine kleine Pfeife, eine Trommel mit doppeltem Kasten, die mit beiden Händen geschlagen wird, ein Dudelsack mit zwei Röhren, und zwei Männer, welche eiserne Becken schlagen, machen einen barbarischen, ohrenzerreißenden Lärm. Und die Unseligen hämmern, pfeifen und

wüten verzweifelt auf ihren Instrumenten herum, ohne auch nur einmal aufzuhören, indes die beiden Mädchen sich in unglaublicher Weise winden und krümmen, Kopf, Augen, Arme, Rumpf, Beine, genug alles bewegliche bewegen und sich aus der Tiefe des Saales, wo sich die Spielleute befinden, dem silbernen Kanapee nähern. Die Rückkehr war anmutiger, denn da sie S. Majestät nie den Rücken zukehren durften, so zogen sie sich mit graziösen, wollüstigen Bewegungen zurück. Von Zeit zu Zeit öffneten sie sich wie zwei Zirkel und berührten den Boden mit irgend einem Teile ihres Körpers, dann richteten sie sich wieder auf und bildeten Gruppen mit kleinen Stöckchen, die sie rhythmisch bewegten und wobei sie zuweilen sangen. Mancher sirdar betrachtet sie mit Wollust, und wenn ich auch nicht in Indien geboren, auch nicht sirdar bin, so regt sich in mir doch eine neue Empfindung, eine ganz neue, die ungefähr einem neugierigen Verlangen nach niegesehener Frucht ähnlich ist. Wenn ich das Meßbare messe und das Wiegbare wiege, so finde ich doch, daß unsere Tänzerinnen viel liebreizender, wenn auch viel unzüchtiger als die Nautch Indiens sind.

Ich weiß nicht, wie lange jene kataleptischen Mädchen getanzt und gesungen haben, ich weiß nur, daß sie von Schweiß trieften, aber von ihren Bewegungen berauscht und voll heiligen Feuers für die Kunst waren. Endlich machte ihnen der König ein Zeichen aufzuhören und Musik und Nautch schwiegen wie durch einen Zauberschlag.

Jetzt kamen reichgekleidete Diener mit großen Gefäßen mit Ketten von Rosen und Chrysanthemum, und der erste Minister und nach ihm die andern kleineren Minister bekränzten sich alle mit jenen Guirlanden, und besprengten sich mit Rosenessenz, die sie mit einem kleinen goldenen Löffel aus einem silbernen Gefäße schöpften. Ein wollüstiger, orientalischer Duft durchflutete den Saal, indes die beiden Mädchen aus einer Ecke des Saales Feuerblicke wie Pfeile auf uns abschossen und ihr starkriechender Schweiß, mit Rosenessenz und dem Rauch des brennenden Sandelholzes gemischt, in unsere Geruchsorgane drang.

Nach den Blumenguirlanden kam die Verteilung des pan-supari (Betel und Arecanüsse); die Betelblätter waren vergoldet. Die Indier machten sich ihr Kügelchen zurecht und steckten es in den Mund, wir steckten es in die Taschen.

Die Verteilung des pan-supari ist das Abschiedssignal für die Gäste und als wir von dem bezaubernden Lächeln der Nautch gegrüßt, den Saal verließen, gaben wir dem Könige, der uns an der Treppe erwartete, die Hand. Er dankte uns für unsern lieben Besuch und wünschte uns alles mögliche Gute.

Der 28. versprach uns auf dem Programm eine gewaltige Masse von Vergnügungen und Aufregungen: Investiture Durbar at the Nazar Bagh Palace. Levée of His Excellency the Governor. Exhibition. Sports in the Arena. Dinner and Fireworks at the Moti Bagh.

Der Krönungssaal war auf allen Seiten offen. Ein ungeheures Zeltdach war in einem Garten, wie man ihn nur in Indien haben kann, ausgespannt worden. Ein Künstler würde bei dem Anblick ganz närrisch geworden sein. In der Tiefe des Raumes standen auf einer Estrade drei Lehnstühle aus massivem Silber. In der Mitte saß der Gouverneur, ihm zur Linken Melville, der Resident, welcher die Thronbesteigung vorbereitet hatte, zur Rechten der Gaekwar, schüchterner und verwirrter denn je, mit Diamanten und Perlen und Kleinodien von unberechenbarem Werte bedeckt. Es heißt, daß die Krondiamanten einen Wert von 75 Millionen Lire haben. Um die Estrade herum und im ganzen übrigen Sale saßen Könige und Fürsten in ihren schönsten, funkelndsten Kleidern. Alle Schätze Golcondas sind unter jenem Baldachin aufgehäuft, und ich sehe nur Blitzen von Diamanten und Leuchten von Saphiren und Rubinen. Nicht alle jene Fürsten haben Schuhe, aber alle haben einen Säbel, den sie wie einen Stock tragen und oft zwischen die Beine setzen. Ein ganz weißer Scheik, mit einem weißen Barte, der] ihm bis weit über den Gürtel herabfällt, ist schön und groß wie Moses. Im Hintergrunde ein Himmel so blau wie Lapis-Lazuli, Gruppen von Palmen, die ihre Zweige

sanft in der klaren Luft schaukeln, und unbewegliche, mit Früchten dicht übersäete Papayos.

Die Investitur oder wie wir in unserer armen Sprache sagen würden, die Krönung (aber ohne Krone) beginnt.

Unter lautem Kanonendonner richtet nun Sir W. Fergusson an den König eine englische Ansprache, die dann zu Nutz und Frommen der dieser Sprache unkundigen Anwesenden ins Gudscherati übertragen vorgelesen wurde. Ich lasse hier die wörtliche Übersetzung folgen.

„Ich verleihe Ihnen hiermit die Investitur als König von Baroda. Hierdurch will die Kaiserin bezeigen, daß es ihr Wunsch ist, daß die einheimischen Staaten Indiens ihre Unantastbarkeit und Unabhängigkeit auch ferner bewahren.

Da Sie ein Abkömmling von Pelaji Rao, dem mutigen Gründer Ihrer Dynastie sind, so erkennt meine Regierung Sie gern an. Kein größeres Glück könnte Ihnen weder durch Ihre Macht, noch durch Ihren Reichtum, noch durch Ihre Jugend zufallen. Ich zweifle nicht, daß Sie bei der Ausübung Ihrer Pflicht auf die Ratschläge unsrer weisen und erfahrenen Staatsmänner hören werden. Gegen jede von außen kommende Drohung werden wir Sie kräftig verteidigen.

Ihr Vermögen hat sich durch eine weise Verwaltung bedeutend vermehrt. Ihre Jugend war durch häusliches Glück gesegnet und Sie sind gesund und kräftig; Ihre Erziehung ist eine gute gewesen und verspricht Ihnen für die Zukunft ein glückliches Leben. Die Dauer und Realität eines solchen Glückes wird zum großen Teile von der Art und Weise, wie Sie dieselben ausnutzen werden, abhängen. Die Zeit ist jetzt vorüber, in welcher die mächtigsten Herrscher Reiche und Völker nur als Instrumente zur Erhöhung ihres individuellen Ruhmes und ihres Vergnügens angesehen haben. Die Dynastien haben jetzt höhere Zwecke, als die persönliche Befriedigung, und eine schwere Verantwortlichkeit ruht auf der Seele dessen, der so viele Mittel, um das Gute und das Böse zu thun, besitzt. Für diese Last erwartet Sie auch großer Lohn, aber um

ihn zu gewinnen, muß man über die eigene Befriedigung und über das Lob der anderen hinwegsehen, man muß sein eigenes Selbst zum Opfer bringen, um den anderen zu helfen.

Möge Ew. Königl. Hoheit diesen Zweck verfolgen. Möge Ihr Glück groß, Ihr Erfolg ununterbrochen, Ihr Andenken ruhmreich sein, und das wird geschehen, sobald Sie das Glück andrer dem Ihren voransetzen. Dann werden Sie von Ihren Untertanen geliebt und geachtet werden, dann werden Sie die kaiserliche Gunst genießen, vor allem aber wird die höchste Macht, durch welche die Könige regieren und die Fürsten Gerechtigkeit üben, Ihre Anstrengungen billigen und unterstützen."

Dann wurde der Khillat des Vicekönigs vorgelesen, und das war wieder eine Predigt voller Bonbons.

Der Gaekwar las dann eine Antwort auf englisch: „Mit Dankbarkeit würde er sich immer erinnern, was der Staat der englischen Regierung verdanke, was er ihr persönlich danke. Ewig würde ihm im Gedächtnis bleiben, was er Sir Richard Meade zu Melvill verdanke. Zugleich fühle er das Bedürfnis das auszusprechen, was er seiner geliebten und verehrten Mutter schuldig sei. Ihre Zärtlichkeit, ihre liebevolle Sorgfalt könne durch nichts übertroffen werden. Er müsse auch Elliott für die erhaltene Erziehung danken. So danke er auch dem Madava Rao und seinen Kollegen für die guten Regierungsgrundsätze, die man ihn gelehrt habe. Diese hätten viel dazu beigetragen, das Niveau der Verwaltung zu heben und wichtige Reformen vorzubereiten. Er werde auf der Bahn des Fortschritts weiter gehen und denselben stets unterstützen. Sein Programm werde einfach und jederzeit auf das Gefühl unwandelbarer Treue gegen die Kaiserin von Indien basiert sein.

Möge Gott ihm bei der Erfüllung seiner Pflichten beistehen."

Als diese Reden beendet waren, begaben sich Fergusson und der König in ein geschlossenes Kabinet, von welchem aus die Königin-Mutter und die anderen Damen der Familie dieser feierlichen Szene beiwohnten. Ich weiß, daß der König an der Brust seiner Mama weinte, und kurz darauf sah ich ihn auf seinen

Ehrenposten mit geröteten Augen und tiefbewegten Gesichtszügen zurückkehren.

Nach den Reden kamen die Geschenke. Zuerst die der Kaiserin von Indien an den Gaekwar, dann die des Gaekwar an Sir W. Fergusson. Dieser darf dieselben aber nicht annehmen, und so werden sie verkauft und dem Könige wird der Kaufpreis zurückgegeben. Derselbe kauft mit diesem Gelde andere Geschenke für das Bedürfnis andrer bei ähnlichen Gelegenheiten. Dort waren auch die Geschenke des Vicekönigs für den Premierminister und die andern Würdenträger des Reiches. Stoffe, Juwelen, kostbare Vasen, die sich auf der Erde vom Throne bis zur Eingangsthür des Baldachins hin erstreckten.

Die Verteilung duftender Blumenhalsbänder und des pan-supari beschloß die Zeremonie.

Als ich zurückkehrte erblickte ich die ungeheuere Menschenmenge, die Häuser, Bäume und Straße mit einer Mosaik von Gesichtern bedeckte. Englische Truppen, Mahrattentruppen bildeten farbenreiche und stahlglänzende Punkte in diesem Menschen-Ozean, während zwei silberne Kanonen mit goldenen Rädern und zwei goldene Kanonen mit silbernen Rädern die homerische, groteske Note der Farsse und des Reichtums in diese Massen hineintrugen.

Am Abend fand in Moti Bagh ein großes Festmahl von 270 Eingeladenen statt. Schlechte Küche, schlechte Bedienung, ausgezeichnete Weine. Das Menu auf blauem Karton mit Lotosblumen, Bambusrohr und vergoldeten Störchen war folgendes:

Soups. — Julienne, Oyster.
Fish. — Boiled Pamphlet.
Entrées. — Salmi of chicken. Mutton chops à la jardinière.
Joints. — Turkey and Ham. Saddle of mutton.
Relevés. — Charlotte à la Russe. — Rhubarb trifle. — Asparagus. —

Paté de bécasses. — Iced Pudding. — Cheese — Dessert.

Eine franco-anglo-indische Mischung. Nach englischer Sitte mußte ich mich der ermüdenden Aufgabe unterziehen, Mrs. Patterson, die Frau eines Sanscritprofessors, die man mir als Gefährtin während des Mittagessens bezeichnet hatte, zu suchen.

Die Sports in the Arena waren auf den folgenden Tag verschoben worden.

Am 29. meldete das Programm: Cheetah Hunt and Breakfast at Makarpura. Durbar to be held by His Excellency the Governor. Fancy Dress Ball at the Nazar Bagh Palace.

Noch war es Nacht und die Sterne erblaßten kaum vor den fernen Strahlen der Frühsonne, als ich in den Wagen stieg, um der Gazellenjagd mit dem cheetah (Felis jubata) oder dem Panther beizuwohnen. Der Zufall bestimmte mir Miß Lee, die Tochter des berühmten Präsidenten der Südstaaten von Nord-Amerika, zur Reisegefährtin.

Wir kamen in Makarpura an, als es schon völlig Tag geworden war. Zweirädrige, mit einem Ochsen bespannte und mit einer Matratze versehene Karren erwarteten die Damen und die Trägen, während für die Männer feurige Pferde bereit standen. Zuerst will ich träge sein, bald aber verlasse ich den Karren und besteige ebenfalls ein Reitpferd. Vor uns führen zwei oder drei zweispännige Ochsenkarren je einen mageren, behenden, schlanken Panther mit verbundenen Augen, der ruhig zwischen den Beinen seines Wärters steht. Andere Jäger treiben Scharen von unzähligen Gazellen auf uns zu. Wie reizend die blonden Geschöpfe sind, wie furchtsam sie entfliehen und wie unsicher sie sind über die Richtung, die sie einschlagen sollen. Unter den Hunderten von Weibchen ohne Hörner ragen die wenigen Männchen mit ihren spiralförmigen Hörnern um so sichtbarer hervor. Aber hier, zwei Schritte von mir entfernt, eröffnet eine blutige Szene die Jagd.

Der Wächter hat dem cheetah die Binde abgenommen und mit zwei Sätzen hat er sich auf die nächste Gazelle geworfen, sie erwürgt und saugt ihr jetzt mit seinen scharfen Zähnen das Blut aus der Schlagader. Die Wärter springen von den Karren herunter, werfen sich auf den Würger und sein Opfer und verbinden dem Panther, der widerstrebend und schmerzlich heulend seine Beute verläßt und sich die blutbefleckten Lippen leckt, von neuem die Augen. Die Karren mit den cheetah verbreiten sich über das weite Feld, und jeder von uns folgt den Wechselfällen der blutigen Jagd. Ich sah nur einen cheetah, den man vergebens anstachelte, die Gazelle hatte sich geflüchtet, und der Panther wollte ihr nicht folgen.

Ein reiches, üppiges Frühstücksmahl erwartete uns in Makarpura und alle, vom frühen Aufstehen und dem langen Ritt ermüdet, sprachen demselben tapfer zu. Von den Fenstern des Palastes aus sah man im Hofe die von den Panthern erwürgten Gazellen, die alle Weibchen waren; ein sprechender Beweis gegen die Behauptungen einiger Reisenden, daß der cheetah nur die Männchen angreife.

Einst ging der Kaiser Akbar auf die Jagd und tausend Leoparden folgten ihm, von denen jeder seinen eigenen Namen und seinen Karren hatte, oder auf einem Pferde oder einem Elefanten saß. Semendmanik, der erste Leoparde Akbars, wurde in einem chowdole oder Palankin zur Jagd getragen und mit großer Achtung behandelt. Der Karren, welcher den cheetah trägt, heißt reynkla.*)

*) Über die Zucht des cheetah lasse ich hier einige interessante Bemerkungen folgen: „Die Cheetawalla Pardhis sind ein Zweig des Großen Bowrie-Stammes, welche ihren Namen von ihrer Beschäftigung, den cheetah oder Jagdleoparden einzufangen, zu zähmen und an Rajahs oder Häuptlinge zu verkaufen, herleiten. Die Männer beschneiden oder scheeren nie ihr Haupthaar, und beide, Männer und Frauen, sehen stets schmutzig und unordentlich aus. Während der Regenzeit ziehen sie sich in das Nizam-Gebiet zurück und bauen sich provisorische Schuppen; sobald aber der Monsun vorüber ist, beginnen

Als ich in mein Zelt zu Baroda zurückgekehrt war und mich durch ein gutes Bad gestärkt hatte, sammelte ich neue Kräfte zu den neuen, mich erwartenden Aufregungen.

Der König sollte Sir W. Fergusson den Besuch erwidern und sich in feierlichem Pomp von seinem Palast zu dem Zelte des Gouverneurs begeben. Ich stellte mich auf dem Wege auf und sah die riesigste, funkelndste Prozession, die man sich denken kann, an mir vorüberzieheu. Truppen zu Fuß und Truppen zu Pferde, die zierlichen silbernen Kanonen mit goldenen Rädern und die goldenen mit silbernen Rädern, dann vierzehn Elefanten, deren Gesichter mit Arabesken in lebhaften, grellen Farben bemalt und die mit Silber beladen waren, mit silbernen Ringen an den Beinen, mit einer vergoldeten Schabracke und der hooda oder dem Schiffchen, das die hohen indischen Minister und Generäle, von Diamanten und Edelsteinen blitzend, trug. Einer von ihnen entfaltete eine große Standarte von Goldbrokat, welche die Kaiserin im Jahre 1877 dem Könige hatte überreichen lassen. Der schönste

---

sie ihre Wanderungen durch das ganze Land. Sie sind handwerksmäßige Korn- und Baumwollendiebe und rauben die noch auf dem Felde stehenden Ernten, nie aber lassen sie sich zu Betrügerei, Viehdiebstahl oder einem gewaltthätigen Verbrechen herbei. Zuweilen nimmt der Trupp ein zahmes cheetah mit sich, um sich mit Gazellenfleisch zu versorgen. Die Soonarias, ein andrer Zweig desselben Stammes, sind Tagdiebe und ein Artikel ihres Glaubensbekenntnisses verbietet ihnen, zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang etwas zu rauben. Sie haben eine besondere Geschicklichkeit im Mausen und Taschendiebstahl. Ihren Wohnsitz haben sie im Bundelkund und Bhopal, und nach der Regenzeit gehen sie in Trupps nach verschiedenen Teilen Indiens. Die Weiber verlassen ihre Heimat nie, aber jeder Trupp ist von einer gewissen Anzahl Knaben begleitet, die ihm beim Stehlen Helfersdienste leisten. Sie schlafen in einiger Entfernung von den Dörfern unter Bäumen nnd finden sich stets bei den Jahrmärkten und größeren Menschenansammlungen ein. Die meisten Soonarias kehren zur Zeit der Holi, Feste, in ihre heimatlichen Dörfer zurück, und der ganze Ertrag ihres Raubes, der oft große Summen beträgt, wird redlich verteilt, nachdem sie einen Eid abgelegt haben, daß der zur Teilung vorliegende Betrag alles ist, was sie erhalten haben.

und riesigste der Elefanten diente dem Gaekwar, der in einem goldenen Schiffchen saß, von irgend einem Mada-Rao, seinem Premierminister, dem Cavour des Mahratti-Königreiches, begleitet. Dieser Elefant war mit einer Schabracke bedeckt, an der Gold und Silber mit ihrem Gefunkel wetteiferten. Vor dem Könige sangen Soldaten aus dem Tardistan, die mehr Räuber als Soldaten waren, mit grimmen Gesichtern und barbarischen Waffen, eine Kriegshymne, tanzten von Zeit zu Zeit und ließen ihre klingenden Lanzen aneinander schlagen und rasselten mit ihren Musketen und Steinschloßgewehren.

Es war ein glänzendes Schauspiel, eine Orgie von Waffen, Gold, Silber und Diamanten, die alle zusammen unter dieser Feuersonne Millionen von Funken sprühten. Aber ein grotesker Zug mischte sich doch in das Ganze. Es war ein orientalisch gekleideter Michelangelo mit starken Berninischen Tinten. Ich fühlte, daß für die Indier dies Schauspiel das Ideal des Schönen und Großen war; für mich dagegen, für meine zarteren und abgeschwächteren europäischen Sinne war ein Zuviel darin, das mich mehr berauschte, als daß es mich ergriffen, das mich mehr blendete, als daß es mir gefallen hätte.

Als der König auf der Rückkehr nach seinem Palast am Thore von Lallipore ankam, ließ das von Zärtlichkeit gegen den Gaekwar überströmende Volk den Elefanten niedersitzen und überschauerte das Haupt des Königs mit Strömen von goldenen und silbernen Blumen.

Der Tag wurde mit einem Kostümball im Palast Moti Bagh beschlossen. Da nur Europäer daran teilnahmen, so glich er auf ein Haar den unseren.

Das niedere Volk, einige Millionen Menschen, die aus allen Teilen Indiens herbeigeströmt waren, hatte am 30. Dezember sein besonderes Fest, das auf dem Programm mit den Worten: *Fest im öffentlichen Park* bezeichnet war.

Stellen Sie sich einen ungeheuren Garten vor, der Park und Garten zugleich ist, und in dem europäische und indische Blumen

in friedlichem Verein nebeneinander standen. An verschiedenen Stellen waren Zelte errichtet, in denen theatralische Vorstellungen gegeben, Speisen verkauft und Fertigkeitsspiele dem Publikum geboten wurden. Ich trat in eines dieser Theater. Eine junge, schöne Frau mit Feueraugen ist ganz matt zu Boden gesunken und lacht über die Grimassen und Witze der vier Schauspieler, die Männer und Frauen darstellen und alle Anwesenden zum Lachen bringen.

In einem andern Teile des Gartens sieht man in der Luft schwebende Kinder, die mit Blechflügeln zu fliegen scheinen, oder die von Lanzen und Schwertern durchbohrt sind. Dort ahmen Komiker den Bajaderen nach. Zum Entzücken aller Indier steigen Luftballons jeder Form und Gestalt auf, während schwarze und mongolische Jongleure, Frauen und Männer, grausame Spiele aufführen, bei denen dem Zuschauer die Haut schaudert. Ich sah eine Frau mit bloßen Füßen auf einer Degenschneide gehen, indes sie einen mit Wasser gefüllten Krug auf dem Kopfe trug. Ein Mann mit zwölf Degen im Munde, in Beinen und Armen wälzte sich auf einer Reihe anderer Degen herum.

Seile, die über den Fluß von einem Baum zum andern gezogen waren, gaben den Seiltänzern Gelegenheit, ihre Meisterschaft zu zeigen, während die riesigen Tamarinden des Parkes sich unter der Last von Tausenden von Menschen aller Hautfarben, die sich dort zusammengedrängt hatten, um das Schauspiel zu genießen, und die, ohne es zu wissen, den schönsten Teil desselben mitbildeten, zu beugen schienen.

Inmitten dieser Millionen von Menschen, dieser Tausende von Pferden, Ochsen und Kamelen trug ein ganz bemalter Elefant, den diese Malerei komisch und burlesk in seiner Größe machte, in einer Art von Luftbalkon eine ganze Familie, die das Schauspiel im Park genießen wollte. Gähnend schien er mit seinen kleinen, boshaften Augen über die einzigen menschlichen Geschöpfe verächtlich zu spotten. Mit ironischer Schwermut schien er an die Welt seiner Zeitgenossen aus früheren geologischen Epochen zurück-

zudenken, die doch allein nur würdig waren, ihm Gesellschaft zu leisten.

An demselben Tage sah ich im königlichen Palaste, d. h. in Nagar Bagh, dieselben Bajaderen dieselben epileptischen Verrenkungen machen.

Die Feste in Baroda wurden am 31. Dezember mit den sports in the Arena, dem nach dem Orient übertragenen römischen Zirkus, geschlossen.

Um drei Uhr befand ich mich erwartungsvoll im Zirkus, einem weiten, geräumigen, rechtwinkligen Platze, der von hohen Mauern umgeben war. Auf Bäumen und Terrassen harrte das Volk, ich saß auf der für den König und die Gäste bestimmten Tribüne. Das Glück war mir günstig, denn ich befand mich neben drei Parsenmädchen, mit großen, sanften Augen, griechischer Nase, vollen, sinnlichen Lippen, einer fast braunen Haut, mit Smaragden, die so groß waren wie ihre Augen, und Diamanten, die einen solchen Umfang hatten, daß sie genügt hätten, um mich reich zu machen.

Der König kam in einem mit vier weißen Pferden bespannten Wagen und ein berittener Adjutant schützte ihn mit einem großen Sonnenschirm von Goldbrokat vor den Sonnenstrahlen. Die Truppen schrieen Hurrah vor Freude und schwangen jubelnd ihre Krummsäbel.

Zum großen Schmerz der Europäer fehlt die Musik und das Schauspiel wird von den Händen des Königs geleitet.

Das Schauspiel beginnt mit ganz überraschenden Kunststücken, von abgerichteten Papageien ausgeführt. Sie wälzen sich auf Brettern herum, machen Saltomortales, und schießen auf ein gegebenes Zeichen kleine Kanonen ab, die sie selbst vorher mit Pulver geladen haben. Fünf Gruppen von ebenholzschwarzen Ringern, schön und stark wie der griechische Herkules, kämpfen mit einander und bilden die überraschendsten Verschlingungen menschlicher Gliedmaßen.

Jetzt treten zwei Rhinozerosse auf. Hundert Lanzenträger verteidigen das Pfahlwerk, das sie von den Zuschauern trennt,

während andere sie zum Kampf aufreizen. Sie sind mit roten Flecken bemalt, werden, sobald sie übler Laune sind, mit Eimern Wasser begossen und man zeigt ihnen violette Lappen. Sie wollen aber nichts davon wissen, sondern grunzen nur entsetzlich und kämpfen nicht.

Besser gelingt es mit den Büffeln, die in wilder Wut, mächtig schnaubend, auf einander losstürzen, so daß ihre Hörner krachend zusammenstoßen. Einer von ihnen wird bald verwundet und das englische Mitgefühl verlangt die Beendigung des Kampfes. Die Hinterbeine sollen ihnen gefesselt werden, und zwanzig Männer sind um einen einzigen Büffel beschäftigt. Das verwundete Tier möchte sich rächen und zieht sich erst unter dem gemeinsamen Bemühen von vierzig herkulischen Armen zurück.

Zwei andere treten jetzt auf. Der eine verlangt so ungeduldig nach dem Kampf, daß er nicht wartet, bis man ihm die Thür öffnet, sondern sich mit einer solchen Wucht gegen den Bretterzaun wirft, daß er ihn zum Teil niederreißt. Dann stürzt er sich mit blinder Raserei auf den Rivalen und verwundet ihn schwer.

Jetzt folgen Kämpfe zwischen Widdern, die unter mächtigem Lärm mit ihren starken Hörnern aneinander prallen. In den Zwischenpausen (von einer wirklichen Ruhe kann bei einem indischen Schauspiel nicht die Rede sein) ziehen gehörnte Antilopen einen kleinen, hübschen Wagen umher, werden seltene oder künstlich nachgemachte Vögel in Käfigen herumgezeigt, sogar ein Kanarienvogel wird ausgestellt!

Inzwischen haben Hunderte von Sklaven den Bretterzaun, der die Arena in zwei Teile teilte, in einem Nu entfernt, und zwei Elefanten erscheinen. Sie sollen eigentlich mit einander kämpfen, aber der eine hat sehr wenig Lust dazu und ist immer zur Flucht geneigt, während der andere ihm immer den Rückzug abschneidet. Man muß grüne nnd violette Tücher vor ihnen auf- und abschwenken, und endlich scheinen sie die Sache ernst nehmen zu wollen. Nun werfen sie sich mit erhobenen Rüsseln auf ein-

ander, aber wieder tritt das englische Mitleid dazwischen; mit Brand-Raketen und scharfen Ringen um die Beine werden sie getrennt und in ihre Ställe zurückgeführt.

Das Schauspiel wurde durch einen Elefanten beschlossen, der einen mit einer Lanze bewaffneten Mann auf einem sehr schönen Pferde töten oder von diesem getötet werden sollte. Nach vielem Hin- und Herlaufen aber kehrte jeder lebend in seine Behausung zurück. Im großen und ganzen fiel dies pseudo-romanische Schauspiel ziemlich kühl aus.

Als ich dann jene hundertfarbigen Menschenhaufen, die gleich riesigen Trauben von den uralten Tamarinden herabhingen, herabsteigen und sich auflösen sah, fragte ich mich: Werden die Engländer Indiens Indier werden? Und mein Verstand antwortete mir: Nein.

Werden die Indier des indo-britannischen Kaiserreiches Engländer werden? Und mehr als je antwortete mir mein Verstand: Nein.

Und was dann? Was wird aus dem Kontrakt zweier so verschiedenen, so entgegengesetzten Völker hervorgehen? Das werden die Söhne unserer fernen Enkel sagen. Die menschliche Pflanze ist so reich und so fruchtbar an Keimen, daß man unmöglich sagen kann, was aus ihr geboren werden wird.

Lucretius, der einen so großen Teil unserer modernen Wissenschaft vorgeahnt hat, konnte den Telegraphen und die Eisenbahnen nicht voraussehen, noch konnten Plutarch und viele andere Weise des Altertums, die alle möglichen Regierungsformen studiert haben, den Konstitutionalismus, in dessen Schatten wir seit so vielen Jahren leben, vorhersehen.

Fünftes Kapitel.

Eigentümlicher Anfang des Jahres 1882. — Reise von Bombay nach Madras. — Die indischen Eisenbahnen und die kalten Douchen im Waggon. — Madras und seine Hotels. — Eine tragi-komische Einschiffung in der Bai von Madras. — Eine flüchtige Darstellung von Madras.

Das Jahr der Gnade 1882 beginne ich in einer ganz neuen Weise, nämlich in einem Waggon erster Klasse, in dem ich mit außerordentlicher Schnelligkeit von Baroda nach Bombay fahre. Ich habe nur drei Reisegefährten, gerade genug, um nach indischer Sitte einen Waggon erster Klasse zu füllen. Ein reicher, ernster Hindu, schwarz von außen und düster von innen, der weder sprach noch schnarchte, ja nicht einmal atmete, der in die Nirwana eines orientalischen Traumes versenkt war, ein braver Advokat aus Nizza, ein wirklich braver Mann, obgleich er die Welt im Interesse des Apostolats Don Boscos durchwandert, und ein blonder Engländer, blond von außen und von innen, der auch selbst im Schlafe mit geschlossenen Augenlidern unter einer verlockenden Guirlande von Wachteln und Bekassinen, die er über seinem Kopfe aufgehängt hatte, friedlich lächelte.

Nachdem ich mich versichert hatte, daß der Zeiger meiner Uhr fünf Minuten über Mitternacht zeigte, erhob ich mich, nahm mir den Hut ab und blickte durch das geöffnete Fenster in die weite Mahratti-Ebene, die ich soeben durchsauste, hinaus. Hier und da ragten wie Bronze-Monolithe zerstreute hohe Palmen in der unendlichen

Einsamkeit jener poetischen Gegend gleich Ausrufungszeichen empor. Nichts regte sich außer dem klagenden Geheul der Schakale und dem ununterbrochenen, lärmenden Rasseln des Zuges. Ich begrüßte das neue Jahr, das in jenem Augenblicke geboren wurde, begrüßte das alte, sterbende, grüßte die fernen Lieben, schwor mir selbst den gewöhnlichen Eid, mich in dieser neuen Lebens-Einheit zu bessern. Dann schlief ich unter dem wohligen Gefühl einer erfüllten Pflicht wieder ein.

Das erste Frührot des neuen Jahres zweiundachtzig weckte mich. Wir hielten an einer kleinen Station, wo ich von einer alten Indierin für zwei „Anna" *) ein Bündel Zuckerrohr und eine frische Kokosnuß kaufte. Ich lutschte mein Zuckerrohr, schlürfte die frische Milch und aß das kühle Fleisch der Kokosnuß. Wahrhaftig, ich hätte das neue Jahr nicht süßer und nicht indischer beginnen können.

Jener Tag war ein fortlaufender herrlicher Genuß und von guter Vorbedeutung für mich. In Watsons Hotel angekommen, fand ich, fast wie Freundes Gruß dem Freunde, eine liebenswürdige Einladung von Tyrrel Leith zu einem „Luncheon" in seiner prächtigen Wohnung von Malabar-Hill, und dort verbrachte ich die heißen Stunden des Tages in einem der entzückendsten Fleckchen der Welt unter schönen Frauen und Blumen, die ebenso schön waren, wie die Frauen, in einer kostbaren Bibliothek und herzlichem Geplauder. Wir beschlossen den Tag mit einer gewagten kühlen Segelfahrt auf der „Cynderella", einer Yacht aus Tekholz, auf der mein Freund sich für die nächste Regatta vorbereitete.

3. Januar.

Die letzten Vorbereitungen zur Abreise, die stürmisch und voller Grimm und Zorn vor sich ging, wurden im Schweiße meines Angesichts getroffen. Auf dem Bahnhofe war es sehr schwer, sich durch mit Buckelochsen bespannte Karren, Omnibus, Wagen und Wägelchen

---

*) Ungefähr 12 Pfennig.

und den gewöhnlichen Menschenschwarm, der aus jeder Handbreit der Stadt einen Ameisenhaufen macht, einen Weg zu bahnen. Ein Dolmetscher, der wirklich eine etwas weniger parlamentarische Taufe verdiente, sucht uns möglichst viele Rupien zu rauben und zum Teil gelingt es ihm. Die Unkenntnis der Sprache, die unendliche Zahl der Beamten und Angestellten, die Unkenntnis der anglo-indischen Sitten lieferte uns widerstandslos mit gebundenen Händen und Füßen den Räubern, welche den Bahnhof unsicher machen, aus. Als alles endlich vorüber und meine Börse um hunderte von Rupien leichter geworden ist, tröste ich mich beim Anblick des großen Vorrates von Zuckerrohr, Bananen und Apfelsinen, die ich in meinem Waggon mit mir nehme.

Jetzt sind wir nach Madras, der zweiten Stadt Indiens, unterwegs. Zur Linken grauer, schläfriger Rauch und ein ganz aus Zweigen aufgebautes indisches Dorf. In der Ferne die schönsten Berge der Welt, die den Spitztürmen der gotischen Kirchen ähnlich sehen. Ein Kölner Dom für ein Kyklopenvolk gemacht. Die „Dschungeln", der Urwald, wechseln mit sorgfältig bebauten Baumwollen-, Ricinus- und Indigofeldern ab.

In „Cullian Junction" ist der Bahnhof unter einer Schmelzdecke von blühenden Ipomeen und flammender Althea fast begraben. Auf den Feldern sind viele schwarze Büffel und fast nackte Bauern, die noch schwärzer sind als die Büffel.

Die Straße steigt allmählich an und schon befinden wir uns auf dem Hochplateau der Ghats. Die heiße, erstickende Luft der Ebene ist dünner und stärkender geworden. Mit voller Lunge und mit einer wahren Wollust atme ich sie ein und betrachte trunkenen Auges das herrliche Panorama der Basaltberge um mich herum, die in einer von Riesensäulen getragenen Terrasse enden. Der erste Affe tritt mir hier entgegen.

Um acht Uhr abends nehme ich ein recht gutes Mahl auf dem Bahnhofe in Puna ein und in demselben Waggon setze ich meine rapide Reise fort.

4 Januar. Mittwoch

Um halb fünf Uhr morgens erwache ich und befinde mich mitten in mit türkischem Weizen, Tabak, Baumwolle und Ricinus bepflanzten Feldern. Überall zerstreute Gruppen von Acacia arabica, einer der gewöhnlichsten Pflanzen in ganz Indien. Dort ein Dorf mit muselmännischen Gräbern. Zuweilen taucht aus der Ebene ein konischer Hügel, mit den Trümmern einer alten Festung gekrönt, auf.

Auf einer Station sehe ich eine alte Schwarze, deren Gesicht und Arme ganz mit gelber Farbe bedeckt sind. Es ist eins der grauenhaftesten Bilder auf der menschlichen Palette.

Ich durchkreuze jetzt das Dekan und auf einem Bahnhof kaufe ich Münzen aus Hyderabad. Als Gegengift gegen die alte Schwarze sehe ich eine fast nackte junge Indierin, die in der ganzen keuschen, jungfräulichen Pracht ihrer Bronzeglieder ruhig lächelt. Ich betrachte sie mit vielleicht zu europäischem Auge, denn sie errötet, wie eben Bronze erröten kann, zieht einen Schleier über ihre Schultern und drapiert sich wie eine griechische Statue.

In Guti bewundere ich viele reizende, kleine, weiße Häuschen, die fast aussehen wie ein hölzernes Dörfchen, das man aus einer Schachtel mit Nürnberger Spielzeug herausgenommen. Die Männer sind alle bis auf zwei Drittel ihres Hirnschädels rasiert, die übriggebliebenen Haare sind zu einem Bündel zusammengefaßt. Die Frauen haben so schwarze und mit Kokosnußnöl gesalbte Haare, daß sie in einer bläulichen Farbe schimmern, die ich noch nie gesehen habe.

Wir sind in den ersten Tagen des Januar, aber die Hitze ist entsetzlich. Ich mache mir den Genuß, in das mit jedem Waggon erster Klasse in Verbindung stehende Kabinet einzutreten und dort eine kalte Douche zu nehmen, während ich von den Fenstern aus die schönen Gruppen der Palmen und Akazien vorüberfliehen sehe. Es ist ein mir ganz neues Vergnügen und einer Reise durch Indien würdig.

Auf den indischen Eisenbahnen reist man ausgezeichnet und

gibt man wenig aus. Ein Waggon erster Klasse hat nur vier Sitzplätze, und befinden sich drei Freunde in einem Coupé, so kann man sicher sein, daß man allein und ungestört gelassen wird. Die vier Sitze können ganz nach Belieben in Ruhelager verwandelt werden, und man hat Tischchen, Jalousien und blaue Fensterscheiben, damit die Augen durch das blendende Sonnenlicht der tropischen Zone nicht zu sehr angegriffen werden. Jeder Waggon ist weiß lackiert, durch ein vorspringendes Dach gegen die Sonnenstrahlen geschützt, und hat eine doppelte Decke, durch die in den Sommermonaten frisches Wasser läuft. Vom Waggon aus tritt man in das Water-Closet, wo man eine Douche und eine frische Waschung vornehmen kann. Der Transport des Gepäcks ist sehr teuer, aber wenn man erster Klasse reist, so kann man so viel Freigepäck nehmen, wie einem beliebt. Man sollte eigentlich immer erster Klasse reisen, ausgenommen, wenn man mit den nicht immer sehr sauberen Hindus, die gewöhnlich zweiter Klasse fahren, in unmittelbare Berührung kommen will. Es gibt auch Waggons für Frauen (natürlich indische) allein dritter Klasse und sogar eine vierte Klasse, in der man für wenige Pfennige fährt. Die Indier reisen sehr viel und sind entzückt von den Eisenbahnen; darum bietet auch in Indien ein Zug einen Anblick, wie man ihn sich nicht malerischer denken kann. Farben so viel, wie man sie auf den Flügeln der Papageien oder bei einem Kirchweihfest beim Segen in der Kirche sieht, Physiognomien so viele, wie etwa die Arche Noah umschließen mußte, und wenn man einen Waggon ladies only überraschen kann, so erblickt man so viele wie aus Marmor gemeißelte weibliche Busen, daß ihr für eine Zeitlang genug habt, um davon zu träumen. Hält der Zug, so läuft ein Indier, schwarz wie Tinte, mit seinen nackten Beinen längs den Waggons hin und schreit mit näselnder Stimme: pani! pani! (Wasser! Wasser!) und hunderte von nackten Armen strecken ihren wie Gold glänzenden Becher heraus, um das Wasser in Empfang zu nehmen.

5. Januar. Donnerstag.

Beim Scheine des Vollmondes erwache ich in der Nacht und große, wunderbare Wälder umgeben mich, aber zugleich fühle ich auch eine übelriechende Sumpfluft. Der Boden ist von einem kürzlich gefallenen Regen durchnäßt und der Baccillus malariae verpestet die ganze Atmosphäre. Ich nehme schnell zwanzig Centigramm Chinin, aber noch kommt mir die Luft vor wie der Saft von giftigem Lattich und todbringenden Miasmen. Ein guter Kaffee, den ich kurz vor Madras auf einer Station trank, hob meinen moralischen Mut wieder etwas, und ich fing an, in Knittelversen zu sprechen, worauf einer meiner Gefährten mit gleichem Humor antwortete. Chinin und Kaffee verwandeln gemeinschaftlich Prosa in Poesie in unserm Gehirn. Das ist gewiß ein bequemes Rezept zur Zwangserziehung von Poeten.

Um halb sieben sind wir in Madras angekommen. Kämpfe mit Worten und Fäusten gegen eine Legion von Kulis, die alle ihre tägliche Ration Reis auf unsere Kosten gewinnen wollen. Ein pechschwarzer Jüngling zählt unsre Gepäckstücke auf englisch bis zehn, elf sagt er auf italienisch, undici. Ich lächle ihm zu, wie wenn ich einen Gruß aus dem fernen Italien vernommen hätte, begrüße ihn herzlich und versuche italienisch mit ihm zu sprechen, aber aus unserm ganzen Wörterbuch kennt er fast nur dies einzige Wort. Da ich nicht wußte, wie ich meiner Freude Ausdruck geben sollte, so liebkoste ich ihn und schenkte ihm eine Rupie. Wohl nie wurde ein undici so bezahlt.

Wir begaben uns nun nach dem am Meeresufer gelegenen Hotel Lippert, das aber so schmutzig und übelriechend ist, daß es mir Ekel erregt. In jedem Schmutzfleck auf dem Fußboden, an den Wänden, auf den Betten glaube ich eine Choleraspur zu entdecken. Die Luft ist erstickend heiß und schwül, das Atmen ist eine Anstrengung, das Leben scheint eine Last. Glücklicherweise erhebt sich zu einer gewissen Stunde eine Seebrise und man lebt wieder auf.

Die Wagen sehen wie große Kisten aus und scheinen mir ebenfalls vermodert. Ohne Begeisterung besucht man die öffentlichen Gärten, in denen prachtvolle Bäume und mächtige wilde Tiere sind; aber überall herrscht und regiert das Wasser mit seinem Sumpfgeruch und seinem Pesthauch. Die großen gefleckten Hirsche weiden langsam um die vergifteten kleinen Seen herum, Löwen und Tiger, Panther und Leoparden heulen in ihren Eisenkäfigen. Ich bewundere einen kolossalen Tiger, der mehr als zwanzig Jahre Gefangener ist und dennoch nichts von seiner ihm eigenen Wildheit verloren hat. Kaum hatte ich seinen Käfig mit der Spitze meines Stockes berührt, so stürzte er sich mit entsetzlichem Gebrüll auf uns zu, riß den gewaltigen Rachen weit auf und zeigte uns alle seine furchtbaren Elfenbeindolche. Ein Löwe, sein Nachbar, hatte einen gestutzten Schweif. Als der Tiger eines Tages übler Laune war, hatte er denselben erblickt und mit seinen Tatzen zermalmt.

Es ist erstaunlich, was für schöne Männer, fast nackt, schwarz wie Ebenholz oder schokoladenbraun, vierschrötig und stark, die, ohne zu ermüden, schwitzen und ungeheure Lasten auf dem Rücken tragen, in dieser sumpfigen, ungesunden Luft gedeihen. Die Frauen sind häßlich, aber robust mit malayen-ähnlichen Gesichtszügen. Sie lausen sich öffentlich auf den Straßen. Von meinem Fenster aus beobachte ich eine Gruppe von drei Frauen, die sich mit andächtiger Aufmerksamkeit der Jagd auf den Pediculus widmen. Zwei sind aktive Jägerinnen, während die dritte in der Mitte aktiv und passiv zugleich ist. Jedesmal, wenn sie eine Beute entdeckt haben, versetzen sie derselben einen so fürchterlichen Schlag, daß sie meiner Ansicht nach den Kopf vom Rumpf trennen müssen.

In meinem, in Indien gewöhnlichen, wollüstigen Schaukelstuhl im Hotel ausgestreckt, amüsiere ich mich damit, die Kaufleute an meinen Augen vorüberziehen zu lassen, die mir alle möglichen Gegenstände anbieten: Stoffe, die mit den metallfarbenen Flügeldecken grüngoldener Käfer gestickt sind, mit Vetiver (Vetver-Wurzel) parfümierte Fächer, das Treiben der Jongleure und Muscheln und

Früchte. Äußerst geschickte Taschenspieler lassen Eier und Schlangen vor meinen überraschten Blicken verschwinden.

Um zu Mittag essen zu können, nehme ich ein frisches, erquickendes Bad. Ein Bad in Indien ist eine unbeschreibliche Wollust. Sollte die Paradoxe Schopenhauers wahr sein, daß das Vergnügen nur das Kind des Schmerzes ist?

Als ich von den Nil-Giri-Bergen zurückkehrte, um mich nach Kalkutta zu begeben, berührte ich von neuem Madras und es rief denselben häßlichen Eindruck in mir hervor. Es liegt in einer Ebene am Ufer einer Rhede, die zu den am wenigsten zugänglichen Rheden der Welt gehört, hat unendlich lange, gerade Straßen, niedrige Häuser, die alle von Hindus bewohnt werden, ist schmutzig und hat ein wahres Höllenklima; da begreift man wohl, daß es den Reisenden nicht zum Verweilen einlädt. Das zweite Mal stieg ich in dem ersten Hotel der Stadt, dem Imperial Hôtel, ab, aber es war ebenso schmutzig wie Lipperts Hotel und ermangelte der Annehmlichkeit des nahen Meeres. Ich schauderte in jenen feuchten Zimmern, die doch nicht kühl waren, sondern dunkel und ohne Luftzug, und über denen überall ein Hospitalgeruch schwebte.

Als ich die Promenade durchwandelte, sah ich an den höchsten Bäumen konische dunkle Körper hängen, die ich für umgestürzte Flaschen oder künstliche Nester hielt. Es waren aber Pteropus, große, in Indien sehr gewöhnliche Fledermäuse, die, den Tag über an ihren Krallen hängend, die warmen Stunden des Sonnenscheins verschlafen, und erst bei der nahenden Abenddämmerung erwachen.

Einmal begegnete ich in den Straßen von Madras einer so lärmenden, so polychromen, so Pantagruelischen Prozession, daß sie die neapolitanischen und alle übrigen der Welt vollständig in den Schatten stellte, und Michetti, wenn er sie hätte sehen können, vor Vergnügen berauscht hätte. Man sagte mir, daß sie zu Ehren Wischnus stattfände.

Das Originellste für den Reisenden in Madras ist die Art und Weise des Einschiffens und Landens. Sehr originell, aber

nicht sehr heiter und auch nicht ohne Gefahr. In einem kleinen Wagen fährt man nach der eisernen Mole, und dort beginnt eine Schlacht zwischen den Kulis, die auf ihre Beute schon warten. Wie ebenso viele große schwarze Hornissen stürzen sie sich auf die Wagen und auf den Reisenden selbst, um ihm Kisten und Kasten, Koffer und Reisetasche und was es sonst noch gibt, zu entreißen. Man hat nicht Zeit, nicht Arme, nicht Stimme genug für einen solchen Angriff, und während man seinen Sonnenschirm gegen einen kühnen Jüngling verteidigt, bemerkt man, daß die kostbarste Reisetasche, die man nie andern Händen anvertraut, die Briefe und vielleicht auch das Geld enthält, schon in einer Entfernung von fünfzig Metern auf dem Rücken eines Kuli schwankt. Man gibt den Sonnenschirm auf und läuft der Reisetasche nach, aber andere Reisende, Leidensgefährten, die zu derselben Stunde dort sind, um sich auf dem Postdampfer nach Kalkutta einzuschiffen, laufen über den Weg, denn auch sie müssen ihrem Gepäck folgen, das nach allen Richtungen zerstreut, vielleicht nie wieder zusammengefunden wird. Man schreit, man appelliert an den Kutscher, an eine Art von schwarzem Aufseher mit nackten Beinen, der mit einer Jacke von großgeblümtem Perkal bekleidet ist, aber es ist alles vergebens. Ich war in Verzweiflung und appellierte eben in der wärmsten, beredtesten Weise an den schwarzen Inspektor, doch im schönsten Augenblick schwand mein Zorn dahin, und ich brach in ein homerisches Gelächter aus. Wie kann man auf einen schwarzen Athleten in einer rosa geblümten Perkaljacke ernstlich wütend werden! Am Ende des Hafendammes war eine einzige, so steile, schmale Treppe, daß sie fast senkrecht erschien und so hoch wie ein Turm, und dies war der einzige Weg für Reisende, Kulis und Gepäck jeder Art Als ich dort anlangte, wurde mir schwindelig. Hunderte von Menschen und Koffern stiegen die Treppe herauf und hinab, und in diesem Gewirr und Durcheinander von menschlichen, schokoladenfarbenen Gliedern sehe ich hier und da einen mir gehörigen Gegenstand. Am Rande des Meeres kämpfen sechs oder acht ungeheure Boote, dünn wie Spielzeugschachteln und mit Kokosfasern

zusammengenäht, den Kampf um das Dasein und wetteifern mit einander, wer wohl die meisten Passagiere und das meiste Gepäck einschiffen wird. Die Bootsführer bemühen sich mit ihren langen Rudern das Vorderteil ihrer Boote an die Treppe anzulegen, und dann prügeln sie sich, schlagen ein lautes Gelächter auf und machen tollen Lärm, während die hohen Wogen jeden Augenblick das arme Schifflein an der Treppe zu zerschellen drohen.

Indes sah ich meine Gefährten, wie sie in heiligem Eifer die Kulis bearbeiteten, der mit den Händen, jener mit dem Stocke, dieser mit den Füßen; aber diese kratzten sich nur ein wenig, lachten und zogen davon, als wenn man sie geliebkost oder geküßt hätte. Da ich wohl die Ohnmacht meiner armen Person einsah, so vertraute ich mich dem Geschick und wartete, bis diese Schokoladenflut mich die Treppe hinuntertrug und ich mit andern zwanzig Passagieren und zweihundert Koffern, unter denen glücklicherweise auch meine waren, in einem der schwanken Schifflein (masula) geborgen war.

Diese tanzten nun auf den riesigen Wellen dem Nepaul zu, auf den ich auf starken, kräftigen Armen hinaufgetragen wurde; auf der Treppe des Dampfers glitt ich dreimal aus und verlor alles, was ich in den Taschen meines Überziehers hatte. Aber ich war doch an Bord, und mit allen meinen Sachen an Bord, und wie mich der Augenschein belehrte, mit ganzen Kleidern, wenn auch nicht mit heiler Haut. Und dann konnte ich wie jeder andere Sterbliche jenen zusehen, welche sich noch das Einschiffen erkämpfen mußten. Wie mutig und schön waren doch jene blonden Miss, die ihre Arme hoch zum Himmel erhoben, weil ein Offizier sie aus dem masula hob, um sie auf die Schiffstreppe zu tragen, während die dünnen Boote, die entsetzlich auf den unruhigen Wellen schaukelten, jeden Augenblick in den Wassern zu verschwinden drohten! In jenen brandenden Wogen mußte die Schamhaftigkeit scheitern, man sah und erriet so schöne Dinge, und der Schrei des Entsetzens und das silberne Lachen der Überraschung klangen so hübsch inmitten des Höllenlärms jener schwarzen, schweißtriefenden

Menschenmasse, daß ich mich jetzt, wo ich meiner Glieder und meiner Koffer sicher war, ganz närrisch amüsierte. Was für wuchtige Hiebe teilten die englischen Matrosen mit ihren harten Peitschen an die Rücken der armen Kulis aus, damit sie die schmale Treppe des Nepaul und den Zugang zum Verdeck frei ließen! Und mit welcher feigen Unterwürfigkeit ließen sich die armen Indier schlagen!

Seit länger als einer halben Stunde schon bemühte sich ein kleines masula, das ärmlicher als die übrigen war, am Nepaul anzulegen. Als es endlich nach einem langen Kampfe mit Bootsleuten und Reisenden im Begriff war zu landen, kam ein mit Engländern beladenes Boot, und ein herrischer Ruf oder ein Schlag mit der Peitsche entfernte sie von neuem. In diesem masula befand sich eine parsische Schauspielergesellschaft, die sich mit Kind und Kegel, Mann und Maus nach Kalkutta begeben wollte, um dort Vorstellungen zu geben. Alle Schauspieler waren darin und ihre Frauen und der Dekorationsmaler (der ein Italiener war); es waren darin die Dekorationen, die Kisten mit den Kostümen, Kasserolen und Pfannen voll schon gekochter Ragouts und Saucen, lebende und tote Hühner, und aus den schlecht geschlossenen Körben leuchteten die Flitter an den Kleidern und die Szepter aus vergoldetem Holze hervor. Unter Kasten und Säcken gaben die Frauen ihr ärmliches Frühstück in das Meer von sich, indes der Direktor der Gesellschaft stolz und energisch das Recht zu landen forderte, da er vor den anderen angekommen wäre. Aber was nutzte ihm seine Energie, was vermochte all sein Stolz? Er war Parse, die anderen waren Engländer; er und die Seinen reisten dritter Klasse, die anderen erster. Währenddem war das Meer bewegter geworden, die Wellen drangen durch die Nähte des masula und benetzten die Kisten und die Schauspieler. Der Direktor beschäftigte sich weder mit den Frauen noch mit den Kindern, sondern mit einer großen Kasserole voll Hühnerfleisch, das während der dreitägigen Schiffahrt allen Schauspielern der Gesellschaft als pièce de résistance dienen sollte. Mit seinen Armen hielt er

sie umspannt, aber gerade als es ihm gelungen war, den Nepaul zu erreichen und er die Treppe erfassen wollte, überschwemmte eine Welle, verwegener als die vorhergehenden, den Direktor und seine Kasserole. Ich nahm an, daß er bei jenem unerwarteten Stoß das Huhn würde ins Meer fallen lassen, aber triumphierend stieg er mit seiner Kasserole voll Seewasser und den Hühnerstückchen die Treppe hinauf, und lachend sagte er zu jedem, der es hören wollte, auf englisch: „Um so besser, um so besser, dann werden meine Schauspieler weniger essen."

Ehe ich aber Madras verlasse, muß ich doch noch höflich sein, und die Stadt dem Leser vorstellen. Wenn sie auch nicht eine schöne Stadt ist, so ist sie doch eine große Stadt und wenn sie allen Orkanen des Meeres ausgesetzt ist, so daß sie jeden Augenblick überschwemmt oder zertrümmert werden kann, so ist das nicht die Schuld der Menschen, sondern die der Natur, die von Ceylon bis Orissa den Schiffahrern, welche mit dem südlichen Indien Handel treiben wollen, keinen geschützteren, sicheren Hafen bot. Und daß die Notwendigkeit vorhanden war, beweist die Bevölkerung von Madras, die bei der letzten Volkszählung (1871) sich auf 397 552 Seelen belief.

Der Regierungspalast, the Government House, besitzt schöne Gemälde, welche Szenen aus den Eroberungen der Engländer in Indien darstellen. In der Umgegend der Stadt, in Guindy hat der Gouverneur auch eine schöne Villa mit einem prächtigen Park, wo einige fünfhundert Hirsche friedlich weiden, und in dem der Jäger, ohne aus dem Hause zu gehen, nach Herzenslust Bekassinen, Rebhühner und Hasen schießen kann. Auch der Garten ist Indiens und des Hauptes der Präsidentschaft von Madras würdig, so reich ist er an seltenen und sehr schönen Bäumen. Unter diesen ist besonders bemerkenswert der indische Korkbaum, oder Bignonia suberosa, der im Januar die Luft mit dem Duft seiner weißen, wohlriechenden Blumen erfüllt. Ferner kann man darin bewundern die Ravenala madagascariensis oder den Baum des Reisenden, eine Art von Fächer-

palme, die, wenn man ihre Rinde verletzt, kühles, frisches Wasser liefert. Man betrachte die kolossale Victoria Regia, die für den, der noch nicht in Amerika gewesen, einen besonderen Reiz hat, und hier wie zu Hause gedeiht, und die Lomaria gibba, das schönste australische Farrenkraut, die Eucharis amazonica, die, wie der Name besagt, von der entgegengesetzten Hemisphäre kommt, aber auch in ihrem neuen Vaterlande nicht müde wird, ihre weißen, außerordentlich wohlriechenden Blüten zu spenden. Auch den Combretum densiflorum von der Sierra Leona-Küste findet man hier und den Sideroxylum inerme.

Mitten in jenem Teil der Stadt, den man Insel nennt, weil er von einem Kanal und dem Fluß Kuam umströmt wird, erhebt sich die schöne Reiterstatue Sir J. Monroes, eines der größten Staatsmänner, die das anglo-indische Kaiserreich gehabt hat, der als Gouverneur von Madras im Jahre 1827 an der Cholera starb.

Der alte indische Palast Nuwab ist heute in eine Ingenieurschule umgewandelt worden.

Ist man großer Liebhaber von englischen Kirchen, so muß man den Dom besuchen, in dem viele Monumente eine Seite aus den blutigsten Eroberungen Indiens zurückrufen, dann muß man St. Andrew, die schottische Kirche, sehen und St. Thomas. Wohin die alten Römer ihren Fuß setzten, da entstanden eine Wasserleitung und ein Theater, und die Engländer führen überall Kirche und Schule mit sich, gewiß nicht die geringste unter all den großen Eigenschaften, die sie noch heutigen Tages zum ersten Volke der Erde machen, auch nach Sadowa und Sedan.

Auch die Muster-Wirtschaft (Model-Farm) muß man sehen, wo man kränkliche Schafe und Hühner findet, die fast alle den Ratten oder sonstigen, unzähligen Nagetieren zum Opfer fallen. Besser gedeihen jedoch die Pflanzen und besonders Baumwolle, Indigo und Tabak. Fünfzig Studenten studieren dort die Landwirtschaft.

Man darf auch nicht vergessen, einen Ausflug nach dem

Mount zu machen, einem isolierten Felsen von ungefähr 300 Fuß Höhe. Dort liegt eine Kirche zur „Verkündigung der Heiligen Jungfrau" genannt, die von den Portugiesen errichtet wurde und heute Eigentum der Armenier ist. Hinter dem Altar liest man noch eine nestorianische Inschrift in sassanidischem Pehlwi, welche bis zum Jahre 801 nach Christo zurückdatiert. „Immer rein. — Durch ihre Gnade trug er das Kreuz." Und wer sich für die Heiligen-Geschichte interessiert, der lese den Marco Polo von dem ausgezeichneten Yule (B. 2. S. 290), wo man ganz sichere Nachrichten über den Besuch des Hl. Thomas in Indien finden kann.

Wenn die Hausierer den Reisenden nicht in seinem Gasthause belagert und dort seine Börse geleert haben, so empfehle ich ihm das Geschäft von Orr zu besuchen, wo man eine reiche Sammlung indischer Gold- und Silber-Kleinodien kaufen kann Vor allem bekommt man da wunderschöne Ketten aus Trichinapalli. Auch den Laden von Deschamps und die reiche Buchhandlung von Higginbotham und Kompagnie.

Sechstes Kapitel.

Von Madras nach Metapollium. — Die Nil Giri. — Paradies und Hexenschuß. — Ein falscher Alarm und ein betrunkener manager. — Meine Tuda. — Der Kokosnußtanz. — König Karudi und die schöne Ponmomi. — Auf dem Markte in Utacamund. — Ausflug nach dem Mund der Tuda. — Milch und Betel im Hause eines Hindu. — Im Botanischen Garten. — Im Hause der Tuda bei Abenddämmerung. — Am Seven-Kairns-Hill mit dem Doktor Griffith. — Die prähistorischen Fortschritte in Indien.

Mit großer Begeisterung verlasse ich Madras, denn ich bin glücklich, mich noch wohl und munter zu befinden, trotzdem ich jene mit warmem Nebel und Baccillen-Staub geschwängerte Luft geatmet habe, und wende mich den Nil Giri zu, jenen entzückenden Bergen, von denen ich seit unzähligen Jahren geträumt habe, jenen blauen Bergen, in denen ich die Tuda finden sollte.

Nachdem ich eine ganze Nacht im Waggon zugebracht, sehe ich einige schöne Berge bei Salem, dann endlose Palmen und wohlbebaute Reis-, Bananen-, Zuckerrohr-, Baumwollen- und spanische Pfeffer-Felder. Viele unter den Kokospalmen versteckte Dörfer liefern sprechende Beweise für die Dichtigkeit der Bevölkerung und die Reichtümer jener Provinz. Bevor ich nach Pothanur komme, habe ich schon die Nil Giri gesehen und mit Wonne begrüßt. In Pothanur verlassen wir die Bepur-Eisenbahn und nehmen die Sekundär-Bahn, die nach Metapollium führt.

Wir sind am Fuß der Nil Giri oder, wie sie Breek nennt, der Nilagiris (von nila blau, und giri Berge) angelangt. Man

nennt sie so, weil sie aus der Entfernung ganz blau gefärbt erscheinen, oder richtiger vielleicht, weil die Wiesen auf jenen Bergen im Frühling mit einem dichten Teppich von blauen Blumen überzogen sind. Die Engländer schreiben heute Nilgiris oder Nilgherris; ich überlasse den Philologen die Entscheidung, welche von diesen Formen sie für die richtige halten. Unbestritten aber ist es, daß die Nil Giri mitten in der tropischen Zone liegen zwischen dem 11° 10 und 11° 32 nördlicher Breite und 76° 59 und 77° 31 östlicher Länge und daß sie ein irdisches Paradies sind.

In Metapollium (Mutapalam) endet die Eisenbahn und wir müssen für uns die Tonga nehmen und Ochsenkarren fürs Gepäck. Ich hatte telegraphiert, daß man uns vier Tonga bereit hielte, während eine genügt hätte, und ein Ochsenkarren, der viel billiger ist als eine Tonga, unser ganzes Gepäck aufgenommen hätte. Jetzt erforderten aber die vier Tonga ungefähr 80 Pferde zum Wechseln und zweihundert und vier und vierzig Rupien Kosten. Den Irrtum habe ich wirklich teuer bezahlt!

Einen zweiten panischen Schrecken sollte ich empfinden, als ich ein ganzes Volk von Kulis sich auf mein Gepäck stürzen sah. Es waren so viele, daß wenn ich jedem auch nur fünfzig Centesimi (40 Pfennig) gegeben hätte, es doch eine ziemlich bedeutende Summe ausgemacht hätte. Stelle man sich vor, daß sechs Kulis Mittel und Wege fanden, ihre Köpfe und ihre Arme unter eine Reisetasche mittlerer Größe zu placieren. Der Bahnhofsinspektor lachte über meine Verlegenheit und versicherte mir, daß ich nicht ruiniert werden würde. Und in der That kostete das ganze ungeheure Gepäck nur eine Rupie!

Schnell vergaß ich aber meinen falschen Alarm und den schrecklichen Aderlaß, den die vier Tonga meiner Börse appliziert hatten, als ich unter der vielfarbigen Menge mit malayischem Typus, der rings umher auf dem Bahnhofe war, eine junge Schwarze mit langen schwarzen Locken und Augen von leuchtender Schönheit sah. Gewiß war es eine Tuda; sie glich zu sehr den schönen Bildern, die ich so vielmal in dem Werke von Marshall

bewundert hatte. Lächelnd näherte ich mich ihr und sagte in fragendem Tone: Tuda? Und sie antwortete: Tuda. Neben ihr hielt eine Alte eine mit Pfauenfedern gezierte Lanze.

Meine anthropologische Seele brannte vor Liebe, Wunsch und Entzücken. Endlich war ich also im wilden Indien, in meinem Hause!

Die Pferde vor der Tonga waren klein, aber feurig, und gingen immer im Galopp. Jeden Augenblick wurden sie gegen andere ausgetauscht, die längs der Straße aufgestellt waren. Eigentlich liefen mir die kleinen Pferdchen zu schnell, denn ich hätte gern mehr Zeit gehabt, die Schönheit der fruchtbaren Natur zu bewundern. Zuerst Reisfelder in zartem Grün, dann ganze Wälder von Arecapalmen, eine der schönsten Palmenarten der Welt, die ihr smaragdgrünes Haupt auf einem wie eine Säule so glatten und schlanken Stamm zum Himmel erhob, dann andere Palmen (borassus) und riesige Bambusgebüsche, die an ihrer Basis einen Umfang bis zu 500 Millimetern hatten und ganz gerade 20 bis 30 Meter hoch in die Luft stiegen, während die äußerste, feine Spitze sich in einem Bogen, fast wie eine Angelrute, herabsenkte.

Von einem einzigen Strauch gingen wie bei einem pyrotechnischen Apparat, der unzählige flüchtige Raketen aussendet, 30, 50, 100 Bambusrohre aus, die aus einem einzigen Strauch einen Wald machten. Von Zeit zu Zeit kleine silberreine Flüßchen und tiefe Thäler mit Riesenbäumen und Lianen, die so gerade waren wie Taue und 20—30 Meter lang nicht ein Blatt zeigten oder zusammengerollt und durcheinander gewirrt wie ein Schlangennest, und von ihnen hingen Früchte und Blumen aller Art herab und vielfarbige Vögelchen, die furchtlos aus ihrem parfümirten Lager auf uns herabschauten, wie wenn sie in einem von der Natur gefertigten Käfig säßen, und ein warmer Duft vom Urwalde, der mir Schwindel erregte. Während die Pferde gewechselt wurden, sprang ich von meiner Tonga, und in wenigen Minuten sammelte ich reiche Beute der schönsten Pflanzen für meinen Freund Sommier.

In Coonoor, dem Cutigliano der Nil Giri, nahm ich einen anderen Wagen und immer höher stiegen wir hinauf. Riesige Eukalypten und umfangreiche Akazien aus Australien verrieten die erobernde, aber auch reformierende Hand der Engländer. Aber glücklich war ich, als ich mitten in jener künstlichen Flora den ersten blühenden Rhododendron erblickte mit seinen großen Büscheln roter Blumen, seinen rostigen Blättern, und seinem dicken Stamm, der an Stärke unserer Kastanie von mittlerer Größe gleichkommt.

Allmählich näherten wir uns Utacamund (7416 Fuß), die Vegetation trug einen ganz australischen Charakter, Eukalyptus und Acacia melanoxylon bildeten einen wahren Zaubergarten. Um halb sieben Uhr abends kam ich in Silks Hotel an und bekam Zimmer Nr. 2. Ich aß mit vier oder fünf Engländern und einer Lady, deren wundervolle, weiße Zähne an sich schon ein Gedicht waren; dann erwärmte ich mich an einem knisternden Feuer, das mich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen erfüllte. Vor wenigen Stunden hatte ich beim Anblick von Zuckerrohrfeldern transpiriert und jetzt wärmte ich mich an einem Feuer aus australischem Akazienholz.

7. Januar, Sonnabend.

Ich erhebe mich sehr frühzeitig, steige auf den Berg hinauf und befinde mich unausgesetzt in einem Taumel der Trunkenheit. Januar, der für uns Nebel, Schnee, Ofen und Schnupfen bedeutet, zeigt hier auf der ganzen Erde Smaragdgrün, ein tiefes, durchsichtiges Blau, Saphirblau am Himmel; eine berauschende Luft voll lauer Frische umschwebt Himmel und Erde. Ich wandele unter wildem Jasmin, blühendem Rhododendron und den schönsten Farrenkräutern dahin. Jede Pflanze ist ein neuer Freund, den ich kennen lerne, jeder Vogel, der mich grüßt, eine neue Bekanntschaft. Von oben herab sehe ich in der Tiefe mit wirklicher Bewegung die ersten zwei Tuda-Hütten Ich begegne einem Indier, der, sobald ich vorübergehe, links und rechts von den ihm nahe

stehenden Büschen einen kleinen Zweig abbricht. An der argwöhnischen, furchtsamen Miene, mit der er mich betrachtet, glaube ich zu erraten, daß er sich durch jene Operation gegen den „bösen Blick" (iettatura), den ich ihm etwa zuwerfen könnte, schützen will. Homo homini lupus und die iettatura ist keine neapolitanische, auch keine lateinische Erfindung. In dieser zauberischen Natur, in diesem irdischen Paradies ist der Mensch eine Furcht und Argwohn erregende Note. Auf meiner einsamen Streiferei entdecke ich einen ruhigen, kleinen See, den eine Fee erwählt zu haben scheint, um dort ihre Liebe zu verbergen. Ehe man dorthin gelangt, versinkt der Fuß in dem Sammt des Baummooses und der Flechten, welche den Boden wie ein Teppich bedecken, und von einem malerischen Felsen ragt ein blühender Rhododendronbusch über das Wasser hinaus und spiegelt seine Blütensträuße in dem ruhigen Naß. Neben ihm steigt eine ebenfalls blühende Aloe aus ihrem dornigen Bett wie eine gerade Flamme, blütenbeladen zum Himmel empor. Die Luft ist berauschend und im höchsten Grade aufregend, sie ist so durchsichtig, daß man die fernen Berge mit den Händen berühren zu können glaubt. Die Landschaft ist so reich und üppig und die Stärke des Lichts verleiht derselben so neue Tinten, daß ich mich in einem fortwährenden Zustand ästhetischen Rausches befinde.

11. Januar, Mittwoch.

„Cosa bella e mortal passa e non dura;" (das Schöne und Sterbliche geht vorüber und dauert nicht) und wenn der Ewige Vater in seiner unendlichen Gerechtigkeit einen glücklichen Menschen auf der Oberfläche dieses irdischen Planeten entdeckt, so erklärt er, daß er ihn auf der That ertappt habe, wie er gegen die Gesetze der Natur sündigt: Will be prosecuted! *)

So wurden auch meine ausgedehnten Spaziergänge und der zu schnelle Klimawechsel mit einem wütenden Hexenschuß bestraft,

---

*) Die bekannte englische Aufschrift und das Verbot, nicht passierbare Wege zu benutzen, wenn nicht eine gerichtliche Strafe gezahlt werden soll.

der mich mehrere Tage an meinen Lehnstuhl gefesselt hielt und mich unfähig machte, sowohl die Tuda zu photographieren, als Schädel zu untersuchen oder zu arbeiten. Ich mußte mich damit begnügen, aus kostbaren Werken, die ich dem Lesekabinet in Utacamund, auf das ich abonniert bin, entlehnt habe, Auszüge zu machen.

13. Januar, Freitag.

Das Gefängnis, in das mich mein Hexenschuß eingeschlossen hat, kann nicht schöner sein. Mein Häuschen ist buchstäblich unter blühenden Resedabeeten begraben und rings umher erheben sich so riesige blühende Heliotropbüsche, daß sie kleinen Wäldern gleichen. Je nach der Richtung des Windes sendet mir der Reseda oder der Heliotrop seine Wohlgerüche zu, oder sie wetteifern miteinander, kommen zugleich an und umkosen mich gleichzeitig. Nur teilweise verhüllen mir die gigantischen Akazien das Panorama des prachtvollen Amphitheaters, das mich umgibt, und wo der vor meinen Augen tanzende Goldstaub einer wolkenlosen Luft zwischen schattigen und dämmrigen Wäldern und Wäldchen, Thälern und Thälchen und sich ins Endlose dehnenden welligen Hügeln schwebt, wo jede Nüance Grün vertreten ist, wo jede Schattierung Grün ihre eigene frische, duftende Note singt.

Ich habe eine entsetzliche Nacht zugebracht. Als ich kurz nach Mitternacht, infolge des Berges von Decken, mit denen ich den Hexenschuß beschwören wollte, in Schweiß gebadet erwachte, hörte ich, daß jemand jenseits meiner Leinwandwände unausgesetzt erbrach und wie ein Besessener heulte. Ich hätte gleich aus dem Bett springen mögen, um dem Unglücklichen beizustehen, aber durch meine Schmerzen war ich an das harte Lager gefesselt und ich tröstete mich, als ich wahrnahm, daß ihm verschiedene mitleidige Personen Hülfe leisteten. Sofort fiel mir ein, daß es sich vielleicht um Cholera handle, und meine Betrachtungen über das fragliche Morgen waren selbstverständlich nicht sehr heiterer Natur. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß es der Wirt des Gasthauses, ein Trunken-

bold von Profession, gewesen war, der einen seiner gewöhnlichen Anfälle von biliösem Erbrechen, mit Delirium tremens gemischt, gehabt hatte, und daß die Cholera in den Nil Giri nie vorkäme.

Als ich aufstand, fühlte ich mich fast hergestellt und sofort benutzte ich die Gelegenheit, um aus meiner melancholischen Unthätigkeit herauszukommen. Ich stellte Fallen auf, um Vögel für das Florentiner Museum zu fangen, und dann machte ich mich daran, alle Indier und Indierinnen, die in Silks Hotel und dessen Umgebung wohnten, zu photographieren. Unter den Klienten, welche sich mir zu diesem Zweck vorstellten, befand sich auch eine sympathische Persönlichkeit, die mir später sehr nützlich werden sollte. Es war Herr Atiappen, ein junger Student der Medizin an der Universität zu Madras, der seine Ferien in Utacamund, seiner Heimat, zubrachte. Er war schwarz wie Ebenholz, seine Augen wie von Anthrazit, sanft und intelligent. Er hatte großes Verlangen, die Photographie zu erlernen. Ich benutzte dies sofort und behielt ihn bis sieben Uhr abends bei mir, um mir bei der Bereitung meiner Platten zu helfen.

An diesem schon so arbeitsvollen und aufregenden Tage hatte ich auch noch Zeit gefunden, den in der Nähe von Silks Hotel wohnenden Tuda einen Besuch zu machen. Es waren dort nur zwei Häuser mit den respektiven Umfriedigungen für die Büffel, und die Kirche, eine andere Hütte, in der die Milch aufbewahrt wird. Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich Häuser und Menschen weiter unten beschreiben. Vor den Häusern sah ich drei Frauen, eine alte und zwei ziemlich häßliche jüngere, von denen jede ihr eigenes Kind stillte. Die Männer waren alle außerhalb, um ihre Büffel zu weiden. Ich bewunderte die prächtigen lockigen Haare, die ihnen auf Rücken und Schultern herabfallen, die eigentümliche blaue Tättowierung an Armen und Brust, den weißen Mantel, in den sie sich hüllen, und die enormen Bronze-Armbänder, mit denen sie sich schmücken. Um ihre Freundschaft zu gewinnen, schenkte ich ihnen Pfeffermünzkügelchen und Streichholzschachteln mit kleinen Spiegeln. Sie waren recht erfreut und dankbar für

die Geschenke, aber sie erschraken vor kleinen Parfümfläschchen zum Spritzen und wollten sie nicht annehmen. Später zeigten sie Vorliebe für Parfüms und Musik, denn eine Spieldose für zwanzig Lire zogen sie einigen Rupien vor.

Dann gab ich ihnen auch Zigarren und Branntwein, aber durch den Dolmetscher, den ich mit mir genommen, beschworen sie mich, ihnen Geld zu geben. Ich gab einem der beiden Säuglinge einige Anna; dieser, nachdem er sich mit Milch gesättigt, strampelte sich aus dem mütterlichen Mantel los, lief auf mich zu und bettelte mich an.

Bei Tisch lernte ich den Doctor Bidie, den Direktor des Museums in Madras, kennen, mit dem ich bald eine sympathische, freundschaftliche Correspondenz mit Bitten und Wünschen anknüpfte, und der mir später reiche Gaben für das Florentiner Museum übersandte. Er ist ein sehr gelehrter Mann und bekleidet in der Sanitäts-Hierarchie des indo-britannischen Kaiserreiches eine hohe Stelle.

14. Januar, Sonnabend.

Die heutige Nacht war wirklich malerisch. Es war ein Viertel auf eins, ich schlief ganz fest, plötzlich hörte ich an den Leinwandwänden meines Zimmers jemand, der mich rief: Doktor! Doktor! Das waren die einzigen Worte, die ich verstehen konnte, sei es, daß ich schlaftrunken war, sei es, daß die Stimme erstickt und undeutlich sprach. Ich öffnete die Thür und sah den manager des Hotels, denselben, der mich schon einmal durch sein Unwohlsein gestört hatte. Er fragte mich mit vor Schreck verzerrten Zügen, ob ich Waffen hätte. Ich zeigte ihm meinen auf dem Tische liegenden geladenen Revolver. „Ich frage nur,“ sprach er, „weil ich vier oder fünf mit Knüppeln bewaffnete Männer um das Haus habe herum streifen sehen, und sie sicher nur gekommen sind, um die Thür aufzubrechen und uns zu berauben. Ihre Begleiter sind auf der Jagd, die Diener alle fern ....“ Der arme manager war so entsetzt, daß ich ihn auf meinem Bette niedersitzen ließ,

ihm eine Zigarre gab und ihn zu überzeugen suchte, daß er sich getäuscht, daß er geträumt hätte. In Wirklichkeit ist in jenem Lande die Sicherheit des Reisenden ungefährdet und die Leute sind gut. Kein Laut war zu hören, ein vollkommener Friede herrschte ringsum. Nach vieler Überredung gelang es mir, den Hausherrn wieder aus meinem Zimmer zu entfernen und ihn zu Bett zu schicken. Kaum war ich eingeschlafen, so fing er wieder an zu klopfen: „Um Gotteswillen! um Gotteswillen! Öffnen Sie, die Mörder sind zurückgekehrt und werden uns töten.“ Ich stand auf, nahm den Revolver, und er führte mich, immer hinter meinem Rücken versteckt, bis an die Thüre des bangalow und sagte zu mir: „Da sind sie, da sind sie.“ Ich öffnete die Thür, aber in der Dunkelheit der Nacht sah ich durchaus garnichts. Auf gut Glück schoß ich meine Pistole ab. Der Schuß weckte zwei Diener, die einzigen, die im Hotel geblieben waren, und mit ihnen durchsuchte ich alle Zimmer, jeden Winkel und fand alles in Ordnung.

Hierauf legte ich meinen manager wieder ins Bett, aber noch zwei oder dreimal weckte er mich während der Nacht auf, doch so flehentlich er mich auch unter Thränen bat, ich möchte ihn auf meinem Bette sitzen lassen, ich schloß ihn dennoch aus.

Am Morgen erstattete ich Bericht bei der Polizei, eine Untersuchung wurde vorgenommen, aber nichts gefunden. Ich aber glaubte die Räuber im Kopfe meines manager zu finden, und wirklich, am nächsten Morgen hatte er einen entsetzlichen epileptischen Anfall. Ich beriet mich mit dem Doktor Smith und wir beschlossen, ihn ins Hospital bringen zu lassen, wohin ich selbst ihn begleitete, ganz glücklich bei dem Gedanken, daß ich nicht mehr von imaginären Räubern geweckt werden würde.

Als ich vom Hospital, wohin sich der manager mit unglaublicher Gefügigkeit hatte bringen lassen, zurückkehrte, erbot sich der butler aus Silks Hotel, mit mir einen kleinen Ausflug nach der nächsten indischen Stadt zu machen. Eine lange, gerade Straße mit Menschen und kleinen elenden Läden gefüllt, kleine einstöckige Häuser, aber ohne die Holzornamente von Baroda. Mitten auf

der Straße hielt ein Menschenknäuel, der den Kokosnußtanz bewunderte. Sie machten meinem kleinen Wagen Platz und ich wohnte einem wirklich originellen Schauspiel bei.

Auf der Erde stand ein wie Gold glänzendes Messinggefäß auf einem andern Gefäß aus gleichem Metalle. Auf dem Gefäß eine Kokosnuß und viele Blumenkränze, um diesen kleinen Altar herum sieben Mädchen mit malerischen Gesichtern, Blumen im Haare und von Betel scharlachrot gefärbten Zähnen, schwarzer Hautfarbe, rot gefärbten, gescheitelten Haaren, Gesicht und Arme gelb gefärbt, hier und da tättowiert, Armbänder aus Bronze und Muscheln polynesischer Form, Gold- und Silberschmuck im feinsten Geschmack. Ein blindes Mädchen, ebenfalls mit Blumen geschmückt, stand von ihnen getrennt und sang. Die sieben Mädchen, im Bogen vornübergebeugt, doch ohne sich anzufassen, klatschten im Takt in die Hände, bewegten sich um die Kokosnuß herum und schlugen wieder mit den Händen zusammen. Sie zeigten sich mehr von hinten, als daß das Gesicht sichtbar geworden wäre und waren jedenfalls mehr herausfordernd als graziös. Ich gab ihnen Silber- und Kupfermünzen, Zigarren und Zündholzschächtelchen mit Spiegel. Diese Geschenke dünkten ihnen so schön, daß sie dieselben zuerst garnicht annehmen wollten, aber schließlich legten sie dieselben auf das Messinggefäß, wie sie es mit den anderen Geschenken gemacht hatten.

Der Gesang des jungen, blinden Mädchens war in der Tamilsprache und sagte ungefähr folgendes:

„O alter Mann, Du bist sehr weise, wir wissen es.“

„Du bist aus fernen Ländern gekommen, um Indien zu sehen.“

„Sei gesegnet viel hundertmal.“

„Du hast in Deinem fernen Heimatlande eine Frau, die Dich liebt, und Söhne, die Deiner harren. Seien sie hundert und aber hundertmal gesegnet!“

Als ich mich wieder auf den Weg machte, verneigten sich

alle und schrien: Salam, salam! Sie waren nicht schön, aber gut gebaut und heiter und blühend in jugendlicher Kraft.

An einem andern Tage ließ ich sie nach dem Gasthause kommen und nahm eine Momentphotographie von dem Kokosnußtanz, die recht gut ausfiel.

Diese Tänzerinnen von den Nil Giri sind keine Bajaderen, aber sie bilden eine besondere Kaste, die vom Tanze lebt und vielleicht auch ihre Liebe feil bietet.

18.—29. Januar.

Mein Notizbuch ist seit vielen Tagen unbeschrieben geblieben, denn meine ganze Zeit gehörte den Tuda (Toda).

Zuweilen brachte ich ganze Tage, vom Morgen bis zum Abend, bei ihnen zu und that nichts als photographieren, abziehen, waschen, Alaun mischen; dann mußte eingepackt werden, mußten Kataloge gemacht werden u. s. w., u. s. w.

Zuweilen kamen die Tuda in hellen Haufen und verlangten einer nach dem andern gemessen zu werden und mir zu sitzen. Das war aber noch das wenigste, ich sollte sie auch bezahlen und ihre unzähligen Forderungen befriedigen. Sie waren wahre Kinder, launisch, lästig, überlästig. Wenn wir den Preis vereinbart hatten und ich sie pünktlich bezahlte, so verlangten sie außer der festgesetzten Bezahlung noch das Bakschisch und dann ein Messerchen oder eine Scheere und schließlich noch eine Flasche Branntwein. Wenn sie sitzen sollten, so langweilten sie sich im höchsten Grade, dagegen waren sie außerordentlich begierig, ihre Kraft mit dem Dynanometer zu messen, und wenn einer den andern nur um ein einziges Kilogramm übertraf, so erzählte er es allen übrigen und rühmte sich dessen überall.

Ich hatte auch einige Freunde unter ihnen. Karudi war das Haupt des Stammes, oder der König, wenn man will, und wenn er sich besondere Achtung und Respekt verschaffen wollte, so zog er aus seinem Mantel ein großes Blatt hervor, in dem die Königin Victoria ihn als den Häuptling der Tuda anerkannte.

„In command of His Excellency the Viceroy and „Governor General this Certificate is presented in the „name of Her most Gracious Majesty Victoria, Empress „of India, to Pathathothee of Kandulmund, Head of the „Toda Tribe, son of Kadoothoovand, in recognition of his „services as Monigar and general good character.

„January 1, 1877.

Buckingham Chandor.

Warum das Dokument ihn Pathathothee, er sich selbst aber Karudi nannte, kann ich wirklich nicht sagen. Irgend jemand erklärte mir, daß er nur der Sohn des Königs wäre, der alt und gebrechlich, wie er war, seine Hütte nicht mehr verließ.

König Karudi verstand ein wenig englisch, war intelligent, ein großer Fußgänger und war mir bei meinen Sammlungen als Dolmetscher und Makler sehr nützlich.

Unter den Frauen erregte die schöne, fünfzehnjährige, aber schon verheiratete Ponmomi meine lebhafte Sympathie. Sie hatte wundervolle sanfte Augen, Haar so schwarz wie Ebenholz und einen Busen, um den eine Statue von Phidias sie hätte beneiden können. Ich machte drei Bilder von ihr, die aber zu den am wenigsten gelungenen gehören, denn sie war ein kleiner, unruhiger Wildfang und konnte keine Sekunde still sitzen.

Am 22. Januar ritt ich mit einem liebenswürdigen Brahmanen, Ramasami, dem Assistenten des Commissioner von den Nil Giri aus, um einige von den von Utacamund entfernt liegenden Tuda-Mund zu besuchen. Zum ersten Male trug ich die großen Stiefel meines braven Chiostri in Florenz, des größten Künstlers unter den Fußbekleidungskünstlern, und ich war glücklich, mich wieder in einem fast wilden Lande zu Pferde zu sehen, weil ich dadurch an meine Jugendreisen in Süd-Amerika erinnert wurde.

Im ersten mund fragte ich um Erlaubnis, ins Haus treten zu dürfen, aber ich schien zu viel zu verlangen, denn Ramasami mußte seine Tamil-Beredsamkeit verdoppeln, um die erbetene

Erlaubnis zu erlangen. Endlich sollte sie mir gewährt werden, wenn ich meine Stiefel ausziehen würde. Diese Klausel war von der Herrin des Hauses hinzugefügt worden. Als ich nun die Erlaubnis erhalten und meine Stiefel ausgezogen hatte, war ich doch erst auf halbem Wege, denn die viereckige Öffnung eines Tudahauses ist so eng, daß man nicht einmal auf allen Vieren, sondern mit dem Bauche auf der Erde, wie eine Schlange, hineinkriechen kann. Nun war ich aber noch nie weder in eine Thür, noch in eine Höhle, noch in irgend ein Loch der Erde auf diese Weise eingetreten. So blieb mir also nichts weiter übrig, als zu studieren, zu probieren und wieder zu probieren, und als es mir endlich gelang, die obere Hälfte meines Körpers durch das viereckige Loch zu zwängen, vernahm ich im Innern des Hauses ein so unerwartetes, so drohendes Grunzen, daß ich die bereits eingedrungene Hälfte schleunigst wieder an die freie Luft zog, doch nicht, ohne mir vorher den Kopf schmerzhaft an dem oberen Teil der Thüre gestoßen zu haben. Alle, Männer und Frauen, lachten über meinen Schrecken und ich verlangte eine Erklärung über das Grunzen. Ich erfuhr nun, daß es der Urgroßvater gewesen war, der sich der Verletzung seines Hauses widersetzt hatte. Nun kam der Patriarch heraus, ein neues Parlamentieren entspann sich, und ich erhielt eine erneuerte Erlaubnis. Als ich eingetreten oder vielmehr hineingekrochen war, befand ich mich in vollständiger Finsternis, denn das Innere des Hauses empfing sein Licht nur durch die kleine Thür, die ich mit meinem Körper deckte. Ich zündete meine Wachszündhölzchen an und bei ihrem Scheine betrachtete ich das armselige Häuschen dieser fremden Welt. Ein etwas erhöhter Teil war mit einer Matte bedeckt und auf dieser schliefen zehn oder zwölf Personen beiderlei Geschlechts und jeden Alters vollkommen nackt, weil man in dieser hermetisch geschlossenen Schachtel wie in einem Ofen transpiriert. Wahrhaftig, in jener Art und Weise zu schlafen muß an Stelle der Polyandrie ein general intercourse herbeiführen, wenn nicht sehr verwickelte Ränke gesponnen werden, oder unglaubliche Ehrlichkeit herrscht. In dem niedrig gelegenen

Teil des einzigen Zimmers im Hause oder in der Schachtel sah man das häusliche Magazin der Haushaltungsgerätschaften, den hölzernen Stößel, um Mehl zu reiben, zwei oder drei Kupfergefäße und das war alles.

Als ich hinausgetreten war und das Bakschisch verteilt hatte, stieg ich wieder zu Pferde und nun ging es über Berg und Thal, durch Wiesen und Wald und ich besuchte nach einander Mali-mund, Pagulo-mund und Nerguda-mund. In den ersten beiden Mund waren die gewöhnlichen zwei oder drei Häuser, die Kirche-Milchkammer und der kraal oder der mit einem Bretterzaun umgebene Platz, an dem die Büffel eingeschlossen wurden. In Nerguda-mund standen ärmliche Hindu-Hütten, und auf meine Frage erfuhr ich, daß sie von den Badaga errichtet, dann verlassen worden und provisorisch von den Tuda in Besitz genommen wären. Ich kaufte einige Gegenstände, die ich noch nicht besaß, und ließ die Frauen singen, ein eintöniger, trauriger Gesang.

An einigen Stellen war die Straße so schlecht, daß ich mich genötigt sah, abzusteigen und mein Pferd am Zügel zu führen. Nerbudi, der mich zu Fuß begleitete, war immer vor uns, ging und kam, machte den Weg wie die Hunde zwei, dreimal und war nie müde.

Auf dem Wege besuchte ich eine Dachziegel- und Ziegel-Fabrik, in der kräftige, wenig bekleidete Frauen zusammen mit den Männern nach einer sehr primitiven Methode arbeiteten. Ich war durstig und mein Führer Ramasami schlug mir vor, in das Haus des Fabrikbesitzers, eines Hindu, einzutreten. Das Haus war sauber und unter einem dichten Walde von Eukalyptus geborgen. In einem glänzenden Messinggefäß wurde mir Kuhmilch, mit Büffelmilch gemischt, angeboten, die mit köstlichem, frischem Rahm bedeckt war. Nach der Milch kam der Betel, der aber nur Ramasami dargeboten wurde. Als ich den Wunsch äußerte, auch welchen zu kauen, war mir mein Wirt sehr dankbar dafür.

Zuvor aber mußte ich bei meinem Brahmanen in die Lehre gehen. Zuerst steckt man einige Schnitte paccu (der Tamil-

Name für areca, in den Mund, rollt dann zwei oder drei Blätter vertrilai (Betel) zusammen und bespritzt sie mit etwas sumambu (feuchten Kalk) und kaut das Ganze. Von diesen guten Gaben Gottes irritiert, sondert der Mund bald einen Strom von rotem Speichel ab, den man gewöhnlich ausspeit. Dann fährt man fort zu kauen und schluckt nach und nach den astringierenden, aromatischen Saft der dreifältigen Mischung hinunter. Der Magen wird zu einer schnelleren Verdauung gekräftigt, und man empfindet eine Art von Wohlbehagen und Erheiterung.

Bei jener und auch bei vielen anderen Gelegenheiten war Ramasami so liebenswürdig gegen mich, daß ich ihm als Geschenk für seine Kinder eine kleine Laterna magica und einen leuchtenden Kreisel sandte, um seinen Kindern eine Freude zu machen. Wenige Tage später wurde er von seinem Commissioner stehenden Fußes aus seinem Amte gejagt, was mich wirklich mit tiefem Bedauern erfüllte.

Am 24. Januar ging ich zum zweiten Mal auf den Markt und kaufte Apfelsinen, rose-apple, kleine, sehr wohlriechende Limonen, Zuckerrohr und Gegenstände, welche die Indier benutzen. Ich bewunderte dort vorzüglich Gemüse, Kohl, Blumenkohl, Eierpflanze, Lattich, Salat.

In einem Winkel des Marktes sah ich viele Badaga, die fast nackt auf der Erde saßen, mit einer so wilden Physiognomie, daß Maler und Anthropologen sich in sie verlieben mußten. Sie aßen eine Art von Kuchen, die gewiß mit prähistorischen Kokosnüssen gebacken worden waren. So mußte das neolithische Brot unsrer Vorfahren aussehen. Ich bot alle meine Verführungskünste auf, um sie zu bewegen, in meine Wohnung zu kommen und sich photographieren zu lassen. Was ich aber auch thun mochte, sie wiederholten mir immer dasselbe: Wir sind hierher gekommen, um als Kuli beschäftigt zu werden, und wir wollen nichts andres thun. Und doch hätte ich ihnen für eine Sitzung so viel gegeben, wie sie in einer ganzen Arbeitswoche im Schweiße ihres Angesichts verdient hätten.

Glücklicher war ich mit den Kota. Durch die Vermittelung eines Hindu bekam ich drei, aber nur zwei konnte ich messen und photographieren. Kaum hatte der dritte mein Kraniometer gesehen, so floh er entsetzt davon, und ich glaube, er flieht heute noch. Auch die andern bedurften einer riesigen Willensanstrengung, um dem Entsetzen eines leuchtenden Instrumentes zu widerstehen.

Eines Abends ging ich mit Atiappen in den nächsten Tudamund. Wir wollten versuchen, die Kirche oder Milchkammer zu sehen, aber der Priester stellte sich vor uns hin, und mit den Gesten des äußersten Grauens und der Verachtung nötigte er uns, die Heiligkeit des Ortes zu respektieren.

In dem Hause der dort wohnenden Familie, die vor dem uns bereits bekannten Schachtelhause versammelt waren, trafen wir es glücklicher. Es war zur Stunde des Abendessens und die Mädchen und jungen Frauen stießen das Korn in einem Erdloch, das als Mörser diente, und reinigten es dann. Die schöne Ponmomi hatte ihren Mantel abgelegt und ließ einen großen Teil ihres Körpers und ihren Marmorbusen sehen. Sie lachte wie toll, denn wenn sie auch Tuda war, so begriff sie doch aus meinem Betragen, daß mich Schauer des Entzückens bei ihrem Anblick erschütterten. Ich kaufte ihr vier Kupferhalsbänder ab, einen Blasebalg, der aus einem einzigen Bambusrohr gemacht war, und plauderte mit der Alten, die, eine europäische Brille auf der Nase, mit rotem Garn einen Mantelsaum stickte.

Bei der Gelegenheit machte ich auch mit dem Patriarchen, der mich bei meinem ersten Versuche, in das Haus einzutreten, so angegrunzt hatte, genauere Bekannntschaft Er beklagte sich, daß ich ihm noch keins der schönen Messer von Maniago, wie ich sie andren Tuda mit so großer Freigebigkeit geschenkt, gegeben hätte. Ich antwortete ihm, daß er auch noch nie zum Photographieren gekommen wäre, aber er sagte mir, daß seine altersschwachen Beine ihm nicht mehr das Gehen gestatteten. Obgleich er sehr alt war, so waren doch seine Haare schwarz und sehr dicht, nur der Bart war grau. Sie gehen immer auch in der glühendsten Sonnen-

hitze entblößten Hauptes, und erst in neuester Zeit haben einige von ihnen den indischen Turban angenommen.

Während ich mit dem guten Alten sprach, erschienen die großen Gazellenaugen eines Tuda-Mädchens an dem viereckigen Eingang des Schachtelhäuschens. Sie blickte mich an und lachte, und Atiappen klagte sie, daß ich ihr noch gar kein Geschenk gemacht hätte. Viele Herren kämen, um sie zu besuchen, aber keiner wäre in ihr Haus eingetreten. Diesem Manne hätten sie es gestattet, warum sei er nicht großmütiger gegen sie? Ich gab ihr eine halbe Rupie, und dann verkrochen sich die beiden großen, wie zwei Diamanten leuchtenden Augen, nachdem sie mir noch ein Lächeln der Liebe und Dankbarkeit zugeworfen.

In diesen Tagen habe ich einen Ausflug nach dem Botanischen Garten gemacht, einem wahren irdischen Paradiese. Ich gelangte dorthin über einen ganz bepflanzten Hügel und bewunderte die Fichten vom Himalayagebirge und mit scharlachroten Blüten bedeckte Passionsblumensträucher, eine der schönsten Blumen der Welt. Das Haus des Direktors ist ein Nest für Engel in einem orientalischen Paradiese. Unter Blumen begraben, duftet es wie ein Blumenstrauß, und die Passionsblume Amerikas und die Liane Indiens zieren es mit den schönsten Guirlanden. Blonde Kinder auf der Verandah und im Salon, blühende Camelien überall. Auf dem Boden und dem Kanapee Felle von Affen aus den Nil Giri, Presbytis jubata, Hirsch- und Pantherfelle. Der junge, glückliche, liebenswürdige Direktor schenkte mir einen Mangostanapfel, den ich zum ersten Male sah und kostete, und der von vielen für die köstlichste Frucht der Welt gehalten wird. Ich fand ihn jedoch bei weitem nicht so gut wie den Flaschen-Apfel (anona) in Peru.

2. Februar.

Der letzte Ausflug, den ich in den Nil Giri gemacht, war fast der interessanteste. Ich verdanke ihn dem liebenswürdigen

Doktor Griffith, den ich in Silks Hotel kennen gelernt, und der mir versprochen hatte, mir die Kairns der Nil Giri zu zeigen. In einer von ihm geführten Tonga fuhr ich ab, natürlich mit dem am Wagen hängenden unvermeidlichen Kuli. Wir kamen an vielen schönen Hügeln mit verbrannten Weiden vorüber und sahen verschiedene sholas (Urwälder) hier und da wie Smaragd- und Rosen-Teppiche über die Hügel zerstreut. Auch einen großen Schakal sah ich ganz in der Nähe. Als wir auf dem Gipfel des Segar Ghat angekommen waren, hielten wir an, da wir den übrigen Teil des Weges zu Fuß machen mußten. Doktor Griffith ist teetotaller und daher erfrischte er sich mit kaltem, gezuckertem Thee, der mich aber sehr ... kalt ließ. Ich aß dagegen eine Tafel Schokolade Menier (papier noir) und sammelte meine Kräfte, um den Seven-Kairns-Hill genannten Hügel zu ersteigen. Mein Begleiter hatte einen guten Alpenstock aus Rotang, ich dagegen hatte nur meine Füße und Hände, die oft genug als Füße dienen mußten zum großen Wohlgefallen des Professors Moscati, wenn er, aus seinem Grabe hervor, mich bei jedem Schritt jenen steilen Hügel hinan hätte ausgleiten sehen, und wie ich Hände und Füße auf dieselbe Stelle setzen mußte.

Als ich auf dem Kamme des Seven-Kairns-Hill angekommen war, stand ich wie geblendet von der Schönheit des Panoramas, das ich dort oben genoß. Zu meinen Füßen, in der Tiefe, das enge Thal, in dem wir die Tonga zurückgelassen, mit Weiden und Büffeln und Badaga schwärzer als Tinte, die sie hüteten, und zwei dichtbelaubte sholas, mit prachtvollen Bäumen blühender Rhododendron. Dann, am Eingang des Thales, das Panorama der Nil Giri mit ihren weichen Wellenlinien, mit einer einzigen scharfen Bergspitze im Hintergrunde, jenem Berge, von dem die Tuda glauben, daß die Seelen der Gestorbenen dorthin gehen, um das zweite Leben zu finden. Hinter mir, weit im Grunde, die ungeheure, in Dunst gehüllte Ebene von Mysore mit den Ghatsbergen am Horizonte.

Die mir zunächst gelegenen sieben Hügel trugen jeder ein viereckiges Denkmal aus großen Steinen, in dessen Mitte sich ein runder Brunnen von einem Meter oder ein wenig mehr Durchmesser befand. Alles war jedoch von der Hand der Jahrhunderte oder der weniger alten Hand der wissenschaftlichen Forschung durcheinander geworfen. Die Steine waren in die Brunnen gerollt, Lianen und Bäume hatten ihren Wohnsitz darin aufgeschlagen, eine dichte Decke von weißen Flechten, die im Winde schwankte, hatte sich darübergelegt. In einem dieser Kairns fand ich einen Thonkrug, den ich wegen seines Umfanges nicht forttragen konnte, und eine riesige Bambusschale, der Pilze entsproßt waren. Zwischen den Steinen fand ich aus Thon gefertigte und bearbeitete Scherben, die schönsten in Form von Hörnern oder Gefäßhenkeln. Wir machten eine reiche Beute, die mir der liebenswürdige Doktor Griffith ganz überließ.

Heute sind jene kostbaren Überreste eines Volkes, das Jahrhunderte, bevor die alten Tuda sich in den Nil Giri niederließen, erloschen war, in meinem florentinischen Museum und werden eines Tages von mir illustriert werden, indem ich mich dabei der gründlichen Studien Breeks bediene.*)

Die prähistorischen Steinmonumente Indiens, mögen sie nun in Steinkreisen, Cromlechs oder Kistvaens bestehen, sind, wo sie sich auch befinden, identisch, sei es in Hyderabad, oder in Mysore, in Kurg, in den Nil Giri, Malabar, Coimbatur, Salem, Tinnivelly oder Madras.

Im südlichen Indien werden diese Kreise Koramba-Ringe genannt. Blanford glaubt, daß sie die Erzeugnisse eines wandernden Volkes und nicht der ursprünglich Eingeborenen sind. Gleiche in Europa vorgefundene Monumente sind aus der Bronzezeit, während

*) James Wilkinson Breek. An account of the primitive tribes and monuments of the Nilagiris. London. India Museum. 1873. Ein sehr seltenes Werk.

sich in Indien fast ausschließlich Eisengerätschaften darin finden; darum wurde dies Metall höchst wahrscheinlich in Indien viel früher angewendet als in Europa, und die zwischen der Steinzeit und Eisenperiode verflossene Zeit mußte dort viel kürzer gewesen sein. *)

*) Rivett Carnac. Prehistoric Remains in Central India. Proceed. of the Asiatic Society of Bengal. Jan. 1879. pag. 9.

Siebentes Kapitel.

Andeutungen über die Tuda und ihre Nachbarn. — Die Irula. — Die Kurumba. — Die Kota. — Die Badaga.

Den Tuda werde ich eine mit ihren nach dem Leben aufgenommenen Bildern illustrierte Monographie widmen, aber es möge mir gestattet sein, hier einige Umrisse, die zur Illustration meiner Reise dienen, flüchtig zu skizzieren.

Die Tuda oder Toda leben in den Nil Giri über ein weites gebirgiges Gebiet zerstreut, von den Kota, Kurumba, Irula, Badaga und vielen Hindus umgeben, die sich in jenem Landstriche niedergelassen haben, seitdem die Engländer das bedeutendste Sanatorium im südlichen Indien daraus gemacht. Nach der revidierten und verbesserten Zählungsliste vom 15. November 1874 giebt es sechshundert und dreiundachtzig, die folgendermaßen verteilt sind:

Todanad	507
Peranganad	105
Mekanad	33
Utacamund	38

Die Tuda sind in zwei Klassen oder Kasten geteilt, die durch Heirat unter sich nicht in Verbindung treten können, die Devalyal und die Tarserzhal. Die erstere bildet gewissermaßen die Brahmanenkaste und besteht aus dem Clan Peiki; die zweite ist in vier Kategorien geteilt, die Pekkan, Kuttan, Kenna und Todi-

Man hat sie wegen ihrer Kraft, ihrer edlen Haltung und ihrer schönen Züge mit den alten Römern verglichen, aber viel hat zu diesem falschen Vergleich der Mantel beigetragen, der ihr einziges Kleidungsstück ist, und den sie mit einer überraschenden Majestät drapieren. Ihr Typus ist vielmehr ein semitischer, und einige von ihnen könnten wirklich ausgezeichnete Modelle für die alten Patriarchen der Bibel abgeben. Sie haben sehr schwarzes, dichtes Haar, üppigen, schwarzen Bart, dichte Augenbrauen, eine oft rabbinische Adlernase, große schwarze Augen, einen schönen Mund mit sehr vollen Lippen, schöne Zähne, ein weder zurücktretendes, noch vorstehendes Kinn. Ihre Hautfarbe gleicht stark gekochter Schokolade und ich kann durchaus nicht mit Shortt übereinstimmen, der die Nüance mit dull copper hue (matte Kupferfarbe) bezeichnet.

Beim Messen ihres Kopfes erhielt ich folgendes Resultat:

Mittlerer Schädelindex der Männer	75,20.
Minimum	724.
Maximum	794.
Mittlerer Schädelindex der Frauen	77,17.
Minimum	747.
Maximum	791.
Mittlere Statur der Männer Millimeter	1679.
Minimum	1543.
Maximum	1768.
Mittlere Statur der Frauen	1570.
Minimum	1485.
Maximum	1671.

Die Dörfer der Tuda heißen mund oder mott und bestehen meist aus fünf verschiedenen Gebäuden, drei dienen zu Wohnungen, eins zur Milchkammer und als Tempel und eins, um die Kälber während der Nacht darin einzuschließen. Ihre Häuser bestehen aus Bambus, Rotang und Erdschollen, die so gut mit einander verbunden sind, daß auch nicht ein Lichtstrahl, nicht ein Lufthauch ins Innere dringen kann. Wenn sie die sehr kleine Thür von

innen mit einem wirklichen viereckigen Pfropfen verschlossen haben, so sind sie wie in eine Schachtel eingeschlossen. Die Häuser sind zehn Fuß hoch, achtzehn Fuß lang und neun Fuß breit. Die Thür ist zweiunddreißig Zoll hoch und achtzehn Zoll breit, und man kann nur, wie Schlangen auf dem Boden kriechend, hineintreten. Um das Haus zieht sich ein Steinwall herum mit einem schmalen Eingang, und zwischen dem Hause und dem zwei oder drei Fuß hohen Wall befindet sich ein Raum von 13 Fuß Länge und 10 Fuß Breite. Die Fassade ist mit roten und schwarzen Streifen bemalt.

Das Innere des Hauses enthält acht bis fünfzehn Quadratfuß und nur in der Mitte kann ein Mann aufrecht stehen. Es ist in zwei Teile geteilt, einen niederen, in dem sich der Herd, einige Kupfer- und Bambusgefäße, der Stößel, um Reis und andere Cerealien zu mahlen und ein Loch im Boden, welches den Mörser vorstellt, befinden. Der höhere Teil, der sich aber nur um zwei Fuß hoch über dem niedern erhebt, ist ihr Bett und enthält nur einige Büffel- oder Hirschfelle; dort schlafen zehn, zwölf Personen jeden Alters und Geschlechtes.

Die Bewohner eines mund sind gewöhnlich Verwandte und betrachten sich wie zu einer Familie gehörig. Jede Familie kann zwei oder drei mund in verschiedenen Regionen des Berges besitzen, wohin sie sich auch zeitweise begeben, um ihre Büffelherden, die ihr hauptsächlicher und fast einziger Reichtum, ihr Schatz, der Gegenstand ihrer besonderen Zärtlichkeit und fast ihrer Anbetung sind, dort weiden zu lassen.

Der Hirt des mund ist auch der Priester. In den Monsunmonaten melkt er die Büffelkuh morgens und abends, in den übrigen Monaten nur morgens. Die Milch wird in einer Milchkammer aufbewahrt, die nur der Priester oder Pujari betreten darf.

Jede Familie hat ein anerkanntes Haupt, dem im Falle seines Todes immer der älteste Sohn folgt.

Die Tuda sind ein Hirtenvolk, das nur von Büffelmilch,

Honig und dem Gudu oder Getreidetribut lebt, welcher ihnen von den Badaga und Kota gewissermaßen als Pacht für den Boden, der seit undenklicher Zeit das rechtmäßige Eigentum der Tuda ist, entrichtet wird. Sie verachten die Arbeit, sind stolz und lachen oft und gern auch über die Europäer.

Das Erbe wird unter alle Söhne gleichmäßig verteilt, aber das Haus fällt dem jüngsten Sohne zu, der damit auch die Verpflichtung übernimmt, für den Unterhalt der Frauen im Hause zu sorgen.

Die Tuda trieben bis vor kurzem Polyandrie, aber seitdem die Engländer den Kindermord streng untersagt haben, bekennen sie sich allmählich zur Monogamie; auch kannte ich einige unter ihnen, die der Polygamie huldigten.

Die Frauen sticken ihre weißen Baumwollmäntel, die sie von ihren Nachbarn erhandeln, mit rot und blau, kochen und tragen das Wasser herbei. Die Männer spalten das Holz und beschäftigen sich mit der Pflege ihrer Herden.

Ich lasse hier einige Namen der Tuda folgen.

Männer-Namen.

Kevi — Heilige Büffelglocke.
Pernal — Großer Mann.
Narikut — Sohn des Schakals.
Ponkut — Goldsohn.
Tshinkut — „
Padrithzh — Mit Gott, der auf dem Berge wohnt.
Kedalven — Der Mann des Begräbnisses.
Alven — Mann.
Beltalven — Silbergleich.
Kirneli — Klein.

Frauennamen.

Kathaveli — Silbermünze.
Darzthinir — Juwelen-schuppe.

Tschinab — Golden.
Berzth — ?
Depbili — Silberring.
Piltimuruga — Weißer Ohrring.
Piltzaras — Weißer Ring.
Takem — Doktor (weil sie kurz nach ihrer Geburt von einem europäischen Arzt geheilt worden war).
Pondshilkammi — goldene Glocke am Fußknöchel.

Die Tuda sind mit einem großen weißen Mantel bekleidet, die Füße sind nackt und der Kopf immer unbedeckt. Erst in neuerer Zeit haben einige von ihnen den Hindu-Turban angenommen.

Die Frauen tragen ungeheure silberne Ohrringe, sehr schwere Bronzearmbänder und andere leichtere und mehr verzierte von Silber, Kupfer oder Eisen. Sie tragen auch silberne Halsbänder und Ringe in verschiedenem Genre. Hals und Arme tättowieren sie sich mit einfachen, eleganten Zeichnungen in blauer Farbe.

Gleich den Indern verbrennen sie ihre Toten, und opfern während der Leichenfeierlichkeit, die sie Verde nennen, Büffel, deren Fleisch sie den Kota, ihren Nachbarn, zu essen gestatten. Sie haben noch eine zweite Leichenfeierlichkeit, die sie Secco nennen, und die früher zwei oder drei Monate nach der ersten stattfand. Jetzt aber, um die Büffel zu ersparen, die bei dieser Gelegenheit getötet werden müssen, wartet man wenigstens ein Jahr und zu gleicher Zeit werden dann viele Tote beweint.

Zu dem Secco genannten Begräbnis bewahren sie einige Bruchstücke des verbrannten Schädels und ein Haarbüschel auf und wiederholen das Gebet, nachdem sie jene Überreste mit dem Blute der geschlachteten Büffel übergossen haben. Bei dieser Gelegenheit werden auch verschiedene Gegenstände verbrannt, welche dem Verstorbenen gehört haben, außerdem eine Flöte, das Modell, sowie Nachbildungen eines Bogens mit Pfeilen und von Büffelhörnern. Die letzteren sind nichts weiter als heilige Symbole,

denn die Tuda benutzen keine Bogen mehr und haben keine andern Waffen als einen starken, hohen Stock, mit dem sie auch die Büffel zu den Leichenfeiern töten.

Bei dem Secco-Begräbnis wird ein heiliger Tanz aufgeführt, an dem zwanzig bis fünfzig Männer teilnehmen.

Es ist sehr schwer, sich von der Religion der Tuda eine Vorstellung zu machen. Sie nehmen die Existenz verschiedener Gottheiten an, und vielleicht ist auch ihr Usuru Swami ein höchster Gott. Sie haben keinen Götzendienst, keinen Fetischismus, bringen ihren Göttern auch keine Menschen- oder Tieropfer. Sie glauben an ein anderes Leben, haben aber keine klare Vorstellung in bezug darauf und wissen es nicht zu sagen, ob nur ihre Seele den Tod überdauert, oder ob sie der Körper begleitet.

Der Ort des Ursprugs der Tuda ist ungewiß. Marshall, der lange Zeit unter ihnen lebte und sie mit vieler Liebe und Sachkenntnis studierte, nimmt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit an, daß ihre Vorfahren zwischen den canaresischen und tamulischen Distrikten, in der Gegend von Hasanur wohnten und von dort, in zwei verschiedene Ströme geteilt, auswanderten. Der eine von ihnen wandte sich nach dem Norden, nach Kolegall, und der andere ließ sich in den Nil Giri nieder. Metz nimmt an, daß sie von Kaligal gekommen seien, und befragt man sie selbst über ihren Ursprung, so antworten sie, daß sie immer in demselben Lande gewohnt haben. Gewiß aber ist es, daß sie immer mit der westlichen Küste Indiens in Verbindung gestanden haben, denn das beweisen die Ornamente ihrer Frauen.

Nach Breek findet man die erste Notiz über die Tuda in dem Tagebuche des Erzbischofs von Goa Aleixo de Menezes (Coimbra 1606). In der Synode Udiamparur im Staate Cochin, die im Jahre 1599 unter der Regierung desselben stand, war diesem mitgeteilt worden, daß in dem Todamala genannten Landstriche ein christliches Volk wohnen sollte, das aber den christlichen Glauben verloren hatte. Er beschloß also, einige Priester auszusenden und sie aufzusuchen, und Jacomo Ferreiro wurde dazu erwählt. Er

stattete Bericht ab über seine Reise und in demselben erwähnt er die Tuda, von denen er aber sagt, daß er nicht einmal die Erinnerung an den christlichen Glauben bei ihnen gefunden hätte. Sie selbst sagten, daß ihre Vorfahren aus dem Osten gekommen wären.

Auch in der „Reise nach Ostindien" vom Padre F. Vincenzo Maria di Santa Caterina da Siena, dem General-Prokurator der Carmeliter-Barfüßer (Roma 1672, Venedig 1683) ist von den Tuda die Rede. Dieser Pater machte die Reise im Jahre 1657, aber an der Küste erhielt er Nachrichten über sie. Er sagt folgendes: „Die Todri, ein fast hellfarbiger, kleiner Volksstamm, leben in den Bergen hinter Ponane im Königreich Zamorin und beten zu den Büffeln, von denen sie leben. Sie wählen die ältesten Kühe, binden ihnen kleine Glöckchen um, und das genügt, um sie anzubeten. Man läßt die Büffel frei umhergehen, auch dürfen sie auf den Feldern weiden, und jeder schätzt sich glücklich, wenn sie etwas essen, was ihm gehört. Obgleich die Büffel oft von den Tigern zerrissen werden, so hört man doch nicht auf, sie anzubeten.

* * *

Alle Ethnologen rechnen die Tuda zur dravidischen Rasse, aber ich wiederhole das, was ich schon an anderer Stelle gesagt habe, daß es nämlich notwendig ist, den Begriff dravidische Rasse zu zerstören. Es existieren dravidische Sprachen, aber nicht Rassen, und das philologische Kriterium, als einziges Kriterium bei der Klassifizierung der Menschen angewendet, hat zu den ernstesten Irrtümern geführt. Dravidische Sprachen sprechen die Tuda mit semitischem Typus, die Kota, die so sehr Arier sind wie der schönste Europäer, die athletischen Kulis von Madras und die Malesoiden (Malayenähnlich) von Malabar. Müssen wir darum sagen, daß Menschen, deren Schädelbildung, deren Physiognomie, deren ganzer, anatomischer Charakter so verschieden ist, zu einer einzigen Rasse gehören? Dann müßte man mit demselben Rechte behaupten, daß alle

Menschen auf der Erde zu einer einzigen Rasse gehören und nur eine Spielart des Homo sapiens Linnés sind. Es mag sehr kühn und gewagt erscheinen, aber für mich existieren die Draviden als unterschiedene und deutlich erkennbare Rasse ebenso wenig wie die Semiten und Arier, und es wäre wohl an der Zeit, diese Unterscheidung, die auf einem durch die philologische Taufe geheiligten Irrtum beruht, und sich mit der ganzen Kraft einer unbestreitbaren und unwiderruflichen Tradition der Anthropologie und Ethnologie aufdrängt, endlich zu beseitigen.

* * *

Die Irula, von andern auch Eruler genannt, bestehen nur aus 1470 Seelen. Öffnet man ein populäres Buch oder einen Führer, so liest man, daß ihr Name von dem Tamil-Worte Erul, Dunkelheit, abgeleitet wird. Man unterscheidet bei ihnen Urali oder Häupter und Kurutali oder Volk. Sie leben am Fuß der Nil Giri und am Rande der großen Wälder, welche deren Basis umgürten; ihre Sprache scheint ein Gemisch von Canarese, Tamil und Malayisch zu sein. Ihre Toten begraben sie. Es scheint freie Liebe bei ihnen zu herrschen. Sie bebauen Stücke Boden, welche sie dem Walde abgewonnen haben, und verkaufen den Nachbarn Wild, Honig und andere Erzeugnisse des Waldes. Sie sind von kleiner Statur, sehr unwissend und gehören zu den barbarischesten Eingeborenen Indiens.

Das findet man in den Handbüchern über Indien, aber sehr viel Ungenauigkeit hat sich in diese Notizen geschlichen. Ihre Sprache zum Beispiel ist kein Gemisch, sondern ein Tamil-Dialekt, und sie sind Anhänger Vischnus, den sie unter den Namen Rangaswami verehren. Auf dem Pik desselben Namens haben sie zwei Tempel.*)

Die Badaga oder Badakar oder Vadakar (von Vadaka,

---

*) Näheres findet der Leser in meinen Studii sull' Etnologia dell' India.

Norden) werden gewöhnlich Burgher genannt und zählen 19476 Seelen, und wie sie die zahlreichsten unter allen ihren Nachbarn sind, so sind sie auch die wohlhabendsten und gebildetsten. Sie sprechen Canarese, sind Anhänger des Siwa-Kultus und werden von den Tuda Mans oder Erdbebauer genannt. Sieben Generationen ist es her, daß durch die Schlacht bei Telakot im Jahre 1564 das Reich von Vijayanagar fiel und die Badaga, welche die Ebene bebaueten, auf die Hügel flohen, und als sie dieselben schon von den Tuda und Kota eingenommen fanden, verpflichteten sie sich gutwillig, jenen einen Tribut in Getreide zu zahlen, den sie auch heute noch ohne Exekutoren und Strafen entrichten.*)

Die Badaga sind weniger schmutzig als alle ihre Nachbarn und sehr stark. Aber sie schmeicheln sich selbst, wenn sie behaupten, keine Krankheit zu kennen. Kapitän Harkness,**) der sie sehr genau kannte, versichert, daß sie wenigstens an Fiebern und Blattern leiden. Die ersteren treten milde auf und werden der Zauberei der Kurumba zugeschrieben, die letzteren bringen entsetzliche Verwüstungen hervor und zerstören ganze Dörfer, aber sie nehmen keine Heilmittel, lassen sich auch nicht impfen, weil sie glauben, daß ihnen die Blattern von einer Göttin gesendet werden, die sie trotzdem noch anbeten und verehren.

Kaum ist ein Badaga gestorben, so legt man ihm eine kleine Silbermünze in den Mund. Das Leichenbegängnis ist sehr verwickelt und voll wilder Poesie.

Breek hat die Badaga in seiner Studie über die wilden Stämme der Nil Giri nicht genannt, weil sie für ihn nur Hindus waren, die vor drei Jahrhunderten ihre Wohnsitze in jenen Bergen aufgeschlagen haben.

* * *

---

*) Handbook of the Madras Presidency. Second edition. London. J. Murray 1879. Seite 284.

**) Captain Henry Harkness. A description of a singular aboriginal race inhabiting the summit of the Neilgherry Hills etc. London 1832, pag. 117.

Die **Kurumba** oder **Kurumbar**, deren Zahl 613 nicht übersteigt, gleichen den Irula, sind aber intelligenter und besonders geschickter bei ihren Arbeiten, auf der Jagd und im Bergbau. Sie sind daher sehr gesucht von den Engländern, um Gold in einem zuweilen goldhaltigen Boden aufzufinden, und um sie auf der Jagd zu begleiten. Bei ihnen ist sowohl Leichenverbrennung als Begräbnis Sitte. Ihre Frauen und Kinder schmücken sich mit Samen und wilden Beeren, und die Männer tragen aus gelbem Stroh zierlich geflochtene Schmuckgegenstände in den Ohren.

Da sie Harze und Medizinal-Pflanzen sammeln, so werden sie von ihren Nachbarn für Zauberer gehalten und zuweilen getötet, weil man ihnen die Schuld beimißt, daß durch ihren bösen Blick (iettatura) das Rindvieh gestorben ist.

Ziemlich einfach und primitiv ist ihre Ehe. Sie lieben sich, leben einige Zeit zusammen, und wenn sie mit einander zufrieden sind, so rufen sie einige Freunde zu Zeugen an und versprechen, daß sie für ihr ganzes Leben vereint bleiben wollen. Nach zwei, drei Generationen vielleicht kommen alle so verbundenen Eheleute überein, ihre diversen Ehen durch eine einzige Zeremonie zu weihen, und feiern ein großes Fest. Die Paare setzen sich zusammen, baden sich mit frischem Wasser, das in Strömen dabei fließen muß, dann wechseln sie die Kleider und sind lustig und guter Dinge.

* * *

Über den Kurumbar leben die **Kohatar** oder **Kota** (Kuh-Töter?). Sie sind nicht in Kasten geschieden und werden von den Tuda **Kuvs** oder **Mechaniker** genannt, weil sie alle Schmiede, Töpfer, Musiker u. s. w. sind. Bei der letzten, öfters erwähnten Volkszählung belief sich ihre Zahl auf 1112. Ihre Dörfer liegen an den lachendsten Punkten der Hügel und jeder von den Kota bewohnte Hügel wird **Kohatagiri** oder Kotagire (ein Badaga-Name) genannt.

Die Kota beten Komataraya an außer anderen besonderen

Gottheiten, die zum indischen Olymp in keiner Beziehung stehen, aber sie stellen ihn nie bildlich dar. Gerstenmehl ist ihre Lieblingsspeise, aber sie essen auch Fleisch sehr gern, verlangen es aber nicht frisch. Sie verzehren sogar das von den Tigern oder wilden Hunden verschmähte, verweste Fleisch und folgen mit geduldiger Gier den Ochsenkarawanen, um sich auf die von Erschöpfung gefallenen oder durch Krankheit getöteten Tiere zu werfen. Mit großer Sorgfalt bereiten sie die Häute zu und durch den Verkauf derselben gelingt es ihnen, die von den Engländern auch von ihnen geforderten Steuern zu entrichten.

Die Kota verbrennen ihre Toten, begraben deren Knochen und bezeichnen den Ort mit einem besondern Zeichen, um in oft sehr später Zeit das wirkliche Begräbnis zu feiern, bei dem die Knochen durch ein neues Feuer zu Asche verbrannt, Büffel geopfert und Leichenbankette abgehalten werden.

* * *

Was wird aus diesen schönen, starken, glücklichen Tuda eines Tages werden? Was wird mit ihren Nachbarn geschehen? Sie werden verschwinden, sich mit den benachbarten Rassen vermischen.

Ihre Individualität verschwindet täglich mehr. Seit der Kindermord verboten, der Wohlstand gewachsen ist, werden sie nach und nach Monogamen, vielleicht auch Polygamen. Schon tragen sie den Turban, sie werden Beinkleider und Jacke bald bequemer finden. Vielleicht werden sie sich auch zum Christentum bekehren. Dann werden sie sich mit den Hindus, den Muselmännern, den Eurasiern vermischen und ihr Blut im großen Ozean der menschlichen Familie verschwinden.

Ein Reisender, der das südliche Indien in ein paar Jahrhundert besucht, wird hier und da plötzlich eine Tuda-Physiognomie auftauchen sehen, das atavistische Zeichen einer sehr alten untergegangenen Rasse, und wird sagen: „Das ist ein Tuda, einer von denen, wie sie Breek, Marshall, Mantegazza photographiert haben.“ Vielleicht wird auch nie wieder einer von den schwarzen Patriarchen,

die ich mit so vieler Liebe studiert habe, erscheinen. So wie im Ozean sich alle Tropfen gleichen, mögen sie aus den Gletschern des Faulhorn oder vom Kinchinjunga, aus den Urwäldern des Kotopaxi oder von Neu-Seeland gekommen sein. Wenn alle diese Tropfen ihre Geschichte erzählen könnten, so würden sie uns das größte Gedicht der Welt liefern, sie würden uns die Geschichte aller Lebenden und Toten geben, von den Thränen eines Sterbenden bis zu dem Thautropfen, der beim Morgenrot in den Blütenblättern einer Rose gesammelt wurde; aber alle jene Tropfen, die hinuntergestiegen sind in das große Bett des Meeres, sie schlummern ein oder murmeln und rauschen dieselbe Sprache, und sagen uns, daß vom Mikrokosmos eines Atoms bis zum großen Kosmos des Universums sich die Wesen und Kräfte, die Aktionen und Reaktionen bekämpfen und wieder beruhigen, im Großen das Kleine wieder aufbauen, in der Ruhe der Mußestunde, den morgigen Kampf wieder vorbereiten, während die menschlichen Schatten am Horizonte dahingleiten, wie Nebel, der vor der aufgehenden Sonne sich zerstreut.

Achtes Kapitel.

Abreise von Utacamund. — Kurze Rast in Coonoor. — Chinin, Thee und Kaffee in Indien. — Von Madras nach Kalkutta. — Der Nepaul und seine Offiziere. — Einfahrt in den Ganges und der erste Eindruck von Kalkutta. — Der botanische Garten und das Museum. — Unmöglichkeit, sich ohne Kenntnis der hindostanischen Sprache verständlich zu machen. — Zwei schmerzliche und komische hierauf bezügliche Anekdoten. — Der zoologische Garten und die indische Gewerbe-Ausstellung. — Ein Besuch beim Prinzen Sourindro Mohun Tagore. — Ein Blick aus der Vogelperspektive auf die Stadt Kalkutta.

Mit einem gewissen Gefühl des Schmerzes verließ ich Utacamund, denn nach den ersten Tagen des Rausches litt mein armes, so reizbares und unverläßliches Nervensystem ziemlich stark unter dem bedeutenden täglichen Temperaturwechsel und der außerordentlichen Trockenheit der Luft. Im Sonnenschein wurde ich gar zu oft daran erinnert, daß wir unter dem 11. Breitengrade waren, und morgens und abends mahnte mich die kalte scharfe Luft, daß ich mich auf einer Höhe von beinahe achttausend Fuß befand. Ich litt fast unausgesetzt an Hexenschuß, an wütender Neuralgie und einer krankhaften Überreizung, die mich in wenigen Stunden von der äußersten Niedergeschlagenheit zur höchsten Erregung trieb. Dieselbe Wirkung habe ich auch in Salta in der argentinischen Republik empfunden, wo wir auch eine tropische Breite und große Höhe hatten. Viele Monate hindurch herrschte eine solche Trockenheit der Luft, daß sie eine eigentümliche Ausstrahlung der Erd- und Menschenwärme hervorrief.

Ich machte eine kurze Rast in dem Örtchen Coonoor, das, auf geringerer Höhe gelegen, meine Nerven wieder stärkte und meine überreizte, nervöse Empfindlichkeit beruhigte und sammelte hier neue Kräfte für meine lange, mühevolle Reise.

Ich logierte in Grays Hotel, das wundervoll gelegen und buchstäblich unter Bogengängen aus den schönsten Passionsblumen und riesigen Hecken von immer blühenden Heliotropen begraben war. Zwei Schritt vom Gasthause entfernt waren entzückende Gruppen von Baumfarren und immergrüne Wälder, von den schönsten Vögeln Indiens bewohnt. Mit welchem Entzücken verlor ich mich in jenen Straßen, zwischen jenen Strömen und Thee-Anpflanzungen! Auf einer meiner Streifereien war ich so glücklich, selbst einen kleinen Wald starker Cinchona in Blüte zu entdecken. Im botanischen Garten in Utacamund hatte ich nur einige kaum handhohe Pflänzchen gesehen, und der Gärtner hatte mir nicht sagen können, was es war. Hier dagegen ließ die Erinnerung an die Abbildungen, welche ich in Reisebüchern und pharmazeutischen Schriften gesehen, den Gedanken in mir aufsteigen, daß ich eine der wohlthätigsten Pflanzen der Welt vor mir hatte, und nachdem ich die eleganten Büschel der männlichen Blüten bewundert hatte, löste ich mit einem Messerchen ein Stückchen von der Rinde ab und stellte mit dem Geschmack die Diagnose der kostbaren Pflanze. Wenige Pflanzen habe ich mit größerem Jubel begrüßt als diese, wenigen Pflanzen habe ich einen größeren Tribut der Verehrung gezollt. Hoch, elegant, stark und schlank zugleich, mit Blüten, die mit einem üppigen Flaum bedeckt sind, mit jener sympathischen Bitterkeit, die jedes Gewebe durchdringt, erinnert der Chinarindenbaum an die männliche, aufrichtige Natur eines Gentleman.

Die Einführung des Chinins in Indien dankt man der Energie und rastlosen Ausdauer eines einzigen Mannes, Mr. Clements Markham, der die ersten Samen im Jahre 1863 von Amerika her einführte. Noch ist nicht ein Vierteljahrhundert verflossen, und schon sind in den Nil-Giri mehr als tausend Felder mit 570 000 ausgewachsenen Chinabäumen bedeckt. Den größten Teil der An-

pflanzung hat die Regierung gemacht, die Samen und Pflänzchen an Privatleute verteilt. In den Nil Giri werden folgende Arten angebaut: C. officinalis und C. succirubra; man hat aber auch die Einführung der C. calisaya, der C. pubescens, der C. lanceolata und der C. pitayensis versucht.

Von dem Zentral-Etablissement der Regierung in den Nil Giri hat sich der Chinarindenbaum über die Palmi-Hills im Bezirk Madura, über Wainad und den Staat Travankur ausgebreitet. Auch in Kurg, in den Bergen von Baba Budan in Mysore und im englischen Burma sind Anpflanzungen gemacht worden. Die blühendste von allen aber ist in Darjiling, wo mehr als zweitausend Acker mit dem Chinarindenbaum bedeckt sind.

Es mögen hier einige wirtschaftliche Resultate dieser ländlichen Industrie folgen. Im Jahre 1877—1878 betrug die Ernte der Regierung in den Nil Giri 138 808 Pfund, mit einer Einnahme von 35 875 L. Sterling und einer Ausgabe von 6977 L.

In Darjiling wurden 344 225 Pfund geerntet, die auf dem Platze selbst bearbeitet wurden und 5162 Pfund Chinin lieferten.

Indien produziert heute auch sehr viel Thee und den aus den Nil Giri, ebensowohl wie aus Sikkim habe ich vorzüglich gefunden. Die ersten Reisenden verbreiteten die falsche Nachricht, daß der Thee sein eigentliches Heimatland an den südlichen Abhängen des Himalaya habe, aber sie hatten den echten Thee mit dem Osyris nepalensis verwechselt. Der Thee wächst ursprünglich dagegen in Assam, und man findet ihn auch allgemein in den Bergen, welche sich im Thal des Brahmaputra und Barah befinden. Von hier aus wurde er in der ältesten und, wie Hunter sagt, prähistorischen Zeit nach China eingeführt. Im Jahre 1834 bildete sich unter der Regierung Lord William Bentinck's ein Komitee, um den Anbau des Thees in Indien einzuführen. Schon im folgenden Jahre wurden Samen und Pflanzen an alle verteilt, und 1839 bildete sich die Assam Tea Company, welcher die Regierung große Länderstrecken zu diesem Zwecke abgetreten hatte. Jetzt, um einen großen Sprung zu machen, betrug die Ausfuhr

indischen Thees nach England in den Jahren 78—80 nahezu 40 Millionen Pfund, und in Australien und in den Vereinigten Staaten wird diesem Produkt ein neuer Markt geöffnet.

Unterhalb Coonoor, wo der Thee vorzüglich gedeiht, findet man Kaffeeplantagen, in denen Schakale und Affen eine reiche Beute an kostbaren Samen machen, sofern nicht große Wachsamkeit von seiten der ausgestellten Schildwachen geübt wird.

In Indien ist der Kaffeebau auf den Süden beschränkt, obschon man ernsthafte Versuche gemacht hat, ihn im englischen Birma und im bengalischen Distrikt Chittagong einzuführen. Kaffee wird in Kurg, in den Bezirken Kadur und Hassan, in Mysore, in den Nil Giri und in Wainad gebaut. In den letzten Jahren wurde der Kaffeebau auch bis zu den Shevaroy-Bergen im Distrikt Salem und den Palmi-Hills in Madura ausgedehnt. Im Gegensatz zum Thee und zum Chinin wurde der Kaffee von Indiern in Indien eingeführt. Die Küste Malabar stand immer in direkter Beziehung mit Arabien und es scheint, daß ein Muselmann, Baba Budan, der eine Pilgerfahrt nach Mekka unternommen, diesen kostbaren Samen vor ungefähr zwei Jahrhunderten auf den Bergen in Mysore pflanzte, die darum später ihm zu Ehren den Namen Baba-Budan erhielten. Aber erst zu Anfang unsres Jahrhunderts legte ein englischer Pflanzer auf denselben Bergen eine große Kaffeeplantage an. Im Jahre 77—78 waren in Mysore 128 438 Morgen mit Kaffee bepflanzt, in Madras (Nil Giri, Salem, Malabar) 58 988, in Kurg 45 150, im ganzen also, mit Ausschluß von Travankur, 232 576. Die Total-Ausfuhr von Kaffee von Madras betrug 33 399 352 Pfund mit einem Wert von 1 355 643 Pfund Sterling. Im Jahre 1878—79 belief sich der Export auf 38 336 000 Pfund, die einen Wert von 1 548 481 Pfund Sterling repräsentierten.

Diesen trockenen Ziffern will ich eine komische Notiz hinzufügen. In ganz Indien erzählt man sich, daß der beste Kaffee der Schakal-Kaffee ist, nämlich derjenige, welchen man aus den trockenen Exkrementen der Schakale auslíest. Diese Tiere fressen

die zuckerhaltigen Früchte der Coffea und lassen die Bohnen unverändert durch ihre Eingeweide hindurchgehen.

Jetzt muß ich auch Coonoor verlassen, das heiße, übelriechende Madras wiedersehen und mich auf dem Nepaul, der mich nach Kalkutta bringen soll, einschiffen.

Ein schönes Schiff, der Nepaul, aber welche Ruhe, welche Pedanterie bei den englischen Offizieren! Mögen die Engländer es mir verzeihen, wenn ich ihnen das übel nehme, ich habe sie ja oft genug gelobt. Auch die Engländer sind nicht unfehlbar. Auf dem Verdeck kann man nicht rauchen, sondern in einem ganz beschränkten, von zwei mathematischen Linien begrenzten Raum. Und doch möchte ich die Miß oder Lady sehen, und wäre sie noch so empfindlich, die durch eine auf hoher See, oder auf dem Verdeck eines dahinfahrenden Dampfers gerauchte Zigarette belästigt würde. Wenn ein armer Passagier zur Stunde des Mittagsessens leidend ist und nicht zu Tische gehen kann, so muß er erst vom Schiffsarzt die Erlaubnis haben, um nicht Hungers zu sterben und etwas auf dem Verdeck oder in den Kajüten essen zu können. Und das ist noch gar nichts! Als wir im Ganges vor Kalkutta vor Anker lagen, ließen uns die Offiziere des Nepaul unser ganzes Gepäck auf eine indische Barke schaffen, ohne uns zu benachrichtigen, daß das Dampfboot seinen Platz ändern müsse, um sich nach dem Zollamt zu begeben. Ohne uns einen Laut zu sagen, setzte sich der Nepaul wieder in Bewegung und zog die Barke mit dem Gepäck durch die Wogen hinter sich her. In breiten Wellen drang das Wasser in das kleine, leichte Fahrzeug, durchnäßte alles, und ein wahres Wunder war es, daß die armen Indier mit unserem unzähligen Gepäck nicht in den heiligen blonden Fluten des Ganges untergingen. Und als ich den befehlshabenden Offizier ärgerlich darüber zur Rede stellte, antwortete er mir kalt: „Haben Sie mich etwa danach gefragt?“ Ah, stolzes England! Du könntest groß und mächtig sein, ohne unhöflich zu sein, und ein wenig von der lateinischen Grazie würde Dein strenges, starkes Profil durchaus nicht verderben!

Der Nepaul fuhr sehr gut. Madras verließ ich gegen Abend am siebenten Februar, und schon am zehnten abends warfen wir vor Kalkutta Anker. Die Einfahrt in die gelben Wasser des Flusses ist schmutzig und melancholisch. Sandbänke, niedrige Sträucher, dann niedrige Wälder am Wasser; hierauf indische Dörfer aus Schlamm mit einigen Kuli-Gruppen. Je mehr man sich der Hauptstadt des indischen Kaiserreiches nähert, desto stärker wird die Vegetation, und Landhäuser, von hohem Bambusrohr und Bäumen mit scharlachroten Blüten umgeben, tauchen überall auf. Die Barken der Eingeborenen sind sehr eigentümlich. Sie sehen aus wie die Papierboote der Kinder, mit einem Holzhäuschen und einem so hohen Steuerruder, daß das Ganze einem Katafalk gleicht.

Überall Scharen von großen und kleinen Geiern und schwarzen Fischern, die vom Ufer aus ein Netz auswerfen, das dem italienischen razzaglio ganz gleich ist.

Die Landung in Kalkutta ist nicht heiter. Die Luft ist feucht, warm und schwül, und der erste Anblick ist wahrlich nicht schön. Fünfzig oder sechzig Hindus jeden Alters und Geschlechts stecken in dem schlammigen Wasser und waschen (?) Kleider und Haut zu gleicher Zeit. Runzeln, Narben, wie Säcke herunterhängende Brüste, aufgetriebene Bäuche oder schwindsüchtige Glieder, alles menschliche Elend plätschert lustig in dem aufgerührten Schlamm herum, den sie mit heiliger Weihe und Andacht an die Lippen drücken. Auf dem festen Lande erwarten mikroskopische Barbierläden und Läden von Gesichtermalern jene Menschen, um sie nach heiliger Vorschrift zu rasieren, zu malen und ihnen das heilige Zeichen ihrer Kasten auf die Stirn zu zeichnen.

Auch als ich tiefer in die Stadt eindrang, war mir der Anblick von Kalkutta wenig sympathisch. Einstöckige und zweistöckige Häuser, alle mit Balkons, weiß getüncht, oder besser gesagt schmutzig, von denen der Putz abgefallen war, mit Säulen oder Halbsäulen an der Fassade. Alles schwerfällig und eintönig, schmutzige, staubige, übelriechende Straßen, auf den ärmsten Häusern Exkremente von Rindvieh, die zum Trocknen an die Mauern ge-

klebt sind und der Hindu-Bevölkerung ein sparsames, billiges Brennmaterial liefern. In vielen Straßenwinkeln habe ich Frauen und Kinder im Schmutz sitzen und damit beschäftigt gesehen, jenes parfümierte Pflaster aufzukleben.

Die Bevölkerung ist hier viel einheitlicher als in Bombay. Keine vielgestaltigen und vielfarbigen Turbane mehr, nicht mehr die sieben Farben des Regenbogens auf dem Kopf und in den Kleidern, aber alle Männer mit bloßem Kopf, mit kurzem, schwarzem Haar und weißen Kleidern, die in Form eines Mantels drapiert sind. Man glaubt sich ins alte Rom versetzt. Fast keine Frau oder nur sehr wenige aus den niedersten Klassen, die ungeheuere Ringe in den Nasen tragen. Die Männer sind schön, groß, weniger schwarz als die Bewohner von Madras, mit arischem Typus. In den belebten Straßen Pferdebahn, Droschken erster und zweiter Klasse, Sänften.

Ich lasse mich nach dem Great-Eastern Hotel tragen, dem besten in Kalkutta, das sich aber als sehr schlecht erwies. Ich habe Nr. 93 im dritten Stock inne und überall auf den Treppen, in den Gängen finde ich menschliche Haufen von liegenden, hockenden, sitzenden Dienern. Wenn es überhaupt möglich wäre, so würde ich sagen, daß die Bedienung hier noch schlechter als in Bombay sei.

12. Februar.

Endlich regnet es! Seit ich in Indien bin, habe ich mich nach ein wenig Regen gesehnt, aber er hat nur den Schmutz und Schlamm in Kalkutta, die bewußten Häufchen an den Wänden und alles Übrige zur Gährung gebracht und es kommt mir vor, wie wenn ich vom Kopf bis zu den Füßen in einem Düngerhaufen steckte. Ich denke an Hiob, leider aber besitze ich nicht dessen Philosophie.

Ich mache einen Ausflug nach dem botanischen Garten, der sehr weit entfernt ist, und sehe nichts als schlammige Bauerhäuser mit kleinen von Schwingfaden (Oscillaria) grün gefärbten Teichen, in denen Männer und Kinder wie Frösche herumspringen mit der

kühnen Behauptung sich zu waschen. Nach so viel Schmutz und so vielen Häuschen erscheint einem der Botanical Garden, einer der schönsten der Welt, wie eine mit Smaragden und Wohlgerüchen gefüllte Schale. Seine Geschichte datiert seit etwa einem Jahrhundert her, weil er im Jahre 1786 von der Ostindischen Compagnie gegründet wurde, aber die fruchtbare Natur der Tropen hat bald ihre Hand im Spiel gehabt, und heute ist er mit seinen 272 Morgen Land, mit seinem Flusse, seinen kleinen Seen, seinem unübertrefflichen Palmetum mit seinen Alleen aus Mahagonibäumen eine Wonne fürs Auge, ein Paradies für den Botaniker. Zwei große Treibhäuser mit Orchideen würden den vortrefflichen Direktor des botanischen Gartens in Hamburg mit Neid erfüllen. Das Schönste von allem aber ist der kolossale Banianenbaum oder Ficus religiosa, der in einem nur hundertjährigen Leben ein Gebiet von 800 Fuß Umfang bedeckt, einen Stamm von 51 Fuß in der Runde hat, und der von seinen Zweigen 170 Luftwurzeln herabhängen läßt, die bis zum Boden reichen und einen förmlichen Wald bilden. Mit Rührung wird man auch das Denkmal, welches dem Andenken des großen Botanikers Dr. Roxburgh errichtet wurde, betrachten. Aus den entzückenden Beeten ringsum hört man die berühmten Namen seiner Kollegen ins Ohr flüstern, die eines Wallich, Griffith, Falconer, Thomson, Anderson.

Im Museum kann man auch die ganze üppige Launenhaftigkeit der Natur in der Fabrikation von Hörnern bewundern. Mir aber wurde erzählt, daß ein Privat-Museum in Lahore das gehörnteste in Indien und auf der ganzen Welt wäre. Von den kleinen ahlenförmigen Hörnchen des Moschustieres bis zu den ungeheuren Hörnern des wilden Büffels und den spiralförmigen der Gazelle steigt man hinauf bis zu den kyklopischen, knotenreichen Hörnern des Steinbocks vom Himalaya. Ohne Zweifel können die Museen von Kalkutta und Lahore den Stolz der glücklichsten Ehemänner des lateinischen Europa zu Boden schmettern.

Der liebenswürdige italienische Konsul gab mir zu Ehren zwei Diners, eins üppiger als das andere, und machte mir die

Honneurs der Stadt mit der ausgesuchtesten Höflichkeit. In jenen fernen Regionen vertritt er Italien in der würdigsten Weise, und wer ihn gekannt hat, wird seinen Namen zu den liebsten Erinnerungen seines Lebens rechnen.

Ganz besonders unbequem, und für Kalkutta ganz merkwürdig, ist für den armen Reisenden die vollständige Unkenntnis der englischen Sprache bei Kutschern, Dienern, Aufwärtern und jeder Art von Personen, mit denen man jeden Augenblick in der notwendigsten Weise in Berührung kommen muß. Nicht einmal der Portier im Great Eastern Hotel konnte englisch. Hier mögen zwei Anekdoten, in denen ich das Opfer wurde, zur Illustration folgen.

Eines Tages wollte ich jene liebenswürdigen Leute, die ich schon dem Namen nach kannte, und mit denen ich durch mein Museum eine wissenschaftliche Korrespondenz angeknüpft hatte, persönlich kennen lernen, und so ließ ich dem Kutscher durch den Hotelbesitzer erklären, daß ich nach dem Wohnsitz der Asiatic Society of Bengal wollte. Very well, und der Kutscher deutete durch Kopfnicken an, daß er sehr wohl verstanden hatte, wohin er mich fahren sollte, statt dessen aber fuhr er mich nach dem Museum. Dort neue Besprechungen mit dem Portier des Museums, neue Erklärungen seinerseits für den schon zitierten, nie genug zu lobenden coachman. Auch diesmal hatte er mich sehr gut verstanden, und er fuhr mich nach der Bibliothek. Neue Auseinandersetzungen mit einem Beamten, der es dem nie genug zu lobenden Kutscher zum dritten Male erklärt. Zum dritten Male versteht er sehr gut und bringt mich nach einer Elementarschule, wo der Hindu-Pädagog zum größten Jubel der lärmenden, vielfarbigen Köpfchen den Unterricht unterbricht, um dem äußerst intelligenten coachman zu sagen, wohin er mich bringen soll. Vierte Abfahrt und vierter Irrtum. Ich werde nach einem Kirchsprengel der Stadt gefahren, der sich zufällig in der Nähe der Madrassa oder Schule der Muselmänner befindet, deren Direktor der sehr gelehrte, in Indien ansässige deutsche Professor Hoerner ist, der zugleich ein

Haupt=Matador der Asiatic Society of Bengal ist. Der Sekretär belehrt den nie genug u. s. w. coachman, daß er mich zum Professor Hoerner fahren soll. Dorthin wollte ich eigentlich nicht gehen, aber jener liebenswürdige Mann wurde mir Führer und Leiter bei meinen späteren Nachforschungen und lud mich außerdem nach einigen Tagen zum Mittagessen ein.

Aber die Society of Bengal sollte mir bis zum letzten Augenblick verhängnisvoll werden. Als Tag und Stunde gekommen waren, um mich zum Professor Hoerner zu begeben, lege ich meinen Frack und meine weiße Kravatte an, wie es im englischen Indien unumstößliche Vorschrift ist, und lasse dem Kutscher erklären, daß er mich nach der Madrassa bringen solle. Diesmal bin ich meiner Sache ganz sicher. Madrassa ist kein englisches Wort, die muselmännische Schule ist in ganz Kalkutta berühmt, und so werde ich unfehlbar dorthin gefahren werden. Aber trott, trott, trott, je länger ich fahre, desto mehr nehme ich wahr, daß ich mich von meinem Ziel entferne. Ich sehe unbekannte Straßen, unmögliche Stadtviertel .... Stop, stop, und um meinen coachman zum Stoppen zu bringen, ziehe ich ihn an der Jacke; er stoppt. Durch Gesten, Worte, Flüche mache ich ihm begreiflich, daß ich nach der Madrassa fahren will, und daß wir in ganz entgegengesetzter Richtung fahren. All right! Diesmal hat er verstanden! Aber er trabt und trabt und galoppiert, eine Viertelstunde später bin ich weiter denn je von meiner Madrassa. Die Essensstunde ist vorüber; mein Chapeau claque nimmt unter meiner konvulsivischen Hand die barockſten Gestalten an, als ob er mich verhöhnen wollte, meine weiße Kravatte hat bereits die ganze Windrose durchlaufen. Endlich stürze ich aus dem Wagen und appelliere an das Volk: „Does nobody speak english here?“ Da tritt ein sehr höflicher Hindu vor und ich erkläre ihm meine Verlegenheit. Er hält dem coachman, einem würdigen Bruder des ersten, mit dem ich mich auf die Erforschung der Asiatic Society begeben hatte, eine lange Rede, und diesmal fuhr er mich wirklich zum Hause des Professors Hoerner, von dem ich in

der liebenswürdigsten Weise empfangen wurde und der mir seine reizende Frau und einen der Sekretäre der Society of Bengal vorstellte.

In Kalkutta besuchte ich auch den zoologischen Garten, der sehr schön und reich an den seltensten Tieren ist. Ich bewunderte dort einen schwarzen Panther, den ich zum ersten Male sah, drei Orang-Utang, einen prachtvollen Tiger, Fasanen aller Farben, ein grünes Chamäleon neben einem rosafarbenen, welche wirklich einer Parodie auf das menschliche Leben glichen.

Gerade zu jener Zeit war in Kalkutta eine Exhibition ot Indian Art Manufactures geöffnet, die ich mehrmals besuchte. Ein vorzüglicher Katalog diente mir als Führer und umschloß alle neunzehn Klassen, in welche die reiche Auslage geteilt war, vom Silber- und Goldgewebe, das mit Edelsteinen geschmückt war, bis zur einfachsten rohen Seife hinunter, alle Zweige des indischen Gewerbfleißes. Neben den archaischen Erzeugnissen einer seit Jahrhunderten unbeweglichen Kunst sah man die neuen Nachahmungen der englischen und die metamorphosierten Produkte, welche die eine mit der andern verbinden. Der Katalog bezeichnete auch den festen Preis eines jeden Gegenstandes, und der größte Teil war verkäuflich.

Freund De Gubernatis, der schon seit langer Zeit ein halber Indier ist, hatte mir unter anderen Briefen für Indien auch einen Empfehlungsbrief an den Fürsten Sourindro Mohun Tagore gegeben, und so ließ ich mich eines Tages nach seinem Palast, nämlich nach dem Pathuriaghata Raj Bati fahren, wobei ich die schmutzigsten Straßen von Kalkutta passierte. An der Thür stand ein unmöglicher, ganz scharlachroter Soldat mit einem unmöglichen Gewehr, das er wie einen Besen hielt, mit von Kokosnußöl triefenden Haaren und einem wahren Ölgemälde im Haut-Relief, welches das Zeichen Wischnus darstellte, auf der Stirn, Schildwache. Ich übergab meinen Brief und wurde in einen kleinen Salon geführt, wo ich sehr lange antichambrieren mußte. Nach langem Warten kam der Sohn des Fürsten, ein schöner,

nach römischer Weise mit einem weißen Mantel bekleideter Jüngling. Während wir eine englische Unterhaltung begannen, kam der Vater mit römischer Toga und orientalischer Höflichkeit. Er sprach sehr gut englisch. Mit aufrichtiger Dankbarkeit sprach ich von den prächtigen Musikinstrumenten, welche er unserem Könige zum Geschenk gemacht hatte, und die jetzt ein reicher Schmuck des prähistorischen und ethnographischen Museums in Rom sind, und so interessierte ich ihn auch für mein Museum in Florenz. Er versprach mir auch etwas zu schicken, fragte mich nach De Gubernatis, nach Italien, nach der von mir gepflegten Wissenschaft und zeigte sich durchaus als vollendeter Gentleman. Er schenkte mir eins seiner reich gebundenen Werke und als ich mich verabschieden wollte, überreichte er mir ein Rosenboukett, das er selbst mit einem kleinen goldenen Löffel mit Rosenessenz begoß, welche in einer kostbaren goldenen Urne, die einen wahren Schatz wert war, enthalten war. Als ich sah, daß er sich anschickte, mich bis zum Parterre, ja bis zur Thüre des Palastes zu begleiten, wollte ich ihn daran hindern, aber mit vieler Würde antwortete er mir: „Mit Personen Ihres Ranges thue ich es immer.“ Und so ließ ich ihn machen, und während die scharlachrote Schildwache militärisch grüßte, fuhr ich, von einer solchen Aufnahme tief ergriffen, davon.

Prinz Sourindro Mohun Tagore gehört zu einer Fürstenfamilie aus brahmanischer Kaste, die aber Dissidenten sind und die ihr Haupt nicht unter die intoleranten Forderungen des Brahmanismus beugen wollten, und da sie sehr reich sind, so haben sie es ungestraft thun können. Er ist, ich weiß nicht wie vielmal, Millionär, hat tausende und abertausende von Dienern, schreibt Musik und Musikgeschichte und betet Orden und akademische Titel, die bei ihm zu hunderten zählen, an. Sein Versprechen hat er gehalten und für mein Museum eine Sammlung von Gegenständen geschickt, die von den ärmsten Klassen in Indien gebraucht werden

Vom Vizekönig, Lord Ripon, zum Mittagessen eingeladen, mußte ich die höfliche Einladung ablehnen, weil Sikkim mich

erwartete und die Luft von Kalkutta mir unerträglich wurde. Ich ging nach dem Palast, um meinen Namen in zwei dicke Bände einzuschreiben, wie man es bei Ihren Majestäten dem König und der Königin von Italien macht, und brieflich bat ich ihn um Entschuldigung, daß ich nicht zum Essen kommen konnte. Aber in der liebenswürdigsten Weise erbot er sich, mir ein sehr seltenes Buch über Indien zu verschaffen, und ich nahm an. Er ist der erste katholische Vizekönig von Indien und wurde von den Anglikanern zuerst mit sehr übler Laune empfangen; aber er war so unparteiisch und so zuvorkommend, daß er sich die Sympathien aller erworben hat.

Für einen Italiener, der nach Kalkutta geht, ist die wichtigste Person Herr Politti, der eine piemontesische Konditorei hat, in der man Wermut aus Turin, neapolitanisches Eis und sogar schäumenden Asti trinken kann. Ein sublimer Koch, ein Gentleman, kann er ein Mittagessen herstellen, wo Risotto à la milanese, toskanische Fleischklößchen und neapolitanische Maccaroni den vom fortwährenden Pfeffer und curry, den man in Indien immerfort schlucken muß, angegriffenen Magen wieder restaurieren. Wenn der Vizekönig nach Simla geht, so begiebt sich Politti ebenfalls zur Saison dorthin, und sowohl in Simla wie in Kalkutta bringt er sein Schäfchen zur Ehre Italiens ins Trockene. Hosianna dem braven Politti!

Wir wollen Kalkutta nicht verlassen, ohne ihm einen Gruß aus der Vogelperspektive gegeben zu haben. Bei der Volkszählung im April 1881 hatte sie eine Bevölkerung von 684 658 Seelen, von denen 433 219 in der Stadt und 251 439 in den Vorstädten waren.

Obgleich diese Bevölkerung keine so polychrome ist wie die von Bombay, so gab sie doch bei ihrer Analyse folgende Resultate:

Stadt.

Hindus	278 762
Mohammedaner	124 430

Christen	26 430
Brahmanen	423
Buddhisten	1721
Juden	982
Parsen	141
Sikki	278
Andre	52

Vorstädte.

	Männliche.	Weibliche.	Total.
Hindus	87 415	62 515	149 930
Mohammedaner	57 121	39 462	96 583
Christen	2019	2029	4048
Andre	650	228	878
	147 205	104 234	251 439

Das außerordentliche Mißverhältnis zwischen beiden Geschlechtern wird für mich nicht allein durch das Vorherrschen der granwidowers erklärlich, sondern auch durch den Kindermord, der, mag er auch noch so streng von der englischen Regierung unterdrückt werden, doch zu viele Mittel und Wege kennt, um sich dem wachsamen Auge der Gerechtigkeit nicht zu entziehen. In den letzten Kapiteln dieses Buches, in denen ich die indische Gesellschaft studieren werde, wird sich die Gelegenheit bieten, auf diese schmerzliche Erscheinung wieder zurückzukommen.

Kalkutta liegt an der äußersten Grenze der tropischen Zone, nämlich unter 22°, 33 nördlicher Breite, hundert Meilen vom Meere, zwischen dem linken Ufer jenes westlichen Armes des Ganges, den die Europäer Hooghly und die Eingeborenen Bhagiratti nennen, und dem wahren Ganges. Kalkutta liegt auf dem Alluvialboden des Ganges-Delta und nur 16 bis 18 Fuß über dem Niveau des Meeres. Das Klima gehört nicht zu den gesundesten, da es heiß und feucht ist, aber ist doch immer weniger glühend

als das andrer Binnenländer Indiens, da es die Wohlthat der Seebrise genießt.

Kalkutta wird heilig sein, so lange man will, und wird auch die Hauptstadt des indischen Kaiserreiches bleiben, wenn sie auch den Eindruck macht, als ob sie auf allen Seiten aus den Fugen ginge, wenigstens was die indische Architektur anbetrifft. Die strengen, reichen Paläste der englischen Regierung bilden einen traurigen Kontrast zu den zerfallenden und zerbröckelnden Häusern der Bengalen. Die Meinung des Vizekönigs selbst über Kalkutta kann von meiner nicht sehr verschieden sein, da er die Hälfte des Jahres in Simla am Fuße des Himalaya zubringt. Übrigens halten sich auch die Gouverneure von Bombay und Madras so wenig wie möglich in ihren heißen Städten auf und flüchten sich oft und gern nach den Ghats und Nil Giri.

Gegen Abend giebt sich die schöne Welt von Kalkutta ein Rendezvous in den öffentlichen Anlagen, genannt Eden Garden, die von Lady Eden, der Schwester Lord Aucklands, des Generalgouverneurs von Indien, dessen Statue man in demselben sieht, entworfen und angelegt worden sind. Auch Sir William Peel ist dort ein Marmordenkmal aufgerichtet worden. Es befindet sich dort auch eine birmanische Pagode, die im letzten Kriege 1854 von Birma hierhergebracht und im Eden Garden aufgerichtet worden ist. In diesem köstlichen Garten ist das Rauchen verboten!

Das eigentümlichste Bauwerk von ganz Kalkutta ist die berühmte Brücke von Hooghly, welche die Stadt bei Howrah verbindet, die 18 Lac Rupien (vier und eine halbe Million Lire) gekostet hat und die vielleicht einzig in ihrer Art ist. Es ist eine schwimmende Brücke und öffnet sich in der Mitte, um für die den Ganges hinauffahrenden Schiffe den Weg frei zu lassen, ist 1530 Fuß lang und 48 breit. Sie wurde im Jahre 1873 erbaut.

Die nennenswertesten Gebäude in Kalkutta sind Fort William, Government House oder der Palast des Vizekönigs, das Town Hall, das 1804 von den Einwohnern von Kalkutta errichtet worden ist, das sieben Lac Rupien gekostet hat, zu den meetings,

Konzerten und Bällen benutzt wird, und einen Saal von 162 Fuß Länge und 65 Fuß Breite hat; das Legislative Council Office, High Court, Currency Office, in italienischem Baustil, die Münze, Zollamt, Post, ein prächtiges Gebäude mit korinthischen Säulen.

Kalkutta hat 27 dem protestantischen Kultus geweihte Kirchen, acht katholische und acht, die andren Religionen angehören. Die Kathedrale ist St. Paulus gewidmet.

Man sollte auch nicht unterlassen, die Brahmo Somaj oder die deistische Kirche zu besuchen, welche vom Rajah Ram Mohun Roy, dem ersten Reformator der Hindureligion nach der Einnahme Englands, gegründet worden ist.

Es ist merkwürdig, aber wahr, daß die orthodoxen Hindu keinen öffentlichen Tempel in Kalkutta haben. Der kleine Tempel der Göttin Kali, der indischen Schutzpatronin von Kalkutta, befindet sich in Kalighat an den Ufern des Nullah. Der Hindukultus wird entweder an den Ufern des Flusses oder in Privathäusern gefeiert.

Es giebt hier viele Erziehungsinstitute und es genügt, wenn ich das Hindu College, University Senate House, Hare School, Presidency College, Sanskrit College, Medical College, Calcutta Madrassa (das wir schon kennen), Bishops College, die berühmte La Martinière, welche den Namen des bekannten französischen Abenteurers trägt, der, als einfacher Soldat in Indien angekommen, im Jahre 1808 in Lucknow starb, indem er ein Vermögen von 477 101 Pfund Sterling hinterließ, die Free Institution ꝛc.

Trotz aller dieser Paläste, aller dieser Monumente, dieser Schulen ist Kalkutta doch eine greuliche Stadt, in welcher der Mensch nicht ohne beständige Lebensgefahr atmen kann, in der jede tägliche Poesie erloschen und jede Freude verbittert ist.

Neuntes Kapitel.

Von Kalkutta nach Darjiling. — Der Kinchinjunga. — Der Markt in Darjiling und der Ankauf eines Chonga. — Die Puharrie. — Ausflug nach dem Bhutea Bustee. — Mein Bild in den Wolken. — Der Himalaya und die Alpen. — Kavalkade nach Rundschit. — Ein Kampf mit Bhutia-Mädchen, Mister Partridge. — Meine Arbeit in Sikkim. — Die Hausierer in Darjiling. — Abreise.

Es gibt wohl wenige Reisen, die größere Aufregungen verursachen als die, welche man auf dem Wege von Kalkutta nach Darjiling empfindet.

Kalkutta möge mir verzeihen, oder wenigstens, indem es mich verdammt, mich durch meine weibliche, hysterische, mit tiefen Antipathien und glühenden Sympathien durchtränkte Natur entschuldigen, denn ich war so glücklich, eine staubige, schmutzige, fast möchte ich sagen, an chronischen Flechten und Knochenfraß erkrankte Stadt zu verlassen, mit dem Staube ihrer Straßen, der nur Dünger in Staubform ist, mit ihrer Backofen- und Latrinenluft, wo ich zugleich alle Cholera-, Typhus-, Diphtheritis-, Dissenterie- und ansteckende Fieber-Baccillen zu atmen glaubte. Und als ich die unermeßliche indische Ebene mit ihren reichen Baumwollen-, Mohn-, Indigo- und Ricinusfeldern, mit ihren Kokosnußwäldern, ihren schlammigen, kleinen Flüßchen, hinter mir verschwinden sah, da fühlte ich mich glücklich und sah mit einer spöttischen Grimasse zurück, wie wenn ich der stinkenden Stadt Kalkutta den schwierigen Streich gespielt hätte, lebendig ihren Harpyenkrallen zu entrinnen.

Lächelnd grüßte ich die grauen, indischen, wie Nester unter den Palmen verborgenen Dörfer, mit ihren auf Pfählen über der Erde hängenden kleinen Hüttchen, die als Vorratskammern dienen, und die auf diese Weise vor den Tausenden von raubgierigen Feinden jenes fruchtbaren Erdteiles geschützt werden.

In einem Dampfboot kreuzt man den blonden Ganges und findet auf demselben ein gutes Mittagessen bereit, dann nimmt man den Zug mit ganz kleinen Waggons, in denen man sich kaum bewegen kann. Aber es schadet nichts, ich hätte mich in ein Pfeifenfutteral einschließen lassen, um nur dem heiligen Schlamm Kalkuttas entfliehen zu können.

Nach einer nicht gerade sehr gut verbrachten Nacht verließ ich den Zug nach Siliguri und bestieg einen Dampftram mit mikroskopischen, ganz kleinen Waggons.

Diese Bahn ist eins der Wunderwerke unsres Jahrhunderts. Von Kalkutta nach Darjiling mißt sie 580 Kilometer, aber erst nachdem man Siliguri passiert hat, steigt sie mit schwindelnder Schnelligkeit bis zu 2325 Meter Höhe an. Auf einer Strecke von nur 81 Kilometern auf dem Gebirgsrücken bietet diese verwegene Bahn eine Steigung von 4,5 und sogar 7 Prozent, oder durchschnittlich ungefähr 28 auf tausend und Kurven von nur 21 Meter Höhe. Nirgends auf der ganzen Straße ein Geländer, und ein englischer Ingenieur lachte mich aus, als ich ihn fragte, ob Unglücksfälle auf jener Bahn häufig wären. „Sie sind hier so sicher wie in Ihrem Bett.“ Aber die stolze Sicherheit jenes braven Ingenieurs genügte nicht, um mich vor Schwindel und Blenden zu bewahren. Mehr als einmal lief die Bahn so dicht zwischen dem Rande des Abgrunds und der steilen Bergwand dahin, daß es mir vorkam, als ob ich zwischen den Abgründen hinge oder durch die Luft flöge, wie eines Tages unsere Nachkommen in Maschinen fliegen werden, die noch nicht erdacht sind. Und immer vorwärts, bald hinauf, bald herab, jetzt drehten wir uns um uns selbst wie zwischen den Spiralen einer Wendeltreppe, und wenn wir glaubten an den Felsen zu zerschellen, so bogen wir in ein

neues, wie ein Abgrund tiefes und enges Thal ein, aus dem der würzige Duft von Palmen und Bambus zu uns hinüberdrang, indes ein eisiger Windstoß uns ins Gesicht blies, der vor wenigen Minuten einen Gletscher geküßt. Bald benahm uns ein Nebel so dicht wie Schneestaub den Ausblick und den Atem, bald umgab uns ein warmer, leuchtender Sonnenstrahl mit einem goldenen Heiligenschein; und zwischen Nebel und Sonne erschien am Rande der wunderbaren Straße ein kleines Bildchen mit ein paar Farrenkräutern, weiter unten streckten Riesenbäume ihre kraftvollen Arme zum Himmel empor. Hunderte von Orchideen und Samtteppiche von phantastischem Baummoos bedeckten die Wipfel und smaragdgrüne Schlangen liefen an den fruchtbaren Stämmen empor.

In Korseong, dem man das Chinesische auf eine Meile weit anmerkt, sieht man die ersten Zöpfe, die ersten geschlitzten, falschen Augen, die ersten platten Gesichter von der Farbe der reifen Bohnen, und tritt — ein Humor der Landschaft — um zu frühstücken in ein aus Zink und Holz erbautes Schweizerhäuschen, wie man sie zu Tausenden in den prosaischesten Gewerbsstädten Europas sieht, das aber dem Auge an dieser Stelle so weh thut, daß man Lust bekommt, es in die Arme zu nehmen und ins tiefe Thal hinunterzuschleudern.

Um vier Uhr kommt man nach Darjiling. Es war Zeit, denn in den vierundzwanzig Stunden, die zwischen der Abreise von Kalkutta und dem Anblick der ersten Vorläufer des Himalaya verfließen, sind die verschiedenartigsten Eindrücke mit einer Schnelligkeit auf einander gefolgt, daß sie eine apathische Betäubung wie nach einem schlecht zubereiteten Bade zurücklassen. Das sind schottische Douchen auch für die Seelen, und wenn sie vielleicht dazu dienen, Nerven und Gehirn für künftige Kämpfe zu stählen, wenn wir nach und nach hinaufsteigen, so verursachen sie uns doch die Narkose des Opiums. Verdaue einer, wenn's gefällig ist, in wenigen Stunden Farrenkraut, Palmen, eisigen Nebel und glühende Sonnenstrahlen, den Schwindel, den Eisenbahn und Abgründe erregen, Düfte von in den Wolken hängenden Orchideen, brausende

Ströme und das Erscheinen von Papageien, Affen, gelben, schwarzen und weißen Menschen, das wirre Gesumme unbekannter Sprachen und die spöttischen Grimassen von Leuten, die einen nicht verstehen, und dann sage man, ob einem noch Vernunft genug bleibt, um eine für das Ich passende Unterkunft und eine mögliche Lage für dessen Bewußtsein zu finden.

In Darjiling stieg ich aus und suchte im Nordosten die große Kette des Himalaya, aber die Wolken verhüllten sie mir. Das war ein wirkliches und christliches Mitgefühl der göttlichen Vorsehung; denn in jenem Augenblick dem dümmsten, durchgerüttelten und geschüttelten Menschen das erhabenste Schauspiel unseres Planeten zu zeigen, wäre gerade so gewesen, wie wenn man einem Eunuchen die Venus Aphrodite in die Arme gelegt hätte.

Weder Omnibus noch Wagen, noch Karren erwarteten uns an der Station in Darjiling, statt dessen aber ein lärmender Haufen kleiner, schmutziger Leptscha-Frauen, die mit ihren Binden von geflochtenem Stroh vor der Stirn sich unseres Gepäcks bemächtigten und es für wenige Soldi bis zu Doyles Hotel, an das man uns gewiesen hatte, trugen. Es scheint aber, daß unsre Gesichter mit nicht zuviel Wohlwollen von seiten des Herrn Doyle betrachtet wurden, denn er wollte uns keine Gastfreundschaft gewähren, und ließ uns im Hofe stehen, indem er Gründe für seine Weigerung anführte, die nur Ausflüchte waren, und so wenig vernünftige Ausflüchte, daß sie echte und rechte Lügen waren. Meine Visitenkarte mit ihren respektiven Titeln jedoch schlug Gründe, Ausflüchte und Lügen in die Flucht, und das um so leichter, als ich Herrn Doyle überzeugen konnte, daß ein vom italienischen Konsul in Kalkutta am Morgen in seinem Hause angekommenes Telegramm wirklich an mich gerichtet war. So war es. Der Name Mantegazza, dessen Aussprache englischen Lippen so schwer fällt, ist für mich in Indien verhängnisvoll gewesen. Keiner konnte ihn buchstabieren, und wenn es John Bull nach unendlichen Anstrengungen und Schweiß gelungen war, alle Silben zu erfassen, dann empfand

er eine Art von Schrecken, und es kam ihm vor, wie wenn er einen Briganten vom Sila-Walde vor sich habe.

Und doch war Mr. Doyle ein braver Mensch. Er ist einer der geschicktesten Photographen Indiens und hat vom Kinchinjunga Negative gemacht, die eine goldne Medaille verdienen würden, und der, als ich über meine Mißerfolge, den Himalaya auf meinen Augenblicksplatten von Munkoven festzuhalten, entmuthigt, ihm meine Mißgeburten zeigte, mir antwortete: Ich habe hundertundfünfzig schlechte Photographien gemacht, ehe mir eine anständige gelungen. Vom Photographen wurde er Wirt, Theepflanzer und Theehändler, und jetzt hat er ein schönes Vermögen und macht die Honneurs seines Hauses mit dem Herzen eines biblischen Wirtes und den Manieren eines Gentleman.

Wenige Augenblicke später hatte man uns ein ganzes Häuschen zur Verfügung gestellt, ein wirkliches Schweizerhäuschen aus Zink, Holz, Glas und auch ein bischen Mauerwerk. Ich hatte ein Schlafzimmer, in dem ein lustiges Feuer aus Magnolien- und Rhodhodendronholz prasselte, und mit meinen Reisegefährten einen gemeinsamen Salon, das Ex-Laboratorium des Photographen. Vor der Veranda waren die schönsten Orchideen der Welt aufgehängt, doch hielten sie ihren Winterschlaf und grollten den scharfen Nebeln des Februar.

Den übrigen Teil des Tages verbrachte ich in der heitersten Laune, indem ich meine Karten, meine Bücher, meinen photographischen Apparat auspackte und mich von Zeit zu Zeit vor das heiter lodernde Feuerchen setzte. Wie süß, wie wohlthuend ist es, wenn man sich wieder vor einer leuchtenden Flamme erwärmen kann, wenn man in den übelriechenden Straßen des pestbrütenden Kalkutta geschwitzt hat! Es ist ein berauschender Genuß, wenn man wieder den scharfen Hauch des Alpenwindes fühlt, der indiskret die Thür öffnet, nachdem so viel erschlaffender Schweiß auf der indischen Ebene vergossen worden!

Mein fixer Gedanke aber war es, beim folgenden Tagesanbruch den Kinchinjunga, den zweitgrößten Berg der Welt, zu

sehen, den Berg, den viele während eines zwei-, drei-, viermonatlichen Aufenthalts in Darjiling nicht gesehen haben.

Mit dem Tagesanbruch des neunzehnten Februar erwachte ich, ohne geweckt worden zu sein, und als ich gesehen hatte, daß der Himmel klar war, kleidete ich mich wie ein Soldat, der die Reveille verschlafen hat, an und stürzte hinaus auf den Hügel.

Das, was ich an Ort und Stelle in mein Tagebuch schrieb, schreibe ich hier ab. Der Stil wird nicht sehr gefeilt sein, der Kiesel wird brüchig, nicht poliert sein, aber das photographische Bild ist treu.

19. Februar. Um drei Viertel auf acht morgens.

Seit einer halben Stunde sitze ich auf einem Hügel hinter meinem bangalow auf glänzendem Glimmerschiefer. Der Boden ist silbern vom Reif und das Gras spärlich und dürftig. Vor mir liegt der Kinchinjunga, den ich zum ersten Male erblicke. Es ist der zweite, man könnte sagen, der erste Berg der Welt, denn der Everest überragt ihn nur um ein weniges. Es ist das Schönste der Schöpfung; ich könnte ihm nur den gestirnten Himmel oder das sturmgepeitschte Meer an die Seite stellen; aber den Himmel sieht man von Kind auf, und das Meer in vollem Aufruhr ist immer etwas Konvulsivisches. Hier habe ich dagegen die Kraft ohne Kampf, die Größe ohne Vermessenheit vor mir.

Um drei viertel auf sieben, als ich den Gipfel des Hügels erstieg, habe ich ihn gesehen. Da liegt er ruhig, heiter und streckt seine unermeßlichen, von Silberspitzen und Gletschern starrenden Arme nach Osten und Westen. Unter der Schneeregion leichte, flockige Wolken, die ihn wie ein flatterndes Tuch umgeben und weiter unten um ihn einen dichten Schleier werfen. Dann taucht sein ganzer Körper in ein Meer von kompakten, formlosen Wolken unter. Wer könnte die Spitzen zählen, die der große Himalayariese beherrscht? Zur Rechten ragen hohe, kühne Gipfel empor und verlieren sich weit, weit hinten in einer feingesägten Linie.

Ich bin wie betäubt, und selbst, wenn ich nicht allein wäre,

könnte ich nicht sprechen. Ich fühle mich zu klein und die Szene vor mir ist zu groß Ich suchte etwas, was mir in seiner Kleinheit ähnlicher wäre.

Hinter mir schlummert eine anglikanische Kirche im Frieden ihres Glaubens; alles ist Schweigen rings um mich her, und selbst die ewigen Raben Indiens, die mich seit Monaten mit ihrem Gekrächz umlärmen, sind fern oder schweigen hier auch.

Ich habe meine Augen auf der kleinen Kirche ruhen lassen, dann bin ich, von dem Koloß bezaubert, wieder zum Kinchinjunga zurückgekehrt. Da ist er und scheint sich in dem ihm zu Füßen liegenden Wolkenozean zu spiegeln und sich zu freuen, daß er so schön, so groß ist.

Ja, er ist der König über alle jene Wolken, die ihn von allen Seiten umarmen und umschlingen, er ist ihr Geliebter. Sie haben ihn für einen Augenblick freigelassen, sich von ihm zurückgezogen, jetzt aber scheinen sie sich zu sehnen, ihn wieder zu küssen, und sie eilen und schweben und überstürzen sich, und laufen zu seiner Stirn empor und nach und nach verhüllen sie ihn und verbergen ihn vor meinen Augen. Aber siehe da! ein stärkerer Morgenwind wirft alle jene ärgerlichen Wolken zurück, und der Kinchinjunga steht wieder entblößt und keusch in seiner Nacktheit vor mir.

Mein Herz schlägt stärker und stärker und ich fühle, daß ich Dichter sein möchte, lyrischer Dichter, um die Schönheit des Giganten zu besingen. In mir spricht nichts als der Hymnus. Jener Berg ist von Silber, von Diamanten und die Krone aller Steine, er ist der Feiertag, der Hymnus der anorganischen Natur. Und doch umschlingen ihn die Wolken und drängen sich dichter und dichter um ihn, ich meine eine Moosrosenknospe zu sehen, die für einen himmlischer Garten und einen Gott der Blumen geschaffen. Ich nehme wahr, daß ich Secentist werde, weil die menschliche Sprache, mag sie auch noch so inspiriert sein von dem Koloß des Himalaya, grotesk wird. Ich bin ein Kind, das sich auf die Fußspitzen stellt, um einen Riesen zu küssen.

20. Februar. Sieben Uhr morgens.

Heute morgen wollen sich die Wolken nicht von der Brust des Riesen losreißen. Vergebens bricht die Sonne in diesem Augenblick hervor, um dem Kinchinjunga den gewöhnlichen Morgenkuß zu geben. Die Wolken wollen nicht weichen. Einzelne leichte, ganz leichte, duftige Flöckchen lösen sich los, erheben sich, um wieder zurückzufallen und die Stirn ihres Geliebten zu küssen, andere rosige Wölkchen umschlingen ihm den Hals, die Brust, alles. Unbeweglich aber läßt er sich lieben und bewundern.

Mir ist es wirklich, als ob ich einem Schauspiel aus der Schöpfung beiwohnte; ich meine in diesem Wolkenchaos, das ein Gesicht, aber keine Form zu haben scheint, das antike Protoplasma zu einem amorphen Dampf reduziert zu sehen, ich bilde mir ein, einer geheimnisvollen, verborgenen Gährung beizuwohnen, in der sich der erste Gipfel des Kinchinjunga herausbildet und organisiert, die erste Erde einer kommenden Welt. Ja, ich täusche mich nicht, vor mir ist die Genesis in Thätigkeit. Hier der Ozean des Protoplasmas, hier unten im tiefen Abgrunde der Thäler des Himalaya eine graue, umrißlose Luft, dann je mehr man aufsteigt, desto deutlicher rundet sich jenes weiche, duftige Grau zu Schwanenfedern, Wollbüschen, Baumwollenflocken und die ersten dämmernden Formen sind skizziert.

Aber da zerreißt der graue Ozean an einer Stelle und wie eine Klippe im Meer so wird ein kleiner grüner Hügel sichtbar, mit dem Häuschen eines Menschen ....

21. Februar.

Zum dritten Male sehe ich dich wieder, o Kinchinjunga! Noch bist Du schön, immer bist Du schön. Du bist jungfräulich, o Kinchinjunga, Du allein bist es! Allüberall, wo die Erde von der Sonne geküßt wird, da werden hunderte und tausende von Geschöpfen geboren; Zwergbirken oder riesige Wellingtonien, Warzenkraut, das sich nur dem Mikroskop offenbart, oder heilige Feigenbäume mit ihren tausend Armen, von denen ein Baum einen

ganzen Wald bildet, Bakterien, denen gegenüber ein Staubatom ein Berg ist; Elefanten, die Fleischberge sind; in Höhlengründen oder Meerestiefen, überall wo die Luft die Erde berührt hat, wimmelt es von Geschöpfen.

Unser Planet ist ein ganzes Ehebett für leichte, unermüdliche Liebe.

Du allein bist jungfräulich, o Kinchinjunga! Deine Felsenwände sind weder von Flechten zernagt noch mit Moos bekleidet; über Dir hat noch nie der Flügel einer Fliege oder eines Schmetterlings gezittert. Dein Schnee ist noch unberührt vom menschlichen Fuße, von jenem allmächtigen Fuße, der alles berührt und alles beschmutzt hat.

Aber Du bist zu schön, o Kinchinjunga, als daß man Dich nicht lieben sollte! Du liebäugelst mit dem Licht, das Dich berauscht und Dich in Silber und Purpur kleidet; Du liebäugelst mit den Wolken, die Deine heitere Stirn umkosen; Du machst dem unendlichen Himmelsraum den Hof und dringst mit der Kühnheit der Starken in ihn hinein!

Deine Liebe ist ewig, ewig wie die leblosen Dinge. Du bist der Feiertag, der Hymnus der anorganischen Welt. Die Welt der Pflanzen hat die Wellingtonia und den Baobab, die Welt der Thiere hat den Löwen und den Paradiesvogel; die Welt der Steine hat den Kinchinjunga, den Illimani, den Mont Blanc. Ihr seid der Reichtum, die Schönheit, das Kleinod der Berge. Ihr allein könnt den Himmel so nahe berühren, daß ihr ihn in eure mächtigen Arme schließen und seine unermeßlichen Gebiete erobern könnt, ihr seid so groß, daß wir euch bewundern und uns so nahe, daß wir euch lieben müssen, wir armen Eintagsgeschöpfe, die wir nach allen Richtungen Grenzen nnd Zollhäuser für jeden Wunsch und jede Liebe haben.

22. Februar.

Oh! heute bist Du nackt, o mein Kinchinjunga! Du bist nackt, aber keusch wie eine Statue von Phidias. Auch die keuschesten

Frauen lassen einen Augenblick ihre nackte Schönheit von dem Gefährten ihrer Liebe bewundern.

Aber heute kann ich Dich eigentlich nicht mein nennen, weil auf Deinen Schultern ein dünner leichter Schleier von der Farbe des Opals liegt, der Dich nicht umhüllt, sondern Deine unvergleichliche Schönheit nur verdoppelt. Es ist die rosige Haut eines jungen Mädchens, die man durch den Spitzenschleier hindurch sieht oder vielmehr nur ahnt.

Du bist nackt, und Du bist schön, Du bedarfst keiner Hände, um irgend einen Fehler zu verbergen. Die schönsten Dinge erreichen den hohen Gipfel der Ästhetik nur unter der Bedingung, daß sie von der Fußsohle bis zum letzten Löckchen, welches das Haupt umspielt, schön sind. Du bist schön, ohne barock zu sein, und die Linien Deines Profils sind Deiner unaussprechlichen Schönheit würdig. Nachdem Dich die Natur in einem Antriebe gigantischer Schaffenskraft zum Himmel emporgehoben, hat sie Dich dann geduldig mit ihrer Hand vom Kopf bis zu den Füßen gemeißelt. Ich folge mit meinem liebevollen, entzückten Blicke Deinem Silberprofil, und zähle zehn, zwölf größere Spitzen und jede ist von der andern verschieden und alle sind wieder durch kleinere Einschnitte, die sich wie der Marmorbusen einer Jungfrau wölben, oder fein gesägt wie die Blätter des Farrenkrautes, mit einander verbunden. Zur Rechten und Linken breitest Du den Vorhang Deiner Hunderte von Wipfeln aus, gibst Nepaul und Bhutan die Hand und verbirgst China vor meinen Augen.

Wenn eine Eisenbahn mich zu Dir führen könnte, so würde ich Dich in einer halben Stunde erreichen, bis jetzt haben Dich aber weder Schienen, noch Telegraphennetze gezähmt oder besiegt. Dort stehst Du wie ein Meilenstein zwischen der mongolischen und arischen Welt, der Riesenpate der beiden größten Völkerschaften.

Und wie viele neue und kleinere Schönheiten entdeckt nicht mein Auge an Deinen starken Gliedern, wieviel Schatten und Halbschatten von oxydiertem Silber, gebranntem Silber, blondem Silber. Du hast die ganze, frische, graziöse Abwechselung des

Weiß, der reinsten, keuschesten, jungfräulichsten aller Farben. Und zwischen weiß und weiß legst Du die schwarzen Schatten des Granits, um den blendenden Glanz Deines Silbers noch mehr hervorzuheben. Du bist ein von Michelangelo gezeichneter und von Cellini ziselierter Koloß. Die unermeßliche Größe Deiner Flanken hindert Dich nicht, die Anmut einer griechischen Statue zu haben.

So geschieht es auch oft, daß man die Grübchen im Gesicht einer stolzen römischen Schönheit und die unübertreffliche Zartheit ihrer knospenden Lippen bewundert, die unbedeutendere Schönheit einer göttlichen Schönheit. So sieht man die in ihrer ästhetischen Schaffenskraft unersättliche Natur auf die Stirn eines nachtschwarzen, arabischen Pferdes, ein Wunder an Schnelligkeit, Eleganz und Kraft, kapriziös einen kleinen Silberstern malen. . . . .

. . . .

Nach den großen Dingen die kleinen; nach der lyrischen Bewegung, die Dich hoch emporträgt, der Spaziergang zu Fuß, der Dich in den bescheidenen Pfaden des täglichen Lebens dahinführt. So ist der Mensch, so das ganze Leben, das auf dem Wechsel der Empfindungen beruht, welche das Brot und die Fische unsres armen Lebens durch das Wunder der wissenschaftlichen Alternativen vervielfacht.

Dem Programm meines Buches getreu schreibe ich noch einige andere Anmerkungen aus meinem Tagebuch nieder.

19. Februar. Sonntag.

Bis hierher, bis zur Höhe des Hügels, auf dem mein Häuschen gelegen, dringt der verwirrte Lärm und das Geschwätz der Eingeborenen, die unten im indischen Dorfe lachen, schwatzen, streiten, um zu kaufen und zu verkaufen. Es ist Markttag und so muß ich hinuntergehen, um ein für mich gänzlich neues Bild der menschlichen Natur zu bewundern. Ich habe meinen Stock und meine mit Rupien gefüllte Börse, bin also vollständig bewaffnet.

An der Wendung der zum Dorf führenden Straße sitzen Geldwechsler auf der Erde, welche die verschiedenen Münzen zum wechseln anbieten. Sie haben cowries, kleine viereckige Kupferstückchen, die kaum eine Spur von Gepräge tragen, Münzen aus Sikkim, Bhutan, Nepal, englische Rupien und Pais. Münzen und Muscheln sind auf einem wenig reinen Tuch aufgehäuft. Andere und reichere Geldwechsler sind auf dem Markte, aber alle kauern auf der Erde. Längs der Straße sind auch Verkäuferinnen von pan-supari und Stückchen einer Palmfrucht (Borassus flagelliformis).

Aber da bin ich mitten im Marktgewühl, wo fast alle Waren auf der Erde ausgebreitet sind, und die Verkäufer schwatzen und lachen, während die Käufer lachen und schwatzen. Ein heitereres Volk kann man schwerlich finden, und wenn ich an meine ernsten, melancholischen Hindus in der Ebene zurückdenke, so lege ich mir eine Theorie zurecht, nach welcher die Heiterkeit des Menschen in umgekehrtem Verhältnis zur Schönheit des Landes und des Klimas, in dem er lebt, steht. Zum Beweis dienen die überaus heiteren Lappländer und die mehr als notwendig ernsten Spanier, die Mailänder und die Sizilianer. Die guten Leptscha, die guten Bewohner von Bhutan, die Limbo und Nepalesen, die mich hier umgeben, haben alle einen Zopf und besonders sind alle schmutzig. Ein englischer Oberst, der doch sehr heiter war, obwohl er in Sikkim geboren war, behauptete, daß sich ein Leptscha nur dreimal in seinem Leben wäscht, zweimal mit Gewalt und einmal aus freier Wahl. Mit Gewalt, oder besser gesagt, nicht aus eigenem Antriebe, wäscht er sich, wenn er geboren wird und wenn er stirbt, aus freier Wahl wäscht er sich aber, wenn er sich verheiratet. Wenn es nicht wahr ist, dann ist es doch gut erfunden; ich glaube aber, daß es wirklich wahr ist. Ich mußte mit vielen Sikkimesen in eine nur zu nahe Berührung kommen, nämlich um sie zu messen und zu photographieren, aber meine arme Nase hatte schwer darunter zu leiden, und lieber hätte ich die braven Leute mit Handschuhen und Zangen angefaßt, als mit meinen Händen.

Immer ungekämmt, war ihr Haar dicht bevölkert und zugleich mit den Beinen und den anderen beweglichen Teilen ihres Körpers so schmutzig, daß ich die Überzeugung gewann, man müßte, ehe man sie mit Wasser und Seife abrieb, sie erst mit einer guten Messerklinge bearbeiten, um sie von der dicken, bedeckenden Kruste zu reinigen.

Um nicht noch einmal auf den Schmutz der Bewohner von Sikkim zurückzukommen, will ich hier eine Anekdote wiederholen, welche der berühmte Ethnologe Dalton erzählt.

Eine Kommission von Bhutani erschien eines Tages vor ihm, um ihn um ein Zeugnis zu ersuchen, das sie zu englischen Unterthanen mache. Nachdem er sie lange angesehen, antwortete er ihnen, daß die Königin von England sie erst anerkennen könne, wenn sie nicht mehr so schmutzig wären. Sie sollten sich erst waschen und dann wiederkommen. Da wurden sie sehr ernst, fanden, daß das Opfer ihre Kräfte überstiege, und verlangten Zeit, um über die harte Bedingung, welche man ihnen gestellt hatte, nachzudenken. Nach langer, reiflicher Überlegung und ernsten Debatten entschlossen sie sich doch, sich zu waschen, und als sie gereinigt und gewaschen zum Gouverneur zurückkehrten, wurden sie als englische Unterthanen anerkannt.

Aber kehren wir zu unserem Markt zurück.

Längs der Mauer eines Hauses standen herumziehende Barbiere zu Dutzenden aufgereiht, und Leute, die sich Haar und Bart nach den Regeln ihrer Kasten schneiden ließen; Haufen von Haaren und Härchen flogen in der Luft umher oder rollten uns unter die Füße. In kurzer Entfernung davon lagen Nahrungsmittel an der Erde, gekochter, gemahlener und trockener Reis, verschiedene Cerealien, Gemüse, Süßigkeiten und Backwerk, eins immer ekelhafter als das andre. Keinem fiel es ein, die Fliegen fortzujagen, die zu tausenden und abertausenden und ohne Bezahlung die schönen Gottesgaben benaschten und befleckten. Mehr als dies alles erregten jedoch meine Aufmerksamkeit gewisse kleine Fische, die in einem Zustande zwischen trocken und verfault, die Luft in entsetzlicher

Weise verpesteten. Als ich näher trat, um sie genauer zu prüfen, wurde ich von einem solchen Ekel ergriffen, daß ein Erbrechen die Folge war, denn eine dichte Menschenschar schnitt mir die Flucht vor jener unerträglichen Pestilenz ab. Wie weit sind doch die Grenzen gesteckt, zwischen denen sich die große menschliche Brüderschaft bewegt!

Außer den Eßwaren lagen auch noch heilige und profane Gegenstände an der Erde, englische Schlüssel und Windsor-Seife, sonderbare kleine Geldbörsen, die mit zwei Bändern geschlossen und durch andre zwei Bänder geöffnet werden, europäische Gläser und chinesische Tassen, tibetanischer Tabak und indisches pansupari, eine Encyklopädie von Künsten und Gewerben, die von Birmingham nach Japan geht und Geschmack und Börse eines jeden befriedigt.

Die wenigen, ärmlichen Straßen, welche auf den Markt münden, hatten einige aristokratische Läden, in denen Wolle, Ziegenhaar, Yakschwänze, Gewürze, Cerealien u. s. w. verkauft werden. Und dort kehrt das gewohnte indische Bild wieder. Läden, die wie Schränke aussehen, ruhige, majestätische Kaufleute, mit ihrem ungeheuren silbernen Nargileh, aus dem sie in langsamen Zügen ihren Rauch saugen, mehr Idole als Männer, mehr Statuen als lebende Wesen.

Ich betrachtete die Hände aller Frauen, um Ringe mit Türkisen zu kaufen, und berührte alle Ohrgehänge und Schmuckgegenstände, indem ich mich erbot sie zu kaufen. Ohne Dolmetscher, nur mit den Fingern, welche den Multiplikator vorstellten, und einer hoch gehobenen Rupie, die mir als Einheit diente, schloß ich alle meine Geschäfte ab und bereicherte dadurch mein Museum in Florenz mit den schönsten Sachen. Der Preis war sehr verschieden, je nach der Armut, den Launen und der Habgier des Verkäufers, und ich war immer sehr zufrieden, weil ich glaubte, daß ich die Sachen unter ihrem Wert bezahlt hatte.

Kaum wurde es auf dem Markt bekannt, daß ich ein großer, freigebiger Kaufmann wäre, so wurde ich von allen Seiten durch

Männer und Frauen bestürmt, die mir Messer, Idole, Kleider, überhaupt alles Verkäufliche verkaufen wollten, und ich hatte meine liebe Not, mich vor den unsauberen Händen, die mich mit zuviel Vertrauen liebkosten, zu schützen. Ich denke noch mit Lachen an ein schönes Bhutani-Mädchen, rosig wie ein Azarolapfel, das sich mir wegen der dichten mich umdrängenden Menge nicht nähern konnte, und das mir von weitem Zeichen machte und mit den Augen zwinkerte. Ich durchbrach die Menge und folgte ihr; sie immer vor mir her, indem sie die Gruppe der Müßiggänger und Neugierigen mit den Händen und den Schlangenwindungen ihres schlanken Gazellenkörpers teilte. Wenn sie glaubte, daß ich mich verirrt hatte, so wendete sie sich um, zwinkerte von neuem mit den Augen und lächelte mich verheißungsvoll an. Das war gewiß ein Abenteuer. Ich hatte eine Schöne aus Sikkim erobert. Aber weh' mir! welche Enttäuschung! Als wir außerhalb des Dorfes waren, stellte sie mich einer alten Frau in den Fünfzigern vor, die einen prächtigen Silberschmuck um den Hals trug, und machte mir Zeichen, ihn zu kaufen.

Bevor ich den Markt verließ, trat ich in eine Schänke in Sikkim ein, in der das Nationalgetränk, die Murwa, ein aus den Samen der Eleusine coracana bereitetes Bier, verkauft wird. Die sehr kleinen Körner werden gewaschen und müssen dann in hölzernen, cylindrischen Gefäßen zwei Tage lang gähren. Dann gießt man heißes Wasser darauf und die Murwa ist fertig. Man trinkt sie aus kleinen Tassen von gebranntem Thon, oder saugt sie mit einem Röhrchen wie den Mate. Hooker, dem sie bei seinem langen Aufenthalte in Sikkim schließlich geschmeckt hat, sagt, daß sie „seems more to excite than to debauch the mind“ und fügt hinzu, daß, wenn sie frisch ist, sie den Geschmack des „negus of Cape sherry“ hat. Sie wird dem Gast oder dem Reisenden immer angeboten, sei es als gegohrenes Korn, oder als schon zugebereitetes Getränk.

Ich trat in die Schänke, die einen starken Geruch nach saurer Milch verbreitete, und auf deren schwarzen, schmutzigen Wänden

überall Flecke von einer weißen Substanz, die Butter zu sein schien, waren. Diese waren nicht zufällig dort, sondern schienen Verzierungen zu sein. Ich konnte aber nicht entdecken, was die Spritzflecke zu bedeuten hatten, da ich mich nur durch Zeichen verständlich machen konnte. Die Megäre mit den starken Backenknochen schenkte Murwa allen eintretenden Kunden ein, die, wenn sie dieselbe getrunken und bezahlt hatten, fortgingen. Ich dagegen bot erst das Geld, verlangte dann Murwa und wurde nicht erhört. Im Gegenteil, die Wirtin machte mir ein sehr, sehr ernstes, böses Gesicht, und meine mimischen Studien gestatteten mir zu verstehen, daß sie mich nicht gern in ihrem Laden sah, ja daß sie mich lieber tausend Meilen weit weggewünscht hätte. Ich suchte mein schönstes Lächeln hervor, bot ihr meine funkelnden Rupien, wurde aber immer nicht erhört. Da trat ein schöner Jüngling in göttlicher Trunkenheit, der, wie ich später erfuhr, der Sohn der Wirtin war, als mitleidiger Vermittler herein. Dank den vielen Reden, welche der Sohn der Mutter hielt, und die mir natürlich unverständlich waren, konnte ich eine heiße Tasse Murwa trinken, die ich nur mit großer Anstrengung bewältigte, und konnte für drei Rupien einen Chonga mitnehmen, nämlich ein rundes Holzgefäß mit Messingreifen, Deckel und respektivem Röhrchen, um das säuerliche Getränk zu schlürfen. Es war mit gegohrenen Samen der Eleusine gefüllt, und ich trug es mit einer Freude davon, wie sie nur die großen Sammler begreifen können.

Als ich glücklicher als ein König den Hügel mit meinem Chonga in den liebevollen Händen hinaufstieg, sah ich plötzlich den jungen Menschen aus der Schänke auf mich zukommen, der mich auf einem Umwege überholt hatte. Er lachte und sprach zu mir, versperrte mir den Weg, aber je mehr er lachte und je mehr er sprach, desto weniger verstand ich, was er eigentlich von mir wollte. So fing auch ich an zu lachen und um etwas zu thun, sprach ich in reinstem Mailändisch; denn auch das Englische würde für den braven jungen Mann ebenso dunkel und unverständlich gewesen sein, wie der schönste Dialekt von Carlo Porta. Es war in der

That ein prächtiger Dialog, der auf der halben Höhe des Himalaya zwischen einem Italiener und einem Leptscha stattfand. Da der gute Sikkimese aber sah, daß wir die beiden Sprachen nicht in Übereinstimmung bringen konnten, so fing er an, mich mit den Händen zu berühren, nicht um mich zu beleidigen, sondern um mich zu liebkosen, um mich anzuflehen, um mich um etwas zu bitten, was ich nicht verstand. Er schlang mir die Arme um den Hals, streichelte mir die Wangen, und schließlich kniete er vor mir nieder, um, in den Staub gebeugt, meine Kniee zu küssen. Ich verstand nicht eine Silbe, aber seine Bitte war so zärtlich, daß ich ihm den Chonga schon wiedergeben wollte, da ich annahm, daß er bereute ihn verkauft zu haben. Aber nein, er wollte meinen Chonga gar nicht, und was noch ärger war, als ich mich von ihm losmachen und mich wieder auf den Weg nach meinem bangalow machen wollte, vertrat er mir denselben, so daß ich mich nicht rühren konnte. Jetzt fing ich wirklich an, die Geduld zu verlieren.

Zum Glück ging ein muselmännischer Schneider vorüber, und ich flehte ihn auf englisch um seine linguistische Intervention an, um mich aus der fatalen Lage zu reißen. Nachdem der Schneider lange Zeit mit dem Murwa-Wirt gesprochen und disputiert hatte, erklärte er mir im schlechtesten Englisch, daß jener mir zwar seinen Chonga für drei Rupien verkauft habe, daß er aber jetzt wahrgenommen habe, daß der Preis für einen solchen Chonga zu erbärmlich sei, und daß ich darum noch einiges hinzufügen möge. Ich gab dem zärtlichen Aufdringlichen also noch eine Handvoll Pais und nach andern unendlichen Liebkosungen und Umarmungen konnte ich unbehelligt mit meinem Chonga nach Hause zurückkehren.

20. Februar. Montag.

Mit einer wahren Wollust habe ich mich nach meinem Spaziergang in der frischen Luft am Feuer gewärmt. Es liegt etwas Verführerisches in dem Gedanken, daß ich in Indien bin und daß

die Flamme mich erfreut und mir wohlthut, und ein gewisser Stolz schwellt meine Brust, wenn ich denke, daß mein Feuer mit Magnolien- und Rhododendron-Holz genährt wird.

Vor dem Mittagessen gehe ich auf dem Hügel spazieren. Vergebens suche ich für meinen Freund Sommier ein Exemplar einer blühenden Pflanze, aber auf dem Gipfel eines höheren Hügels entdecke ich zwischen niedrigen Sträuchern einen dem buddhistischen Kultus geweihten Ort. Dort sieht man geronnenes Blut, Wollflocken und kleine Stofffetzen in allen Farben, die von den Zweigen der nächsten Bäume und Sträucher herabhängen.

Verschiedene Male habe ich dieselben Gegenstände an verschiedenen Stellen wiedergesehen und neben dem Blut, das von kleinen Tieren herstammt, habe ich auch Hühnerfedern entdeckt. Ich habe aber nie einem solchen Opfer beiwohnen können. — —
— — — — — — — — — — — — —

Mein Badewasser wird mir täglich von einem armen Indier gebracht, der häßlich und verkrüppelt ist wie die Sünde. Er ist nicht sauberer als seine Mitbrüder aus Sikkim, im Gegenteil, er ist wenn möglich noch schmutziger, und dennoch lebt er im Wasser und lebt vom Wassertragen.

Ich habe andere, ihm ähnliche gesehen. Sie tragen nicht den mongolischen Typus und sagen mir, daß sie pahari oder puhari seien. Sie sind braun und nicht gelb, ihre Augen sind nicht schief geschlitzt, noch sind ihre Backenknochen stark entwickelt; ihre Haare sind weich und schwarz und der Bart ist üppiger als bei den Sikkimesen. Aber sie versichern mir, daß sie in Nepal geboren sind und der Kschatriya-Kaste angehören. Wenn das wahr ist, so sind sie eine wahre Karikatur des Mars, denn sie haben vom Krieger rein garnichts, und ich glaube, daß sie keinen andern Krieg führen als gegen die Völker Pediculus, die von ihnen wie von allen ihren Mitbrüdern in Indien Besitz ergriffen haben. Wenn man in jenen Ländern Anthropologie treiben, wenn man gar Photographien machen will, so vergesse man um Gotteswillen nicht Phenol mitzunehmen; sonst könnte man vielleicht Europa mit einer

Species des Genus pediculus bevölkern, die unter den Entomologen große Verwirrung anrichten könnte.

Inzwischen studiere ich die Puharrie und finde in alten Autoren folgende, von vielen modernen Schriftstellern vergessene Anmerkungen:

Puharrie.

Sie bewohnen die Rajmahalberge in Bengalen und sind vielleicht ein letzter Überrest zahlreicher Stämme der Ureinwohner.

Die Puharrie sagen, daß sieben Brüder vom Himmel abgesandt wurden, um die Erde zu bevölkern, daß aber einer von ihnen krank wurde, und daß die anderen die Nahrungsmittel unter sich verteilten, ihre Schritte nach verschiedenen Gegenden lenkten und dem Kranken nur die Abfälle ließen, die er auf einem alten Teller aufbewahrte. Darum wurde er für kastenlos angesehen und fand sich gezwungen, in die Berge zu flüchten. Hier nötigte die Unfruchtbarkeit des Bodens ihn und seine Abkömmlinge Räuber zu werden.

Die Puharrie glauben an Seelenwanderung und an eine zukünftige Existenz mit Strafen und Belohnungen. Blut widersteht ihnen, und auch der Tiger wird nur bedingungsweise getötet, wenn man ihnen nämlich eine lex talionis auferlegt.

Sie haben einen Priester, den sie demauno nennen, und welcher der Prophet und das Orakel des ganzen Stammes ist. Im Traum erfährt er die Wahrheit Gottes, der ihm erscheint und ihm die Haare flechtet, die eine erstaunliche Länge erreichen. Ihre prophetische Macht liegt in ihren langen Haaren, darum werden dieselben nie abgeschnitten. Zu diesem Priester nehmen die Puharrie ihre Zuflucht in ihren Krankheiten oder schwierigen Lebenslagen, und natürlich wird jede Antwort bezahlt. Bei jedem Vollmond im Januar wird der demauno von einer Art religiöser Wut ergriffen, und dann läuft er in konvulsivischer Raserei durch die Straßen, jedoch ohne zu sprechen oder jemand Schaden zuzufügen. Durch Zeichen verlangt er vom Stammesoberhaupt ein Ei und einen Hahn; das erstere verschluckt er, dem letzteren schneidet

er den Kopf ab, saugt das Blut aus und wirft den Körper weg. Dann zieht er sich in einen fernen Wald zurück, wo er sieben oder neun Tage verborgen bleibt und, wie man glaubt, von Gott ernährt wird. Bei seiner Rückkehr erzählt er unglaubliche Geschichten, die seinen Kredit natürlich erhöhen.

Bevor sie zu essen oder zu trinken beginnen, schütten sie immer einen kleinen Teil der Speise oder des Getränks in Form eines Opfers an den Boden. Alle drei Jahre feiern sie ein Fest, bei dem eine Kuh geschlachtet wird, von der alle von dem Verdacht der Unreinheit freien Männer des Stammes essen. Die Frauen nehmen Teil an dem Feste. Die Frauen der Priester, denen man Stücke Seidenstoff gibt, legen ihre Kleider und ihren Schmuck ab, binden die Seidenzeuge um ihre Hüften, knüpfen die Haare auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, bemalen sich den nackten Körper mit indischem Safran und Maismehl, und so ziehen sie durch das ganze Dorf ihren Männern entgegen, während die ganze Bevölkerung zuschaut.

Sie haben ein zärtliches, liebevolles Temperament und zeigen es besonders in bezug auf den Gegenstand ihrer Liebe, sind aber trotzdem keusch. Polygamie ist gestattet. Die Ehe wird durch einen Vermittler und Geschenke zu stande gebracht, und an dem für die Hochzeit bestimmten Tage begibt sich der Bräutigam mit seinen Verwandten in das Haus des Schwiegervaters, der, nachdem er allen ein Festmahl gegeben hat, die Braut bei der Hand nimmt, sie dem Bräutigam übergibt und ihn ermahnt, sie gut zu behandeln und sie nicht zu töten, da er in diesem Falle die Strafe der Wiedervergeltung erleiden würde. Wenn sie an einer Krankheit oder durch die Tücke des Teufels sterben sollte, so würde es nicht seine Schuld sein.

Die Witwen gehen an die Brüder, Vettern oder die Neffen des Mannes über, können aber auch, wenn sie wollen, in das väterliche Haus zurückkehren. Sowohl der Mann als die Frau können sich jedoch wieder verheiraten. Der Ehebruch wird mit einer Geldstrafe belegt. Sie glauben an Hexereien und Zaubereien.

Sollen sie schwören, so stecken sie zwei Pfeile dergestalt in die Erde, daß die Spitze des einen die Federn des andern berührt, und sie mit der Erde ein gleichschenkliges Dreieck bilden, auf das sie eine Fingerspitze voll Salz streuen. Der Schwörende berührt mit Daumen und Zeigefinger die äußersten Enden der beiden Pfeile. Bei feierlicheren Gelegenheiten schwört man, indem man Salz auf eine Säbelklinge streut, und hat man die Worte des Schwurs wiederholt, so schüttet man sich das Salz in den Mund.

Die totgeborenen Kinder werden von den Frauen in ein Thongefäß gelegt, das mit Blättern bedeckt und vom Vater am Fuße eines Baumes niedergestellt wird, wo er es mit Zweigen verhüllt. Die Säuglinge werden ohne jede Zeremonie auf dem öffentlichen Kirchhof mit dem Kopfe nach Norden begraben; wenn das Kind aber schon entwöhnt war, so wird ein Leichenschmaus gehalten, der alljährlich wiederholt wird. Stirbt eins an den Blattern oder den Masern, so wird der Körper auf einer Holzbahre in einen fernen Wald getragen, und nachdem man ihn am Fuß eines Baumes niedergesetzt und mit Blättern und Zweigen bedeckt hat, seinem Schicksal überlassen. Im folgenden Jahre wird an derselben Stelle ein Leichenschmaus gehalten. Im allgemeinen werden die Toten beerdigt, mit Ausnahme der Wassersüchtigen, die ohne Trauerfeierlichkeit in den Fluß geworfen werden. Ferner sind von dem Begräbnis die Priester ausgenommen, die man im Walde ohne die Ehre eines Grabes aussetzt, weil man glaubt, daß die Priester sich nach dem Tode in Teufel verwandeln, und daß sie die Ruhe des nahen Dorfes stören würden, wenn man sie auf dem Kirchhof begrübe.

Die individuellen Beleidigungen zwischen Personen verschiedener Stämme werden oft durch Bürgerkrieg gerächt, oder besser gesagt, durch nächtliche Überfälle und Plünderungen. Sie glauben einen größeren Erfolg bei diesen Unternehmungen zu haben, wenn sie ein Schlafpulver in den Wind werfen, das den Feind fest einschläfert.

Die Puharrie sind von mittlerer oder kleiner Statur, gut

gebaut, mit breiter Brust und wohlgeformten Gliedern; ihre Farbe ist heller als die der Bengalen und sie haben breite Gesichter, kleine Augen und plattgedrückte Nasen. Einige ihrer Frauen sind schön. Sie sind geschickt und fleißig und verfertigen kleine bengalische Bettgestelle und Pflüge. Sie tragen auch Holz, Kohlen, Bambusrohr, Baumwolle, Bananen, süße Pataten und Korn in die Ebene, um sie zu verkaufen. Das Land bebauen sie in sehr primitiver Weise, eine Arbeit, die den Frauen fast ganz überlassen wird.

Beispiele von langem Leben sind sehr selten. Der Richter von Bhâgulpur, Augustus Cleveland, war der erste, welcher es versuchte, die Puharrie zu civilisieren. Viele von ihnen, die er in das Heer einstellte, wurden vortreffliche Soldaten.*)

21. Februar.

Endlich habe ich den buddhistischen Tempel in Darjiling gesehen. Man gelangt dorthin auf einem malerischen Wege, der sich am Abhange der Berge entlang schlängelt, bald steigt, bald abfällt, bald über eine Brücke führt, um einen schäumenden Strom zu überschreiten, den Bäume und grasreiche Erdschollen einfassen, dann sich am Rande von Abgründen hinzieht und vor kleinen Bhutan-Häuschen vorübergeht, die wie Schwalbennester zwischen Himmel und Erde schweben.

An der Straße liegt ein ganzes Bhutan-Dorf, ein Dorf ohne Straßen, denn höchstens zwei oder drei Häuschen stehen auf gleichem Niveau. Alle liegen zerstreut oder besser gesagt, auf gut Glück hingeworfen an Felsenspalten und in den kleinen Bergschluchten. Haufen von schlaftrunkenen Männern mit wirrem Haar verlassen dieselben, Menschen, die sich immer zwischen einem Halbschlummer der müden Wollust und den Hallucinationen narkotischer

---

*) Lieut. Shaw. Asiatic Researches. Vol. IV pag. 31—108. — Bishop Heber's Narrative. Vol. I pag. 249—284. — The Hindoos. Op. cit. T. II pag. 115 u. ff.

Getränke zu bewegen scheinen. Schöner als diese sind aber die Bhutan-Mädchen mit ihren rosenroten Wangen, die so sonderbar mit der gelben Hautfarbe kontrastieren, mit ihren schiefen Äugelchen und ihren kapriziösen Näschen, die ihren Gesichtern ein Gepräge graziöser Impertinenz verleihen. Das tiefe Rot ihrer Wangen hat mich während meines Aufenthaltes in Sikkim sehr vielfach beschäftigt, weil jene Farbe bei den mongolischen Rassen sehr selten ist, so daß ich sie zuweilen für künstlich nehmen wollte. Sie erröten aber, wenn man sie nur ansieht, und das ist doch eine natürliche Röte, die wiederum mit den freien Sitten ihres polyandrischen Lebens kontrastiert.

Wie heiter und lärmend waren die jungen Mädchen! Ich habe sie auf einer Estrade vor einer der Hütten springen, tanzen und sich mit angezündeten Strohbündeln verfolgen sehen, die sie sich gegenseitig auf den Rücken warfen, daß es eine Lust war, und dabei lachten und grinsten sie mit beneidenswerter Unschuld. Sie boten uns ihre Schmuckgegenstände, ihre Armbänder an, fragten aber immer vorher ihre Mutter um Erlaubnis und diskutierten liebevoll im Familienkreise, wie sie uns am besten die Haut über die Ohren ziehen konnten.

Weiter unten im Bhutan-Dorfe sieht man das Grab eines Lama von unverschämt blendender Weiße, mit einfacher Architektur, wie man sie so vielfach in Reisewerken abgebildet sieht. Endlich sind wir am Tempel angekommen, wo die Kirche das Häßlichste ist. Sie war in vollständigster Disharmonie mit dem herrlichen Panorama des tiefen Thales, mit den nahen Bergen und dem fernen Riesen des Himalaya. Ein breiter Zaun vor dem Tempel umschließt eine Art von Platz, wie vor den italienischen Bergkirchen, der steil in das enge, tiefe Thal hinabfällt. Viele hohe Bambusrohre tragen wahre Betttücher von Papier, auf denen tibetanische Gebete stehen.

Der Tempel ist ein aus Kalk und Ziegeln erbautes Haus mit einem offenen, mit Holz und gemalten Kartons verzierten Atrium zur Linken, unter dem kleinen Eingang sitzt ein Lama auf

der Erde, mit einem unsauberen, aber dafür sehr dummen Gesichte. Vor ihm ist ein großes Buch aufgeschlagen, in dem er zu lesen scheint, und mit der andern Hand läßt er ein ungeheures Gebetsrad, auf dem die gebräuchlichsten tibetanischen Gebete stehen, sich um seine eigene Achse drehen. Indem sich die große, heilige Maschine bewegt, berührt sie zwei Glocken, die in verschiedenen Tonarten Dur und Moll erklingen. Zu beiden Seiten des Atriums oder Vorsaals, wie man will, sieht man zwei Reihen anderer, kleinerer Gebetsräder, die mit bemaltem und vergoldetem Papier bedeckt sind. Drei andere Lama kauern unter diesen lächerlichen Spielzeugen und singen näselnd ihre Psalmen.

Der famose Kaffeebrenner oder die Gebetsmaschine ist eine der größten Kuriositäten des buddhistischen Kultus, und es gibt wohl keinen Reisenden, der, mag er noch so geizig sein, nicht von einem Aufenthalte in Sikkim eine dieser kleinen merkwürdigen Gebetsmaschinen mit nach Hause brächte, die für die Armen aus Kupfer und für die Reichen aus Silber sind, mit einem Deckel und einer Metallkugel, welche die Umdrehung beschleunigen hilft und auf der immer die prophetischen Worte eingegraben sind: hom mani padmi hoong: Lob sei der Lotosblüte, Lob sei dem Kleinod! Hat die Maschine einen Deckel, so kann man irgend ein anderes auf Papier geschriebenes Gebet hineinlegen. Der andächtige Buddhist geht spazieren, oder reitet, oder lungert herum, aber immer dreht er die Gebetsmaschine herum und denkt dabei an ganz was andres. Auf diese Weise aber erfüllt er eine religiöse Pflicht, und der himmlische Vater ist mit jenem mechanischen Gebete zufrieden. Es sieht fast aus, wie wenn dort Engros-Mühlen wären, und man nach dem Takt des fallenden Wassers betete.

Als ich in den Tempel eintrat, war ich nichts weniger als zur Andacht geneigt. Zu beiden Seiten saßen einige zwanzig Lama in türkischer Weise an der Erde, die mit näselnder Stimme sangen, ungeheure dicke Bücher vor sich, die ein kleiner Geistlicher, indem er von einem zum andern ging, mit einer Art von verbranntem Weihrauch parfümierte. Hinter diesen kauerten kleine

Knaben und in einer Ecke der Kirche erspähte ich ein großes Gefäß mit Murwa. Trägere, dümmere, verächtlichere Menschen kann man sich schwerlich vorstellen, als diese, und als ein Lama, der von den anderen getrennt mitten in der Kirche saß und seinen silbernen Gebetskaffeebrenner mit monotoner Regelmäßigkeit herumdrehen ließ, mir die Hand entgegenstreckte und das vielleicht einzige, ihm bekannte englische Wort: money, money, money! aussprach, empfand ich einen unsagbaren Ekel, eine tiefe Scham, daß ich Mensch war, und daß dieses kindische, verwerfliche Gewerbe mit dem Namen Religion belegt wurde.

Durch meinen Dolmetscher ließ ich dem Priester mit dem Kaffeebrenner sagen, daß ich ihm money geben würde, sobald ich den Tempel gesehen hätte, und daß ich sie gut bezahlen würde, wenn sie ordentlich und wie es sich gehörte singen würden. Kaum war mein Gedanke in ihre Sprache übersetzt worden, so erhoben die zwanzig Sänger wie durch einen Zauberschlag ihre Stimmen, die jedoch immer den näselnden Ton beibehielten.

Keine Kirche gleicht so sehr unsern katholischen als ein buddhistischer Tempel. Im Hintergrunde ein Altar mit drei vergoldeten Göttern, der ganz mit Blumen und kleinen Fähnchen und mit Opfergaben, Gefäßen mit Reis und parfümierten Kerzen, die langsam brennen, überdeckt ist. Am Fuße des Altars liegen die musikalischen Instrumente des buddhistischen Kultus, von den mächtigen Bronzetrompeten bis zur bescheidenen Muschel.

Als ich in einem Korbe eine zahllose Menge Messinggefäße für die Weihgeschenke sah, bat ich den fungierenden Geistlichen um eins, indem ich ihm natürlich anbot, einen von ihm selbst geforderten Preis zu bezahlen. Das gute Pfäfflein war vielleicht der einzige unter all diesen von Musik und unnatürlicher Unzucht berauschten Müßiggängern, der wirklich an die Religion, deren Priester er war, glaubte. Er war entrüstet über meinen Vorschlag und weigerte sich hartnäckig, mir eins jener Gefäße zu verkaufen. Ich bat, ich fluchte, alles vergebens. Endlich stahl ich mit Hülfe eines meiner Reisegefährten das Gefäß, welches er mir

nicht hatte verkaufen wollen. Die Direktoren von Museen, die Sammler, die Numismatiker u. s. w. sind alle mehr oder weniger Räuber, und so wurde ich es auch. Ich muß aber den Raub wohl schlecht ausgeführt haben, denn mein Geistlicher denunzierte mich den priesterlichen Sängern als Heiligtumschänder, und diese erhoben sich sofort von ihren Plätzen und bildeten einen Kreis um mich. Aber ihre dummen, boshaften Gesichter flößten mir keine Furcht ein, und so fügte ich dem Diebstahl die Lüge hinzu, erklärte, daß ich nichts geraubt hätte, und forderte den übereifrigen Priester heraus, mir meine Entwendung zu beweisen. Er gestikulierte und schrie wie ein Besessener, sagte, daß es so und soviel Gefäße sein müßten, daß er sie vor den andern gezählt hätte, daß einer an der Zahl gefehlt hätte, und daß dieser in meiner Tasche gefunden werden würde. Der Teufelspriester im Keim hatte einen Adlerblick!

Ich, ein Europäer aus Monza, konnte mich doch nicht vor einem fanatischen Pfäffling aus Darjiling für besiegt erklären, und so appellierte ich an meinen Helfershelfer. Während die Aufmerksamkeit des Geistlichen durch meine Freunde abgelenkt wurde, legte ich den Becher, ohne daß er es bemerkte, zu den andern. Dann erst, o liebenswürdiger Leser, kreuzte ich in dem sicheren Gefühl meiner zwar posthumen, aber doch immer wahren Unschuld, die Arme über die Brust und forderte den Gegner heraus, meinen Raub zu beweisen. Er zählte, zählte wieder, runzelte die Stirn, um seinen mathematischen Verstand zu schärfen, und mußte zu seiner größten Beschämung zugestehen, daß alle Gefäße, die da sein sollten, vorhanden waren, und daß er von einem Räuber geträumt hatte, der garnicht existierte.

Ich lachte mir ins Fäustchen, aber noch mehr lachte ich, als ich, im Begriff den Tempel zu verlassen, einen dicken alten Lama sah, der mir mit den Augen zublinzelte und, indem er an mich herantrat, die Hand in meine Tasche steckte. Es war das Gefäß, welches ich vorhin zu entführen versucht hatte. In attischer Weise grinste ich meinerseits und ließ eine Rupie in die Hand des

braven Lama gleiten, der den Übereifer des Neophyten-Priesters wieder gut gemacht hatte. Dieser wird wohl am nächsten Tage beim Ordnen der Tempel-Gefäße eins vermißt, sich an die Stirn geschlagen und sich wer weiß wie oft einen Narren und einen Dummkopf genannt haben. Aber der Räuber war ich nicht!

Diese Lama von Darjiling sind wirklich arge Schurken! Ich hatte versucht, eine von den langen, ausziehbaren Bronzetrompeten zu kaufen, die ich am Fuße des Altars gesehen, aber mochte ich mein Anerbieten auch noch so sehr steigern, alle Priester wiesen den tempelschänderischen Vorschlag mit Abscheu zurück. Auch diese Entrüstung war unecht. Am Tage darauf kam ein Abgesandter der Lama mit einem geheimnisvollen Bündel um die Abenddämmerung in meine Wohnung und siehe da! es waren zwei jener heiligen Trompeten, die er mir anbot. Eine ist jetzt in den Händen des Advokaten Michele, die andere glänzt in meinem Museum in Florenz.

Als ich den Tempel mit seinen schmutzigen Lama verließ, sah ich noch zwei andere Priester mit großen roten Mitren an dem die heilige Stätte umgebenden Zaun stehen, die in ihre Muscheltrompeten bliesen, um die Gläubigen zur Andacht zu rufen. Geheimnisvoll hallten jene Töne in dem tiefen Thale wieder und das ferne Echo wiederholte sie mit spöttischem Klang.

Und als ich nach Hause zurückkehrte, dachte ich traurige Dinge.

Ram Das Sen hat wohl recht, in einer seiner Schriften über den Buddhismus in Kalkutta am 19. September 1870 zu sagen: „Leider ist die Religion Buddhas nicht mehr so rein, wie sie in den Tagen Sakya Munis war.“ *)

* * *

---

*) Ram Das Sen. A lecture on the modern budhaistic researches etc. Calcutta 1874.

Der ethische Teil der buddhistischen Religion ist wirklich erhaben. Der „Buddha's Dhammi-Padda" oder der „Pfad der Tugend" ist ein echter Bruder des Evangeliums.

Fergusson findet auch sehr viele Analogien zwischen der Geschichte des Christentums und des Buddhismus.

„Dreihundert Jahre nach Buddha that Açoka das für den Buddhismus, was Konstantin für das Christentum that. Er bekannte sich zu ihm, machte ihn zur Staatsreligion und bemühte sich eifrig, ihn weit zu verbreiten. Sechshundert Jahre nach Buddha thaten Nagarjuna und Kannka für die Religion des Ostens das, was St. Benedikt und Gregor der Große für die Religion des Westens thaten. Im sechzehnten Jahrhundert haben wir die Reform und sechzehn Jahrhunderte nach Buddha haben wir in Sankara Acharjya den Martin Luther Indiens." *)

Wenn Buddha aus seinem Grabe auferstände, so würde er die dummen Priester in Sikkim nicht als seine Schüler anerkennen, ebenso wie auch Christus viele aus seinem Tempel jagen würde, die sich seine Jünger nennen.

Warum ist doch dieser Kontrast?

Aus vielen Gründen, aber besonders aus diesem einen; weil die Religion die am wenigsten fortschrittliche aller menschlichen Institutionen ist, weil ihre dogmatische Form sie lähmt, und weil ihre Unangreifbarkeit und Heiligkeit jede wenn auch noch so kleine Änderung zurückweisen.

Daher kommt es, daß, während Künste, Wissenschaften, Litteratur mit einer großen Übereinstimmung und mit einem gewissen Parallelismus fortschreiten, die Religion zurückbleibt, den heutigen Bedürfnissen und Gefühlen nicht mehr entspricht und der Kritik nicht Stand hält. Darum kann sie auch nur mit dem Geschmack der niedersten Schichten der menschlichen Gesellschaft, d. h. mit denen übereinstimmen, welche aus Mangel an Kultur und Gedankenträgheit wenig von der alten Religion verschieden sind, weil

*) Tree and serpent Worship.

sie selbst einer längst überflügelten Zeit angehören. Und um so mehr spekulieren die Priester auf das Gewerbe der Simonie.

Die höheren, intelligenten Klassen können nicht mehr diese Religion bekennen und die Gleichgültigen folgen dem Ritus aus Tradition, aber ohne Glauben und ohne Enthusiasmus.

All dies soll nicht beweisen, daß Religionen überhaupt überflüssig sind, aber sie beweisen das Bedürfnis ihrer Reformation, und daß sie dem verhängnisvollen Vorwärtseilen unsrer Gedanken folgen müssen wie jede andere menschliche Institution. Es kann immer Menschen geben, wie solche waren, sind und sein werden, welche keiner Religion bedürfen, aber die menschliche Familie wird immer religiös sein, weil die Hoffnung auf eine bessere, auf eine wenigstens von dieser verschiedenen Welt, weil das Bedürfnis, Dinge zu glauben, die man weder sehen noch berühren kann, weil die Liebe zum Mystischen alles menschliche und unbestreitbare Elemente sind. Wer aber die Religion retten will, der muß geneigt sein, sie zu reformieren, sobald sie der moralischen und intellektuellen Atmosphäre einer Epoche und eines Volkes nicht mehr genügt. Es ist besser, einen Leichnam glorreich zu begraben, als ihn leblos auf der Erde zu lassen, während die Larven der Simonie und die Wespen des Aberglaubens das Fleisch stückweise verzehren, die Luft verpesten und überall Gestank und Verwesung verbreiten.

Immer stiegen die Menschen zur Höhe hinauf, und immer werden die Menschen gern die Gipfel der idealen Welt zu erklimmen suchen. Zuerst ging man zu Fuß, dann stieg man auf den Rücken von Pferden und Elefanten, dann erfand man den Dampf, und wer weiß ob wir nicht eines Tages fliegen werden.

Auch die Religion trägt uns empor und wir dürfen und sollen sie nicht ganz verwerfen, sondern der niederen zu Fuß gehenden Religion der Wilden oder der auf dem Rücken großer Denker dahingetragenen soll man die Flügel der Poesie, der Idealität der menschlichen Familie anheften.

21. Februar.

Gestern habe ich zum ersten Male ein überraschendes Schauspiel gesehen. Ich schlenderte in diesen zauberischen Bergen umher, da sehe ich plötzlich, als ich einen Blick nach dem Thal zurückwende, meine Figur in riesigen Dimensionen auf einer Wolkenwand, die vor mir stand, reproduziert, und die hinter mir stehende Sonne umgab mein phantastisches Bild mit einem Glorienschein von leuchtenden, irisierenden Strahlen. Minutenlang blieb ich wie versteinert stehen, dann fing ich an wie ein Kind den Kopf und die Arme zu bewegen und war entzückt, mein Porträt in so kyklopischen Verhältnissen von der Sonne auf die Wolken des Himalaya gezeichnet zu sehen.

Ich bin wirklich in einer bezauberten Gegend und die Bemerkung Hookers, daß Darjiling der schönste Punkt unseres Planeten sei, ist vielleicht nicht übertrieben. Auch ich habe meinen Teil von der Welt durchwandert und ich zögere nicht, nach dem, was ich von Europa, Asien, Afrika und Amerika gesehen habe, zu bekennen, daß Rio de Janeiro am Meere, Darjiling auf der Erde die beiden Naturscenen sind, die ich am meisten bewundert habe.

Hier finde ich wirklich alle Formen des Schönen, des großen, unermeßlichen Schönen, das einen gedemütigt und klein läßt, fast wie ein Sandkorn in der Wüste Sahara, und das anmutige Schöne, das man mit seinen Händen fast liebkosen, mit seinen Lippen küssen kann. Vor den unersättlichen Augen steht die größte Bergkette des Planeten; zwischen dem Beschauer und dem Himalaya dehnt sich ein Ozean von Bergen, Hügeln und Anhöhen, immergrüne Wälder von Magnolien, Rhododendron und Koniferen, wie Schwalbennester in dem Grün verstreut kleine Dörfer, und vor allem diese Welt von Steinen und Grün, ein zweiter Ozean von Himmel und immer beweglichen Wolken und Nebeln, die sich bald verfolgen, bald bequem in den gewaltigen Thalbecken ruhen. An keinem Orte habe ich so unruhige, stürmische Wolken gesehen; sie schweben von Thal zu Thal, lassen sich in eine Thalschlucht hin-

einziehen, wie wenn eine unsichtbare Hand sie in die unten liegenden Becken schütten und dieselben ganz mit ihnen erfüllen wollte. Dann raubt plötzlich ein launischer Windstoß ein geflügeltes Flöckchen, das eilend davon fliegt, um vom Beschauer beneidet Tibet zu grüßen, und wenige Augenblicke später, nachdem es gesehen, wie die Dinge in China stehen, nach Indien zurückkehrt, um sich in der unendlichen See mit den Schwesterwolken zu verbinden.

Wie die Sonne so schön scherzt, so heiter sich in jenem Wolkenozean belustigt, wie der Mond von oben herab mit den Tausenden von Schatten und Halbschatten in den kleinen Thälern und Schluchten, in den tiefen Spalten tändelt! Die kolossalsten Bäume erscheinen aus der Ferne wie seidiger Flaum auf dem Gesichte eines Kindes, und die baumartigen Farren, die fern auf dem Rande eines steilen Felsens in die Luft ragen, gleichen den reizenden Muttermalen, welche die verschwenderische, galante Natur zuweilen auf die Gesichter unsrer schönsten Frauen zeichnet.

Manchmal fühlt man sich ganz müde von der vielen Bewunderung und man empfindet das Bedürfnis, sich in einen Wald zu flüchten, am Fuße einer Magnolie niederzusitzen und die Augen zu schließen. Heute habe ich mich in einem Walde versteckt und habe lange unter den trockenen Blättern gesessen und die Wollust eines langen Schweigens genossen. Wenn meine unruhige Hand in dem Blätterlager wühlte, dann fand ich unter demselben einen Teppich von goldfarbenen Tüpfelfarren, von Farrenkräutern, die so fein wie Brüsseler Spitzen und von der Farbe der Bronze waren; und unter den Farren pflückte ich ein weißes Veilchen mit blauen Streifen. Es war die erste Blume, die der Frühling auf den ersten Stufen des Himalaya hervorsprießen ließ.

Sind die Alpen schöner oder der Himalaya?

Wenn mich die Liebe zum Vaterlande nicht verblendet, so möchte ich behaupten, daß die Alpen nicht nur die schönsten Berge Europas, sondern auch schöner als die Cordilleren und der Himalaya sind. Die Natur hat sie mit der verschwenderischsten Ästhetik ausgestattet und sie mit der größten Koketterie in bezug auf Profile,

Umrisse und Farben geliebkost. Sie sind der würdige Rahmen zu jenem Edelstein unseres Planeten, zu Italien. Der Himalaya ist größer, strenger und der würdige Vorhang, um zwei große menschliche Familien, die arische und mongolische, die chinesische und die indo-europäische Welt, von einander zu trennen.

25. Februar.

Da ich ohne meine Schuld auf eine Reise nach Tamlung, der Hauptstadt des unabhängigen Sikkim, hatte verzichten müssen, so wollte ich wenigstens sagen können, daß ich in China oder in einem von demselben abhängigen Lande gewesen wäre, und unternahm dafür mit meinen Reisegefährten und andren russischen und französischen jungen Leuten einen Ausflug nach dem Flusse Rundschit. Alle machten den Weg zu Fuß, wenigstens beim Hinuntersteigen, ich dagegen, der ich älter, träger und besonders der Geschicklichkeit meines tibetanischen Pony sicherer war, ritt die ganze Strecke. Ich war wahrhaftig nicht schön auf meinem Pony! Von schmutzig brauner Farbe, ganz zottig und äußerst mager, schien das arme Tier eher aus Holz als aus Fleisch zu bestehen. Er wieherte nicht, er bewegte den häßlichen Kopf nicht, er stampfte die Erde nicht ungeduldig mit seinen Füßen, aber was für eine Sicherheit, um nicht in die Abgründe zu gleiten! was für ein Auge! was für Festigkeit in seinen Hufen! welche Unermüdlichkeit! Nie stolperte er, nie zeigte er sich matt, nie gab sein Körper im geringsten nach. Wenn er auch ein Vierfüßler war, so war er doch viel sympathischer als der grüne Zweifüßler, der mich als Kuli begleitete. Dieser war schweigsam, mürrisch, antipathisch, und man kann sich keine Vorstellung von dem häßlichen Gesicht machen, das er mir schnitt, als ich ihm mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt eins meiner Sandwich angeboten hatte. Es war Rindfleisch darin und er war ein dreimal orthodoxer Hindu.

Alle unsere Kuli waren antipathisch. Ohne daß ich es bemerkte, warf mir ein anderer einen prachtvollen Bambusrohrknoten, den ich auf dem Wege für nur zwei Anna gekauft hatte, ins Thal

hinunter. Er hatte über einen halben Meter im Umfang, und ich hatte mir vorgenommen, in Florenz die schönste, merkwürdigste Schale der Welt daraus machen zu lassen. Und doch hatte ich ihm eine Rupie Trinkgeld versprochen. Er war Kuli und nicht Lastträger und konnte sich nicht erniedrigen, mir einen Bambus zu tragen. Ein dritter hatte den Auftrag, mir ein Nargileh aus Bambus und gebranntem Thon zu tragen, den ich von einem Vorübergehenden gekauft hatte; aber schnaufend und verächtlich warf er die Pfeife fort. Ich hatte ihn beleidigt, er war kein Lastträger. Ich bat, beschwor, versprach ihm ein reichliches Trinkgeld, aber er gab erst nach, als ich ein Stück und zwar das schwerste von dem Nargileh in meine Tasche steckte. Um so besser, seine Ehre war gerettet und meine Pfeife sicher.

Aber in der herrlichen Natur, die mich von allen Seiten umgab, waren das nur unbedeutende Nadelstiche. Die dunkelgrünen Theepflanzungen wechselten jeden Augenblick mit Urwäldern ab, in denen kolossale Bäume auf ihren Ästen Orchideen zu Hunderten und Tausenden trugen. Schlank und elegant erhoben die Baumfarren ihre Häupter an den Rändern des Abgrundes, in kleine Familien von drei, vier, fünf Individuen vereint. Je tiefer wir in das warme Thal hinabstiegen, desto reicher wurde die Flora und hundert verschiedene Arten Farren boten die aristokratischsten, feinsten, buntfarbigsten Formen der schönen Familie dar.

Nachdem wir so zehn Meilen mitten durch den unaussprechlichen Zauber der herrlichsten Landschaft der Welt gemacht hatten, gelangten wir an den Rundschit, den man auf einer schlecht befestigten, schwankenden Holzbrücke überschreitet. Zu Fuße wollte ich sehen, wo sich dieser Fluß mit dem Tista vereint. Dieser führt meergrünes, kaltes Wasser, während das des Rundschit dunkelgrün, wie Smaragd durchsichtig und wärmer ist. Die beiden Wasser laufen eine lange Strecke in demselben Bett neben einander her, ohne sich zu vermischen, bis sie endlich, von der langen Berührung gezähmt, sich umarmen und in eine einzige Welle zusammenfließen.

Der Rundschit bildet die Grenze zwischen dem unabhängigen Sikkim und Bhutan. Ich setzte in einer kolossalen, aus einem einzigen Baumstamm ausgehöhlten Piroge über. Den Fluß auf der Hängebrücke von Rotang zu überschreiten war eine Unmöglichkeit, weil sie in einem solchen Zustande der Unbrauchbarkeit war, daß nicht einmal ein Affe ungefährdet hinübergekommen wäre. So konnte ich also die eigentümliche Empfindung, welche diese primitiven zwischen Himmel und Wasser gleich Hängematten schwebenden Brücken verursachen, auf denen immer nur eine Person hinübergehen kann, nicht wahrnehmen. In der Tiefe des Wassers sieht man unbeweglich viele Forellen.

Jenseits des Flusses fand ich ein sehr ärmliches Dorf, aus dessen Holzhäuschen schmutzige, ungekämmte, zerrissene Menschen auftauchten. Sie sagten, daß sie magia wären, aber wer weiß, was sie mit jenem Worte bezeichnen wollten. Mir schienen es Limbo zu sein.

Sie waren sehr geldgierig, und für Geld ließen sie sich die Hände untersuchen und verkauften mir Schmuckgegenstände und eine heilige Trompete, die aus einem menschlichen Schenkelknochen verfertigt war. Ein Mädchen floh erschreckt in ihre Hütte und schloß sich darin ein, weil ich sie gefragt hatte, ob sie mir ihre Halskette verkaufen wolle. Einem andren schönen Mädchen gab ich eine Schachtel mit Wachszündhölzchen mit einem Spiegel darauf, und sie stand entzückt und lächelnd vor dem Gegenstande, der für sie so neu und merkwürdig war. Einige Männer wollten sie ihr entreißen, ich aber ließ sie ihr wiedergeben, wofür sie sich mir sehr dankbar bewies. Ich wollte einem Fischer ein sehr schönes Netz abkaufen, wie ich es in verschiedenen Ländern Indiens und am häufigsten an den Ufern des Ganges gesehen hatte. Er antwortete mir aber, daß er dann nichts zu essen hätte und Hungers sterben müßte. Ich vermehrte die Zahl der Rupien in meiner Hand, ließ sie liebevoll springen und klingen, antwortete ihm — immer mit Hülfe des Dolmetschers —, daß er sich mit den schönen Silbermünzen ein anderes Netz machen oder kaufen könne. Er

sah die Rupien an, betrachtete dann das Netz, aber ich behielt mein Geld und er sein Netz.

Aus einer Hütte trat ein alter Trunkenbold, niemand aber lachte über ihn mit Ausnahme der Kinder. Im Gegenteil, alle schienen sich zu schämen, und waren erst zufrieden, als sie ihn meinen Blicken entzogen hatten.

Ich kreuzte den Fluß in derselben Piroge und wollte versuchen, meiner aus dem menschlichen Schenkelknochen verfertigten Trompete Töne zu entlocken, da bemerkte ich, daß sich der entsetzlichste Schrecken auf den Gesichtern meiner Ruderer malte. Ein Leptscha warf sich vor mir auf die Kniee und flehte mich an nicht zu blasen, da sie sonst alle untergehen müßten.

Ich wagte nicht fortzufahren, denn der Schmerz des armen Leptscha war zu herzzerreißend, und so stieg ich am rechten Ufer des Flusses aus, betrat wieder das englische Indien und hier erwartete mich ein Vorfall, der leicht ein Unfall hätte werden können Ein Eingeborener schöpfte Wasser aus dem Fluß mit einer sehr schönen, aus Holzrinde verfertigten Schale, mit einem graziösen Griff. Noch nie hatte ich etwas ähnliches gesehen, und so wollte ich sie für mein Museum erwerben. Ich handelte mit ihm und bekam sie für acht Anna.

Ich war stolz auf meinen Kauf und zeigte ihn schon von weitem meinen Gefährten. Da stürzte plötzlich aus einer Hütte eine junge, nicht unschöne Frau heraus, warf sich auf mich und entriß mir unter unzähligen Flüchen die kostbare Schale, ehe ich noch Zeit fand, mich dagegen zu verteidigen. Ich rief den Dolmetscher, meine Gefährten — keiner hörte mich. Mann an Mann kämpfte ich mit der robusten Frau, die stärker war als ich und die Tasse fest unter einer Achselhöhle hielt. Als sie aber sah, daß sie an jener Stelle nicht sicher war, so steckte sie dieselbe zwischen die Schenkel, wo es mir sehr schwer wurde, den Kampf fortzusetzen, weil mein Anstandsgefühl und mein Eigentumsrecht in Streit kamen. Ich versuchte jedoch das Rätsel, so gut es ging, zu lösen, als ich mich plötzlich von vielen mit Bogen, Stöcken und Zorn

bewaffneten Indiern umgeben sah, die mich mit drohendem Geschrei umdrängten.

Da bemerkten meine Reisegefährten meinen Kampf, und lachend eilten sie mir zu Hülfe, denn sie glaubten, daß ich von der jungen Frau ganz etwas andres gewollt hatte, als meine Schale. Eine Zeitlang nahmen sie sogar an, daß ich einem Anfall von erotischer Wut zum Opfer gefallen wäre. Endlich begriff ein junger Russe die Sache und stand mir bei, meine Tasse der Frau zu entreißen. Dann ließ ich ihr durch den Dolmetscher mitteilen, daß dieselbe mir gehöre, und daß ich sie von einem Indier gekauft habe. In diesem Augenblick bemerkte ich ihn unter den Herbeigeeilten, und ich winkte ihn herbei. Jener Indier war ihr Mann und hatte, ohne sie vorher zu fragen, einen ihr gehörigen und ihr sehr teuren Gegenstand verkauft.

Öffne dich, o Himmel! Nie werde ich das verlegene, beschämte Gesicht des armen Gatten vergessen. Sie schlug ihn mit den Fäusten in das Gesicht und machte ihm Vorwürfe in Worten, die ich nicht verstand, die aber nach der Wirkung, die sie hervorriefen, sehr scharf sein mußten. Er schwieg, sah sehr reuig und zerknirscht aus und flehete mich mit dem Blicke an, der beleidigten Frau die ohne deren Einwilligung verkaufte Tasse zurückzugeben. Das Schlimmste aber war, daß er mir nicht die acht Anna wiedergeben wollte, und ich wollte entweder die Tasse oder das Geld. Ich verdoppelte, verdreifachte den Preis, aber es war keine Möglichkeit, die Tasse zu bekommen. Ich erhielt endlich mein Geld, und die Frau ihre Tasse, die ohne die Dazwischenkunft des höflichen Russen und die Erklärungen und Übersetzungen meines Dolmetschers mich vielleicht in eine sehr schlimme Lage versetzt hätte.

In dem Vorhof eines elenden Lehmhüttchens, das zugleich eine Schänke war, frühstückten wir und ich aß mit dichterischem Appetit Schokolade, Brot, Sandwich und Apfelsinen. Stumm und streng sahen uns einige Hausierer dabei zu. Jene Naturen entsprachen den unsren nicht, und doch fühlte ich das lebhafte Bedürfnis, mich mit jenen Menschen in Kontakt zu setzen.

Ein heiteres, lebendiges Kind weidete in unserer Nähe einige Ziegen, und ich versuchte mit vieler Mühe ihn mir zum Freunde zu machen, indem ich ihm Apfelsinen und Pais schenkte. Er streckte die Hand aus, dann legte er sie ehrfurchtsvoll an die Stirn und grüßte mich in reizender Weise lächelnd. Dieser zeigte sich wenigstens als mein Bruder.

Während man an den Ufern des Rundschit transpirierte, schneite es in Darjiling und bei unserer Rückkehr lag noch der Schnee weiß auf den höchsten Berggipfeln des englischen Sikkim.

Die Himalayakette glänzte noch weiß und diamantgleich am blauen Horizont mit ihren Hunderten von Gipfeln und Spitzen, und ein tiefer Seufzer genügte kaum, um die ganze Fülle der mich durchflutenden Empfindungen auszuströmen.

Ich hatte einen wunderschönen Tag verbracht, hatte den Boden des unabhängigen Sikkim berührt, hatte die Forellen des Rundschit gesehen und Mann an Mann mit einer Leptscha-Frau gekämpft.

28. Februar.

Ich habe einen schönen Ritt nach den New-Barraks, einer prächtigen Kaserne, gemacht, die von englischen Soldaten, welche den respektiven Gehorsam der Unterthanen in Sikkim unterstützen sollen, bewohnt wird. Die guten Rothosen sahen eher wie Mönche als wie Soldaten aus, so fett, glänzend und zufrieden sind sie, denn sie atmen eine balsamische Luft und genießen eines der schönsten Panoramas der Welt.

Unter ihnen zeichnet sich besonders der vortreffliche Sergeant Mr. Partridge aus, der eine wahre Romanfigur ist Sein Kleid ist rot, noch röter ist sein Gesicht, und aus jeder Pore seiner Haut strömt er brandy und Glückseligkeit aus. Er hat grobe Züge, die eines gutmütigen, wohlwollenden Mannes, aber nicht gutmütig bis zur Dummheit, eines Spaßmachers, aber nicht bis zur Boshaftigkeit. Auf eigene Rechnung und ohne viel zu philosophieren hat er das Rätsel des Lebens gelöst. Er erfüllt seinen Dienst

als Soldat, und dann geht er in seinen Freistunden auf die Jagd, botanisiert, stopft die Häute der erlegten Tiere aus, klebt die Blätter der gesammelten Pflanzen auf und verkauft die botanischen und ausgestopften Produkte seiner Wanderungen. Seine Kameraden in der Kaserne halten ihn für einen großen Naturforscher, und ich glaube es auch, weil ich in seinem Schlafzimmer mehrere Bücher mit Bildern von Vögeln, Schlangen und Säugetieren gesehen habe. Den Text derselben liest er wenig, aber die Bilder studiert er mit großer Liebe und zieht seine Schlüsse daraus. Manchmal begeht er wohl einen Irrtum, aber er hat noch nie eine Schwalbe mit einer Fledermaus, oder eine Kröte mit einer Eidechse verwechselt.

Alle Jäger haben in ihren Adern etwas gaskonisches Blut, und auch Mr. Partridge erzählt oft und gern von seinen außerordentlichen Schüssen, von seinen glücklichen Jagden. Nur einen Fehler hat der brave Mann, dessen bloßer Anblick genügen würde, um die gerunzeltste Stirn zu glätten und die schwärzeste Melancholie mit einem Schlage zu heilen. „Nil sub sole perfecti!“ Er hat immer Durst, und merkwürdigerweise, so paradox es auch scheinen mag, aber es ist die reinste Wahrheit, er hat selbst Durst, während er trinkt. Willst Du, lieber Leser, nach Darjiling gehen, so möchte ich Dir einen Rat geben: Gib ihm nie zu trinken, ehe Du nicht mit ihm ein Geschäft abgemacht hast. Mit großer Anstrengung gelingt es Dir, ihm den brandy abzuschlagen; hat er aber einmal das verhängnisvolle Gefäß an die Lippen gesetzt, dann ist es unmöglich, seinen Durst zu stillen.

„A small cup, a very small one Sir, if you please!“ (Ein kleines Gläschen, ein ganz kleines Gläschen, mein Herr, bitte!)

„Aber, lieber Partridge, es muß das letzte sein.“

„Ich schwöre es Ihnen. Sobald ich es getrunken habe, gehe ich.“

Er leert sein Gläschen, leckt sich mehrere Male die Lippen, schnalzt mit der Zunge; dann wird er röter und leuchtender denn je, aber statt zu gehen, setzt er sich erst wieder hin. Und dann

fängt er an, eine lange, lange Geschichte zu erzählen, die kein Ende nimmt. Man kann ihm auf alle mögliche indirekte Weise zu verstehen geben, daß er gehen soll, er rührt sich einfach nicht. Man mag sich den Hut aufsetzen, den Stock nehmen, auf die Uhr sehen .... alles vergebens.

Da fiel mir zum ersten Mal ein kühnes Mittel ein.

„Lieber Mr. Partridge, noch ein Gläschen, der Trunk im Steigbügel, wissen Sie, aber dann empfehlen Sie sich!"

Oh! wie der Mann lachte! Wie sein Gesicht leuchtete! Er sah aus, wie ein von Neapels Sonne gebräunter Liebesapfel.

Um ihm den Rückzug abzuschneiden, mischte ich ihm das letzte Glas auf der Treppe. Mr. Partridge trank, leckte sich, schnalzte mit der Zunge ... und ging.

Eine Viertelstunde später hörte ich an die Thür klopfen und siehe da! es war Mr. Partridge, der mir etwas sehr dringendes zu sagen hatte. Ich mußte ihn empfangen und ihm von neuem zu trinken geben. Einmal gab ich ihm soviel, daß ich ihn bis zu Thränen rührte, die er auf meiner Schulter vergoß, da er mich umarmt und fest an sich gedrückt hatte. Dabei flüsterte er mir die süßesten Worte ins Ohr. Ich ließ ihn die Treppe hinunterrollen und schloß mich in mein Zimmer ein.

Würde man es wohl glauben? Eine Stunde darauf war er von neuem an meiner Thür, um mich wegen der vielen Freiheit, die er sich genommen, um Entschuldigung zu bitten .... und mich anzuflehen, ihm noch ein letztes, allerletztes Gläschen, einen Trunk im Steigbügel zu geben.

Es lohnte wirklich der Mühe, nach Sikkim zu gehen, nur um Mr. Partridge kennen zu lernen: die komische Ader der Menschheit durch den Zufall, der oft ein größerer Künstler ist als alle andern Künstler, an den Fuß des Kinchinjunga und des Everest, der beiden größten Riesen unsres Planeten, verschlagen.

Bei den New Barraks lernte ich den Obersten Robert kennen, der eine prachtvolle Sammlung tibetanischer Gegenstände zusammengestellt hat. Besonders sind es solche, die den Kultus

betreffen, die er mit der größten Liebenswürdigkeit zeigt und mit den lustigsten Anekdoten begleitet.

1. März. Mittwoch.

Den Monat habe ich gut angefangen. Ich habe zwölf Eingeborene photographiert, das heißt, ich habe vierundzwanzig Photographien gemacht, da ich jedes Individuum en face und im Profil abnehme. Ich habe alle Platten ohne Ermüdung und mit wahrem Vergnügen präpariert.

Täglich kaufe ich auf den Straßen und auf dem Markt neue Gegenstände für mein Museum.

Abends wärme ich mich an meinem Feuer, plaudere mit meinen Reisegefährten, und mache dann einen nächtlichen Spaziergang in Begleitung des Nebels und des Mondes.

3. März. Freitag.

Ich retouchiere siebzehn Platten und mache zwölf Photographien Eine sehr schöne Armenierin, die ihre Villeggiatur in Darjiling hat, dient mir als Dolmetscherin bei den Eingeborenen und leistet mir Gesellschaft. Sie hat die schönsten Hände, die ich je gesehen, und aus Liebe zur Wissenschaft gestattet sie mir dieselben zu messen und zu studieren.

4. März. Sonnabend.

Weh' mir! Alles Schöne und Sterbliche kann nicht dauern! Ich muß abreisen. Alles, Sammlungen und Kleider u. s. w., haben wir schon eingepackt und haben nicht weniger als sieben und zwanzig Kulis, die unser Gepäck nach dem Bahnhof tragen. Das kleine Volk von Lastträgern grunzt, lärmt und schreit vor unsrem Hause. Beide Geschlechter sind vertreten, alle Lebensalter und mindestens drei oder vier Rassen.

Ein kräftiger Jüngling, ein Leptscha, kommt mit einem Bhutan-Mädchen in Streit, weil er einen Koffer nehmen will, von dem sie bereits Besitz ergriffen hat. Der Mann ist stärker, aber die

Frau ist mutiger und traktiert ihn mit einem Strick, ja, legt sogar die Hand an einen großen Knüppel. Endlich treten die anderen fünfundzwanzig Kulis und Italien dazwischen. Die beiden Streitenden werden getrennt, aber noch von weitem schleudern sie sich Flüche und wutglühende Blicke zu ....

6. März. Montag.

Ich verlasse Darjiling und Sikkim und grüße zärtlich zum letzten Male den Kinchinjunga. Meine Bhutia- und nepalesischen Kaufleute kommen noch einmal, um Abschied zu nehmen, und sind schmerzlich bewegt, ihre guten Opfer abreisen zu sehen, die sie seit fast einem Monat mit täglicher Regelmäßigkeit geschoren haben.

Kaum war ich erwacht, so näherte ich mich dem Fenster und sah sie alle auf der Terrasse vor Doyls Hotel kauern. In größter Eile verbarg ich mich und verschloß mich wütend in mein Zimmer, um zu schreiben und zu arbeiten. Aber zum Frühstück mußte ich hinausgehen und so schnell ich auch lief, sie verstellten mir doch den Weg und boten mir hier ein großes nepalesisches Messer, dort eine Gebetsmaschine oder einen Rosenkranz oder eine Trompete aus einem menschlichen Hüftknochen an.

Nach dem Frühstück, nach dem Frühstück ..... und fort ging's.

Auch während des Frühstücks näherten sie sich den Fenstern, trommelten auf die Scheiben und zeigten mir ihre Artikel. Wenn ich wieder hinausging, fing ich je nach der Tageslaune, die auf dieser Höhe immer unberechenbar und veränderlich bei mir ist, an mit ihnen zu unterhandeln oder jedes Gespräch zu verweigern.

Aber sie lächelten immer, folgten mir überall hin und ärgerten mich bis zur Hundswut. Nichts gleicht mehr einer Fliege als ein Händler in Sikkim. Man verjagt sie und sie kommt wieder, man wechselt seinen Platz und sie kommt wieder, man schließt die Augen und man hört ihr Gesumm von neuem. Man begeht die Niedrigkeit, nach ihr zu schlagen, sie stirbt nicht; man zerdrückt sie grausam zwischen den Händen, und während sie den letzten Atem aus-

haucht, hinterläßt sie in ihrem Testament der Tochter, der Schwester, der Mutter die angenehme Aufgabe, einen weiter zu plagen, einen ewig zu umsummen, und bringt einen dazu, dem Leben zu fluchen und sich ernstlich mit dem Gedanken an den Selbstmord zu beschäftigen. Einen Hausierer in Sikkim kann man beschimpfen, aber die Beschimpfungen nimmt er für Höflichkeiten, man kann ihn durchprügeln und indem er sich die wunde Stelle reibt, lächelt er einem süß ins Gesicht. Freilich kann man ihn totschlagen und vielleicht würde er nicht ein Testament wie die Fliege machen; aber da ich mein fünfzigstes Jahr ohne anerkannten Mord erreicht habe, so möchte ich auch unschuldig und ohne menschliches Blut vergossen zu haben, sterben.

Und wenn diese Kaufleute aufdringlich sind wie die Langeweile, wenn sie lästig sind wie die Fliegen und unermüdlich wie die Ameise des Tamerlan, so sind sie Spitzbuben wie . . . . wie die ärgsten Spitzbuben Europas. Sie verlangen Preise, die zweimal, dreimal, zehnmal den wahren Wert eines Gegenstandes übersteigen, verkaufen falsche Münzen, falsche Schmucksachen, reichbehaarte und fast leere Moschusbeutel.*) Es gibt keinen Betrug, den sie nicht versuchen, keine Fälschung, die ihnen unbekannt wäre, und keine jüdische kaufmännische Beredsamkeit, die sie nicht anwenden würden.

Das ist aber nicht das besondere Verdienst der Hausierer in Sikkim, auch bei ihren Mitbrüdern in Baroda, Gipur und Bombay

---

*) Einige Zoologen haben die Existenz des Moschustieres in Tibet geleugnet, aber Lydekker glaubt dieselbe mit voller Gewißheit dargethan zu haben. Sonderbar ist es, daß schon bei Marco Polo der erste Beweis gesucht wird. Das Moschustier ist auch in Bhutan allgemein und wird durch die Wüste Gobi bis in Sibirien hinein gefunden. Lydekker: On the occurrence of the Musk Deer in Tibet, Journal of the Asiatic Society in Bengal. New Series. Vol. 49. N. 1. pag. 4.

In Darjiling werden Bisamhäute für wenige Soldi (1 Soldi = 4 Pf.) verkauft. Sie haben aber wenig Wert, da sie bei dem geringsten Gebrauch wie alles Rotwild die Haare verlieren.

habe ich dieselben Tugenden entdeckt. Die beste Art und Weise, um sich gegen ihre Arglist zu wehren, ist die, einen intelligenten ehrlichen Diener bei sich zu haben, der ihre Sprache kennt. Man muß sie immer niederträchtig und brutal behandeln, sich nicht beeilen, ihnen etwas abzukaufen, überhaupt keine große Lust zeigen, etwas zu erstehen. Zeigt man sich neugierig, ungeduldig, einen Gegenstand zu besitzen, so hat man damit dem Feinde, der jede Miene beobachtet und das Verlangen nach Rupien schätzt, die schwache Seite gezeigt. Derselbe Gegenstand, den man einzig glaubt, den man sich nicht entgehen lassen will, ist vielleicht ganz allgemein, und derselbe Händler bietet ihn morgen, übermorgen in schöneren und billigeren Exemplaren an. Man muß die größte Gleichgültigkeit heucheln, alles verachten, die Einkäufe bis zur letzten Stunde vor der Abreise verschieben, und befolgt man meine Ratschläge, die Frucht einer grausamen, durch Rupien gewonnenen Erfahrung, so wird man nicht unbefriedigt Sikkim und Indien verlassen.

Zehntes Kapitel.

Die Bevölkerung in Sikkim. — Die Leptscha. — Die Bhutia. — Die Limbu. — Nepalesen und Tibetaner. — Ein tibetanischer Gruß.

Bevor ich Sikkim verlasse, will ich die Bevölkerung, der ich eine besondere Denkschrift widmen werde, kurz skizzieren. In jenem Zauberlande sind viele verschiedene Familien der mongolischen Rasse mit vielen aus der Ebene heraufgekommenen Hindu untermischt; auch findet sich hier und da ein Muselmann und Engländer, die den Sommer im Gebirge zubringen und verschiedene Schulen gegründet haben, wo Knaben und Jünglinge das geeignete Klima finden, das sie stärkt und kräftigt und gegen die Gefahren der glühenden indischen Ebene widerstandsfähig macht.

Die Leptscha sind die bekanntesten unter den mongolenähnlichen Stämmen in Sikkim, weil sie Hooker in seinem schönen Buch über Sikkim populär und fast sympathisch gemacht hat.*) Obgleich die Reise des berühmten Botanikers vor mehr als dreißig Jahren stattgefunden hat, so habe ich doch die Leptscha von heute durchaus dem von ihm entworfenen Gemälde ähnlich gefunden.

---

*) Joseph Dalton Hooker. Himalayan Journals. Notes of a Naturalist in Bengal. The Sikkim and Nepal Himalayans etc. New edition in two volumes. London 1855.

Es ist ein vorzügliches, mit einem berühmten Namen unterzeichnetes Werk, das man gern liest, wenn es auch zuweilen infolge seiner übermäßigen Weitschweifigkeit und der unglaublichen Detailliertheit der Erzählung langweilig wird. Sobald aber der Autor sich vor den großen Wundern der Natur befindet, dann bewegt er, dann regt er den Leser auf und reißt ihn

Nur sind sie ein klein wenig mehr hindusiert, wenden auch nicht mehr Bogen und Pfeile an, sondern den Bogen mit Kreidekugeln, den sie einzig und allein zur Jagd gebrauchen. Sonst sind sie noch immer das schmutzige, heitere, gedankenlose Volk, das auf der Skala der Zivilisation eine der letzten, auf der der Glückseligkeit eine der ersten Stufen einnimmt. Für die menschliche Familie ist es wenig ehrenvoll, aber leider nur zu wahr, daß glücklich sein und Zivilisation immer im entgegengesetzten Verhältnis zu einander stehen.

Die Leptscha halten sich für die Ureinwohner von Sikkim, aber da sie große Nomaden sind, so befinden sie sich bald im westlichen Bhutan, bald im östlichen Nepal. Sie sind in zwei Stämme geteilt, die Rong oder wahren Leptscha und die Khamba. Es heißt, daß die Bevölkerung von Sikkim vor zwei Jahrhunderten aus Leptscha und Bhutia bestand, die, der ewigen aufreibenden Zwistigkeiten müde, die Lama, die jenseits des Himalaya wohnten, um Rat fragten, wie sie auf die beste Art und Weise ihrer unnatürlichen Lage ein Ende machen könnten. Eine Deputation von Lama ging nach China und kehrte mit einem Jüngling zurück, der die nötigen Erfordernisse besaß, um ein guter König zu werden, und dieser wurde zum Rajah von Digong, der Name, mit welchem die Leptscha Sikkim bezeichnen, ernannt.

Die Leptscha sind von niedriger Statur, aber kräftig gebaut, mit schwarzen ungepflegten Haaren, die bei den Frauen in zwei, bei den Männern in einem Zopf*) zusammengefaßt werden, mit

---

enthusiastisch mit sich fort. Der Botaniker nimmt natürlich den besten Teil der Reise für sich in Anspruch, aber ethnologische, historische und geologische Bemerkungen ziehen sich in reicher Fülle durch das Werk. Der englische humour wirft hier und da ein Körnchen Salz hinein und der häufig kraftlose, einförmige Stil wird blühend und angenehm.

*) Ich kann durchaus nicht mit Dr. Campbell übereinstimmen, der von den Haaren der Leptscha sagt: „Sie sind stolz auf ihr Haar und arrangieren es sehr sorgfältig." Journ. of the Asiatic Society of Bengal. 1840.

kleinen, schiefgeschlitzten Augen, einer nicht zu aufgeworfenen Nase, breiten Gesichtern, großem Munde und gelblicher Haut, auf dem Gesicht sehr wenig Haar, das sich fast immer nur auf einen Schnurrbart reduziert. Der Zopf, das unbehaarte Gesicht, die fast gleiche Kleidung bei beiden Geschlechtern tragen dazu bei, die Unterscheidung derselben sehr zu erschweren.

Sie sind Nomaden und gründen nie dauernde Dörfer, da sie kaum länger als drei Jahre an derselben Stelle bleiben. Sie essen alles Eßbare, Schlangen, Frösche, Pilze, Farrenkraut und wilde Wurzeln, kennen aber auch selbstgesäetes Getreide, das sie nur sehr oberflächlich unter die Erde kratzen. Allem anderen aber ziehen sie Schweinefleisch, Rindfleisch, Ziegen und Hammelfleisch vor. Die in Nepal lebenden Leptscha sind gezwungen, sich den Gebräuchen der Hindu anzubequemen, und enthalten sich des Fleisches; sie versuchen aber immer, nach Sikkim zurückzukehren, wo sie ohne Gewissensbisse und ohne Vorwürfe alles essen können. Sie trinken die Murwa, die wir schon kennen.

Sie sind Monogamen und viel moralischer als die Bhutia. Von den reifen Mädchen verlangt man jedoch keine zu strenge Tugendhaftigkeit und außerdem kann die Ehe nie in sehr jugendlichem Alter stattfinden, da es dem Gatten viele Mühe verursacht, das für die Frau zu bezahlende nötige Geld zu erarbeiten und zu ersparen. Doch gibt es ein Auskunftsmittel; der Gatte lebt nämlich lange Zeit mit der Verlobten im Hause des zukünftigen Schwiegervaters und wartet, bis er die Summe erspart hat.

Die Leptscha begehen fast nie ein Blutvergehen, sind faul, leichtsinnig, leben in den Tag hinein, ohne sich um das Morgen zu sorgen und ohne die rasende Wut unseres ehrgeizigen Strebens und unserer kasuistischen Gesetzgebung und Moral. Sie spielen eine Art von Damenspiel leidenschaftlich gern, improvisieren überall ein Schachbrett auf der Erde und benutzen dazu Steinchen von verschiedenen Farben.

Der Oberst Walter Serwill hat von dem Charakter der Leptscha eine sehr schöne Definition mit einer wirklich Linnéschen

Phrase entworfen: The free, happy, laughing and playful, not chaste Lepchas, the children of the mountains, modest, social and joyous in disposition.“ *)

Die Sprache der Leptscha ist der tibetanischen sehr verwandt, hat aber nicht das tibetanische Alphabet. Wir haben eine Leptscha-Übersetzung einiger Teile der Bibel und anderer Elementarbücher. Sowohl die Leptscha wie die Bhutia sind Buddhisten, obgleich Latham es leugnet, aber die letzteren verbrennen ihre Leichen gleich den Hindu, haben keine bestimmte Form der Ehe und sind Polyander, während die Leptscha ihre Toten begraben und Monogamen sind. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, wie Kurt bemerkt, daß zwei so verschiedene Organisationen der Familien eine identische Religion haben. **)

Die Leptscha tragen keinen Turban und gehen mit entblößtem Haupt. Ihre Kleidung ist äußerst einfach und besteht aus einem Beinkleid und einem bunten Mantel, der auf der Brust und dem Rücken übereinandergeschlagen ist. Ihre Frauen tragen sehr schöne Schmucksachen aus Silber, Korallen und Türkisen.

Die Leptscha begraben ihre Toten wie alle Buddhisten. Es scheint aber auch, daß sie sich oft damit begnügen, die Leichname mit einem Haufen von Steinen zu bedecken; darum findet man so häufig von den wilden Tieren benagte menschliche Gebeine in den Wäldern. Trotzdem ich große Prämien versprach, ist es mir aber doch nicht gelungen, einen Leptschaschädel zu erhalten.

Obgleich die Bhutia mit den Leptscha untermischt in Sikkim leben, so bilden sie doch ein von diesen verschiedenes Volk, und in Darjiling bewohnen sie sogar ein besonderes Dorf ganz allein.

Sie sind schöner und größer als die Leptscha, wenn auch ihre Physiognomie stärker an die mongolische erinnert, haben kleinere Nasen, schiefere Augen. Die jungen Mädchen haben eine

---

*) Die freien, glücklichen, lachenden, neckischen Leptscha, die wahren Kinder des Gebirges, bescheiden, gesellig, mit den glücklichsten Anlagen begabt.

**) Kurt. On the Non Aryan Languages of India. Proc. of the Asiatic Society of Bengal. Journ. 77. pag. 6.

so ungewöhnliche und gefällige Rosenfarbe auf dem Gesicht, daß sie sogar einen Europär in Versuchung führen könnten. Sie tragen Zöpfe wie die Leptscha und sind wie diese schmutzig und nachlässig in ihrer Kleidung. Einige Frauen haben sich das Haar abgeschoren, weil sie Nonnen mit dem Gelübde der Keuschheit sind. Aber es scheint, daß, ehe sie sich den Kopf geschoren, sie den Körper so lange sie konnten dem Teufel preisgegeben hatten.

Ihre Ghylong oder Lama bilden einen Hauptteil der Bevölkerung. Um Priester zu werden, muß man eine Taxe bezahlen und Erlaubnis von den Vorgesetzen haben. Sind sie einmal mit dem priesterlichen Charakter bekleidet, so müssen sie auch die Heilkunde ausüben, was sie aber durchaus nicht zu strengen Studien verpflichtet, da sie alle Krankheiten durch Zauberformeln und Beschwörungen heilen.

Die Lama der Bhutia leben in Klöstern, und der ernsteste Teil ihres Ritus besteht darin, die Gebetsmaschinen zu drehen oder die Perlen ihrer Rosenkränze umlaufen zu lassen, wobei sie die famosen Worte: om-mani-pad-mi-om wiederholen. Was die Grundidee ihrer Religion betrifft, so kann man sagen, daß sie eine Abstraktion von jedem irdischen Gedanken ist, um alle Aufmerksamkeit auf die Attribute, die Vollkommenheit Buddhas zu konzentrieren. Es scheint aber, daß ihre Bekehrung zum Buddhismus nicht sehr alt ist, denn das Volk glaubt an eine zahllose Legion von Geistern, denen sie Blumen und bunte Läppchen darbringen.

Es ist nicht recht bekannt, ob sie einen wirklichen Ritus bei der Eheschließung haben, sehr bekannt aber ist es, daß die Männer kein besonderes Gewicht auf die Keuschheit ihrer Frauen legen, und daß diese in ausgedehntestem Maße von dieser Duldsamkeit ihrer Gefährten Gebrauch machen. Das berichten zwar alle Reisende, aber es kontrastiert doch stark mit der scheinbaren Schamhaftigkeit ihrer Mädchen, die sobald ich sie mit lächelndem Wohlgefallen betrachtete, sofort sehr lebhaft erröteten. Dalton dagegen sagt, daß eine Bhutia-Eva ein Stückchen von der verbotenen Frucht gegessen

hätte, ohne nachher an das Feigenblatt zu denken. — Wenn sie sich, seiner Meinung nach, bekleiden, so geschieht es nicht aus Schamhaftigkeit, sondern nur um sich vor der Kälte zu schützen.

Die Polyandrie ist bei den Bhutia eine soziale Einrichtung, aber artet leicht in freie Liebe aus.

Ihre Häuser sind schön, ähneln den Schweizerhäuschen und bestehen oft aus zwei, drei, ja sogar vier Stockwerken, mit Holzschnitzereien und Verandas verziert. Eigentümlich berührt es, daß das Innere ihrer Häuser sauberer ist als ihre Körper. Ihre Erfahrenheit in der Architektur zeigen sie auch bei dem Bau ihrer Brücken. Die Häuser der Bhutia in Sikkim sind jedoch viel häßlicher als die von Dalton beschriebenen.

Ihre gröberen Stoffe weben sie selbst, die feineren kaufen sie aus Tibet und China. Meistenteils sind es die Frauen, welche auf der Erde sitzen und weben. Sie verfertigen ein gutes Papier aus der Rinde eines Baumes, den sie Diah nennen, machen Murwa und destillieren ihr Bier, da sie große Liebhaber von geistigen Getränken sind.

Sie haben Pferderennen, verbrennen ihre Toten und werfen deren Asche in den nächsten Strom.

Die Kleidung ist sehr einfach, die Schmucksachen der Frauen dagegen sind sehr reich und elegant.

Mary Avery*) berechnet die Zahl der Bhutia in Sikkim auf 3834.

Dalton nimmt an, daß die Limbu ein Zweig der Kiranti oder Kirati sind; in der Gegend östlich von Bharata haben sie sich feste Wohnsitze gegründet. Campbell sagt, daß der wahre Name dieses Stammes Ektumba sei, während der Name Limbu im allgemeinen nur dazu diene, die Bewohner des zwischen dem Dudhudsi und Mechi gelegenen Landes zu bezeichnen. Campbell ist auch der Meinung, daß die Limbu weniger mongolisch sind als die Leptscha.

---

*) Mary H. Avery. Up in the clouds. Calcutta 1878, pag. 78.

Von den wenigen zu schließen, die ich gesehen habe, möchte ich sagen, daß sie denselben sogar sehr ähnlich sind. Sie tragen ihre Haare aber nicht in einen Zopf geflochten, sondern lassen ihnen den freien Lauf der Natur. Sie sind auch etwas größer als die Leptscha, haben aber kleinere Augen als diese. Es scheint, daß sie Verzierungen und Schmuckgegenstände mit großer Verachtung behandeln.

Sie besitzen den Pflug, aber wegen der gebirgigen Natur des von ihnen bebaueten Landes können sie ihn nur selten anwenden. Sie sind vorzugsweise Ackerbauer und pflanzen Mais, Hirse, Reis und Baumwolle. Handwerker haben sie nicht und kaufen daher ihre Werkzeuge von andern Stämmen. Dagegen können sie weben, spinnen, ihre Stoffe färben und gegohrene und destillierte Getränke bereiten!

Trotz dem sie umgebenden brahmanischen und buddhistischen Einfluß haben sie doch den Kultus des alten Heidentums ihrer Väter bewahrt. Sie haben keinen Namen für Gott, noch anerkannte Priester, weder errichten sie Tempel, noch stellen sie ihre Götter bildlich dar, aber sie bringen Tieropfer und essen das geschlachtete Tier, indem sie sprechen: „Das Leben für Gott, das Fleisch für uns.“ Sie haben Zauberer und glauben an Beschwörungen.

Auch die Limbu kaufen ihre Frauen oder dienen im Hause ihrer Schwiegerväter, wenn sie zu arm sind. Und doch kostet bei ihnen eine Frau nur zwölf bis zwanzig Rupien, während die armen Leptscha bis zu vier- oder fünfhundert zahlen müssen.

Eine absolute Keuschheit vor der Ehe ist nicht durchaus notwendig, und die männlichen Kinder des Mädchens werden dann von dem Vater, die weiblichen von der Mutter unterhalten; darin sind sie gewiß viel moralischer als wir. Miß Avery sagt, daß dieser Gebrauch auch bei den Leptscha vorherrsche.

Sie verbrennen ihre Toten und zwar meist auf Bergesgipfeln, begraben dann die Asche und bedecken diese darauf mit einem Grabstein. Auf diesen wird eine Denkschrift eingemeißelt zur Erinnerung an die Geschenke, welche bei Gelegenheit des Begräb-

nisses an die Nachbarn uud Verwandten verteilt wurden. Die Inschrift ist in Devanagari- oder Leptscha-Schrift verfaßt, je nachdem sich dort ein Graveur befindet, der die eine der beiden Schriften besser kann. Sie haben keine eigene Schrift. Ihre Sprache ist wohllautend, mehr Lippen- und Gaumenlaute als Nasen- und Kehllaute.

Da die Limbu sehr geschickt in vielen, verschiedenartigen Arbeiten sind, so würden sie vorzügliche Diener abgeben, wenn sie nicht auch eine besondere Fertigkeit hätten, verschlossene Thüren und Schlösser zu öffnen. Darum ziehen die Engländer ihnen die Bhutia und Leptscha vor.

Tauglicher aber als zu Dienern sind sie zu Soldaten und lassen sie sich daher auch oft zu den anglo-indischen Truppen anwerben. Hierin sind sie von den Leptscha sehr verschieden, die mit keiner menschlichen Seele Krieg führen. Sie dagegen schlagen sich gern und bei ihren Raufereien geben sie weder Frauen, noch Greisen noch Kindern Pardon.

In Sikkim findet man auch viele Nepalesen, die noch ihren stolzen, unabhängigen, kriegerischen Charakter bewahrt haben. Es ist nicht sehr geraten, mit ihnen Streit anzufangen, weil jeder von ihnen das schreckliche Kukri, das gebogene Messer, welches sie im Gürtel tragen, sehr gut zu handhaben versteht; als Nation sind sie noch Söhne jener Männer, die unter einem leeren Vorwande im Jahre 1792, 18000 Mann stark, in Tibet einfielen und das Land in kurzer Zeit eroberten. Wenn sie später daraus vertrieben wurden, so geschah es nur, weil das ganze himmlische Reich sich gegen sie erhob.

Die in Sikkim ansässigen Nepalesen arbeiten als Tagelöhner in den Theepflanzungen oder üben irgend ein Handwerk aus. Auch unter den Hausierern habe ich verschiedene gesehen.

Ohne einen schwierigen und oft gefahrvollen Ausflug nach Tibet zu machen und ohne Sikkim zu verlassen, kann man die Tibetaner doch kennen lernen. Sie sind mongolischer als alle mongolenähnlichen Individuen am südlichen Abhang des Himalaya,

und wenn man sie auf ihren kleinen Alpenpferdchen, mit ihrem langen Zopf, ihrer noch längeren Pfeife und ihren Filzschuhen einhergaloppieren sieht, so glaubt man sich nach China versetzt. Sie sind schmutzig wie ihre Mitbrüder und rechtfertigen vollkommen das, was Hooker von den Tibetanern sagt, daß nämlich Körperreinlichkeit und Keuschheit bei ihnen wenig geschätzte Tugenden seien. Ein Lama, der in bezug hierauf seine Landsmänninnen verteidigen wollte, sagte: „die Frauen in Tibet sind nicht so sehr von denen anderer Länder verschieden, daß sie das Schöne, was sie besitzen, verbergen sollten.“

Auch in Sikkim beschmieren sich die tibetanischen Frauen Stirn, Nase und Wangen mit einem Lack von dunkel kastanienbrauner Farbe, der sie entsetzlich macht. Da sie sich in dieser Weise nur entstellen, wenn sie das Haus verlassen oder auf Reisen gehen, so glaubte Hooker, daß sie es nur thäten, um sich häßlich zu machen und die Männer nicht in Versuchung zu führen. Der wahre Zweck ist aber nur der, die Haut vor den trockenen, kalten Winden der hohen Region zu schützen. Der Lack besteht aus Hammeltalg, Kaschu und andern mir unbekannten Substanzen.

Wir wollen Sikkim und die Tibetaner nicht verlassen, ohne des eigentümlichen Grußes der bezopften Bürger des himmlischen Reiches zu gedenken. Fast zu gleicher Zeit heben sie den Hut auf, dann entfernen sie ihn vom Kopfe und je weiter desto besser, kratzen sich das rechte Ohr und stecken die Zunge heraus. Die Operation ist etwas kompliziert und schwierig, aber die Wirkung sehr malerisch.

Elftes Kapitel.

Von Darjiling nach Kalkutta und von Kalkutta nach Benares. — Die heilige Stadt des Hindutums und ein weißes Gespenst unter den Ruinen. — Die Tempel und Paläste, Kühe und Affen. — Traurige Betrachtungen. — Muselmännische Gräber und ein wirklicher Heiliger, wenn auch Muhammedaner. — Die Ruinen von Sarnath. — Ein Besuch beim Könige von Benares. — Anblick der Stadt. — Die beiden Bajaderen. — Uttam und Mahomeddiam. — Die indischen Gaukler und Schlangenbändiger.

Um mich von Darjiling nach Benares zu begeben, mußte ich notgedrungen Kalkutta wiedersehen und selbstverständlich blieb ich dort nur so kurze Zeit, als mir irgend möglich war. Nie werde ich die traurigen Stunden vergessen, die ich auf dem Zollamte verbrachte, um meine Sammlungen und einen Teil meiner Koffer nach Bombay zu expedieren. Ich wartete dort in einer Art von Saal oder besser gesagt in einem großen Zimmer oder Stall im ersten Stockwerk, in dem viele Beamte, wie Pferde oder Rindvieh durch Holzwände von einander getrennt, schwitzen, rot spucken oder rauchen. Der Ort ist mit allen menschlichen üblen Gerüchen angefüllt und wenn Dante ihn gesehen, so hätte er daraus eine Höllengrube gemacht, um die zu epikuräischen und empfindlichen Leute darin zu bestrafen.

Aber endlich habe ich Kalkutta verlassen, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Eine Nacht und fast einen ganzen Tag Eisenbahnfahrt bringen mich nach Benares, wo ich in Clarks Hotel absteige, dem saubersten, kühlsten, sympathischsten aller indischen Hotels, weil es von einer Frau, welche die Anmut und Zartheit

ihres Geschlechts darüber ausbreitet, geleitet wird. Auf meinem Tische finde ich einen Thonkrug mit fast eiskaltem Wasser gefüllt, das noch den zarten Duft der feuchten Erde ausströmt, und in meinem Toilettenzimmer ein Bad, das mich von dem Staub der Reise befreit und mich physisch und moralisch aufrichtet.

Ein einziger Tag, den man in Benares zubringt, wiegt zehn Jahre eines gewöhnlichen, in der Langeweile büreaukratischer Arbeit und dem Müßiggang eines schlecht ventilierten Cafés verbrachten Lebens auf. So viele Eindrücke, so viele Erinnerungen sammelt man dort, daß man sich für das ganze Leben einen Vorrat davon anlegen kann. Benares ist das größte Schlachtfeld zwischen Buddha und Brahma, die Stadt, die schon vor fünfundzwanzig Jahrhunderten berühmt war und schon die Bewunderung von ganz Asien erregte, als Rom noch ein Säugling war, Athen kaum anfing das Haupt zu erheben, als Tyrus seine ersten Kolonien gründete und Babylon mit Ninive kämpfte, um zu sehen, wer die erste sein würde.

Heute ist Benares noch nicht eine Ruine, aber man hört dort die Seufzer eines müden Greisenalters. Noch ist es das Rom des Hindutums, und ein Zentrum des muhammedanischen Kultus, aber auch wie in dem europäischen Rom sind dort die Erinnerungen an die Vergangenheit größer, als der befruchtende Pulsschlag der Gegenwart. Die Götter sind alt geworden im Osten wie im Westen, und wenn Benares noch 1470 Shivalas und 280 Moscheen zählt, aus deren Tempeln schlaftrunkene Massen, mit Opium und Askese berauschte Fakire, heraustaumeln, so hat doch der warme, lebensvolle Gedanke der indischen Jugend die Shivalas und Moscheen verlassen, und blickt nach dem Westen und beneidet das europäische Fieber.

Frühmorgens begab ich mich an die Ufer des Ganges, als die ersten Strahlen der Sonne die letzten auf den gelben Wellen des heiligen Flusses ruhenden Nebel in die blaue Luft zerstreuten Ein Brahmane hatte die jungfräuliche Kuh, die Milch gibt, ohne daß sie je die Liebe gekannt hätte, von zwerghafter Gestalt, mit

vergoldeten Hörnern, mit parfümierten und gesalbten Füßen und mit Kleinodien bedeckt, an den geweihten Ort geführt, und zwar in einem Karren, der einem kleinen Tempel gleicht. Dort bleibt sie den ganzen Tag über stehen, um die Anbetung und die Opfergaben der Gläubigen entgegen zunehmen. Zu den Füßen der heiligen Kuh lag eine weiße Gestalt, schlank und elegant wie eine Palme, in blendendweiße, mit Gold und Silber gestickte leinene Gewänder gehüllt, auf den Knieen. Ihr Gesicht war in Schleier gehüllt, aber doch nicht so gänzlich, um ihre schwarzen, blitzenden Augen zu verbergen, die von einer so dichten Augenwimperhülle umschattet waren, daß diese fast einer Dornenkrone glich, Dornen, die zu verwunden und zu liebkosen schienen und liebeglühendes und zugleich grausames Verlangen erweckten. Die Hautfarbe war weiß, wie die eben im Ofen gegossene Bronze, und ganz geeignet, das Fleisch, welches jenen orientalischen Samt berührt hätte, zu versengen. Aber die kaum erregte Lüsternheit mußte beim Anblick jener Frau, in deren Gesicht ein so unendlicher Schmerz, ein marmorartiger, fast hoffnungsloser Schmerz versteinert lag, sofort wieder verschwinden. Und doch hatte sie ihre königliche Schönheit und ihre Märtyrerschmerzen zu den Füßen einer Kuh, von der sie leise betend eine Gnade erflehte, in den Staub gelegt. Aus einem reichen goldenen Gefäß hatte sie irgend eine Salbe genommen, und mit ihren Händen salbte sie die Hufe des dummen Wiederkäuers. Nachdem sie lange gebetet und lange geweint hatte, warf sie dem Brahmanen eine Hand voll Rupien zu und kehrte zu ihrer Sänfte zurück, die sie mit vier ebenholzschwarzen Kulis schon seit einiger Zeit erwartete.

Es war ein Tag großer Heiligkeit, und die Tempel waren alle überfüllt. Noch einmal glaubte ich in der auf- und abwogenden, andächtigen Menge, unter der hundertfarbigen Masse im Tempel zu den heiligen Kühen den weißen Engel vom Morgen wiederzusehen. Wie in einer Regung von unfreiwilliger Achtung öffnete sich die Menge vor jenem Schatten, der geräuschlos zwischen den in Schmerz und den Mysterien ihres Glaubens versunkenen

Männern und Frauen dahinglitt. Ich suchte sie, ich wollte ihr folgen, aber ich verirrte mich in den von asketischem Fieber durchglühten Menschenwellen.

In der Abenddämmerung aber fand ich sie in Bischaisharnath, dem Tempel Siwas, des Lieblingsgottes der Benaresen, wo man ein Idol anbetet, das der König aller indischen Götter genannt wird, wieder. Jener Tempel heißt auch der goldene Tempel wegen der Goldplatten, die ihn bedecken, und die von dem berühmten Rajah von Panjab, Randschit Singh, bezahlt wurden. Aus allen Teilen Indiens strömen dort Tausende von Pilgern zusammen, um Siwa anzubeten und ihre Gaben niederzulegen. Die Büchsen, welche zum Empfange der Almosen bestimmt sind, sind aber nicht klein und ärmlich wie bei uns, sondern es dient dazu ein Graben, der einen Meter tief und einen Quadratmeter groß ist, wo Kupfer-Pais und Silber-Rupien glänzen und hell erklingen. Randschit Singh allein füllte einmal diese Grube mit Goldmünzen.

An jenem Abend funkelte das goldene Dach des Bischasharnath in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, während unter den Wölbungen des Tempels schon die Nacht ihre Schatten ausbreitete. Die Menge schwoll an, stieß und drängte sich, geriet in Gährung bei dem heißen Atem aller jener Menschen, und dem betäubenden Duft des Sandelholzes, Rosenwassers und der Jasminblüten. Knaben, Jünglinge und Männer stießen sich rücksichtslos und ohne Komplimente und manch zitternder, hinfälliger Greis lehnte sich an die Wand, um nicht in der trunkenen, wütenden Menge erdrückt zu werden. Ein brennendes Kohlenbecken sprühte Funken aus seinen vergoldeten Rändern, und mit meinen Armen entfernte ich eine arme Alte, auf deren abgetragenen, schmutzigen Kleidern die Funken spielten, während sie in asketischer Betrachtung nach oben blickte und Siwa um irgend eine Gnade anflehte. Zwei in Armhöhe aufgehängte Glocken erklangen, die eine in ernstem, die andere in scharfem Ton, sobald sie von den vorübergehenden Pilgern geläutet wurden, die zu

diesem Zweck den Klöppel ergriffen und ihnen zwei Noten der Anbetung und des Lärms entlockten. Ich durchbrach dieses Gewirr von menschlichen schwarzen, transpirierenden Geschöpfen, zerstampfte eine Unzahl von Rosen- und Jasminguirlanden und um eine weniger unreine Luft zu atmen, wendete ich mich dem dunkelsten Teile des Tempels zu, wo unter einem winzigen Tempelchen ein ungeheures Lingam, fast wie eine Insel in einem mikroskopischen See, dichte Tropfen von Butter in die feuchten, heiligen Fluten des Ganges hinunterfallen ließ. Dort, am Rande jenes kleinen Sees vor dem Bilde Siwas, lag wieder meine weiße Frau auf den Knieen und in jenem dämmernden Lichte leuchteten ihre Augen wie schwarze Diamanten. Neben ihr stand das heilige goldene Tabernakel für die Opfergaben, und sie entnahm demselben Körner von gekochtem Reis, Kurkumapulver und Jasminblüten, die sie von Zeit zu Zeit auf dem Lingam niederlegte, nachdem sie mit glühender, beredter Andacht gebetet.

Ich versteckte mich hinter einer Säule und betrachtete sie lange und liebevoll. Ich verstand ihre Worte nicht, aber ich begriff, daß sie eine arme, unfruchtbare Frau war, daß sie um einen Sohn flehte, daß sie dem Gotte der Fruchtbarkeit durch die Glut ihres Glaubens einen der vielen Keime entreißen wollte, den die sonst so verschwenderische Natur ihr versagte. Oh! warum tröstete Siwa nicht jenen Engel, warum verweigerte er jener Frau die höchste Wonne des Weibes, jene, Mutter zu sein.

Sie sah mich nicht, ich werde sie nie wiedersehen, ich kann auch nicht hoffen, daß sie diese Zeilen jemals lesen wird.

Müde und traurig von all der Pein und dem Wust der Dinge, die ich an jenem Tage gesehen, kehrte ich nach Hause zurück und dachte: Oh! warum erwächst doch in jedem Lande der Erde neben dem religiösen Gefühl, einem der höchsten, erhabensten Bedürfnisse des Herzens, der Parasit der Simonie der Geistlichkeit? Warum entsteht neben den göttlichen, humanen Dogmen Buddhas die lächerliche Spielerei mit den heiligen Trompeten und den Trommeln aus Menschenschädeln? Warum erhebt sich

aus den Adern der schrecklichen, aber großartigen indischen Mythologie die ekelhafte Anbetung des Lingam und der melkenden Kühe? Warum muß man neben der erhabenen Moral der Parsen die Geier und Raben der Türme des Schweigens und Gläubige, die sich das Gesicht mit Kuhurin waschen, finden? Warum ist auf der Rose auch Mehltau und lagern die Raupen? Warum wird in der Ähre, die uns das Brot gibt, der sie tötende Pilz geboren? Warum nistet sich in der Traube Noahs das vernichtende, böse Wesen ein, das uns den Nektar der Freude vergiftet?

Wahrhaftig, im Teufel hat der gesunde Menschenverstand und der Humor des Volkes eine große Wahrheit inkarniert. Der Teufel vervollständigt den Engel, und er ist notwendiger und verhängnisvoller als er.

* * *

Aber das weiße Phantom hat mich weit abgelenkt und wir müssen zu den Ufern des Ganges zurückkehren, wo uns eine große Barke erwartet, die langsam in ihrem Laufe die Tempel und Paläste von Benares an uns vorüberziehen läßt.

Wie viele Ruinen! Welch eine müde, krankhafte Askese lastet auf dem allen! Paläste wechseln mit Tempeln ab, alle schwerfällig, grotesk, in Ruinen. Der Führer stellt sie folgendermaßen vor: „Dort, jenes Gebäude, das verwüsteter ist als alle anderen, gehört einem Brahmanen, jenes andere gehört zum Affentempel, das da dem Rajah von Benares. Wie zertrümmert, öde und verlassen liegen sie da! In den Fensterspalten ist ein riesiger Kaktus emporgewachsen, zwischen beiden Flügeln des Palastes sind Scherben und Unrat aufgehäuft. Dort, an jener Stelle, stand ein Palast, er ist durch einen Erdfall zerstört worden."

Unter jenen Riesen-Ruinen am Ufer sitzen oder knieen Gläubige, und man sieht sie den Kopf in die Fluten des Ganges untertauchen und dann sich einige Tropfen mit der Hand in den Mund laufen lassen. Die guten Leute sehen uns gar nicht, denn sie sind ganz in die Askese eines glühenden Glaubens versenkt.

Wir steigen aus, um den Tempel des Königs von Nepal zu besuchen. Auf einer sehr bescheidenen Treppe, aus deren Mauern ein starker Ficus religiosa emporstrebt und sie spaltet, steigt man zu ihm hinauf. Längs des Weges erheben zwei Lingam das Haupt und zeigen noch die Spuren kürzlich stattgefundener Libationen und Opfergaben. In einer Art von Kapelle läßt sich ein anderer schönerer, größerer und bemalter Lingam von dem Wasser des Ganges bespülen, das aus einer über ihm aufgehängten Messingschale auf ihn heruntertropft. Ein Tabernakulum ist mit den unzüchtigsten Scenen eines komischen und zugleich erotischen Humors, die in Holz geschnitzt sind, geschmückt. Ich bewundere zwei junge Brahmanen, die wie zwei Engel so schön sind, aber eine zu schlaue und zu intelligente Physignomie haben, als daß sie an alle diese Spiegelfechtereien glauben sollten. Offenbar sammeln sie den letzten Tribut des unwissenden Volkes, welchen es in den Furchen des alten Glaubens zurückgelassen hat. Von einem Fenster aus aber schreit und lärmt ein armer Narr, der infolge vielen Betens den Verstand verloren hat, und deklamiert aus einem heiligen Buche, das er in den Händen hält.

Stumm und gedemütigt verließ ich den Ort. Wütend besuchte ich die Moschee des Königs von Delhi, sah, wie man ein totes Kind mit einem Kruge am Halse in den Ganges senkte, sah brennende und bereits in Asche verwandelte Scheiterhaufen, sah Raben auf dem Flusse auf schwarzen Scheiten, Resten aus Mangel an Holz schlecht verbrannter Leichname, den Fluß hinuntersegeln. Immer düsterer und trauriger wurden die Bilder vor mir, und die Karikatur des menschlichen Ideals war mir nie grotesker erschienen.

Wie ein Opferlamm ließ ich mich nach Durgakund-Shivala oder dem Affentempel bringen. Mehr als tausend Affen werden dort durch Priester und öffentliche Mildthätigkeit verpflegt. Sie haben einen prachtvollen Teich zum Baden, haben eine Kirche mit dem vergoldeten Bilde eines großen Affen, und die herzuströmenden Gläubigen schlagen an die große, dort auf-

gehängte Glocke. Ich trete durch die Umzäunung; eine zwölf-hundert Jahre alte Tamarinde, das einzig Saubere in dem ganzen Misthaufen, verbirgt zwischen ihren starken Wurzeln die trächtigen Affenweibchen und breitet einen mitleidigen Schatten über jenen menschlichen und anthropomorphischen Schmutz. Die Affen fallen über den Besucher her, damit er ihnen Brustbeeren, Mais, Apfelsinen gibt. Man sieht so alte da, daß sie schon alles Haar verloren haben, daß sie räudig, finnig, voller Wunden sind, und die mühsam ihre hinfälligen Glieder heranschleppen, um den Tribut an Früchten zu fordern, an welche die öffentliche Mildthätigkeit sie gewöhnt hat.

Die Umgebung jenes Tempel-Stalles ist von den heiligen Affen gänzlich gebrandschatzt worden, weil sie, nicht zufrieden damit, daß sie so glänzend ernährt und beherbergt werden, in den nahen Obstgärten auf Raub ausgehen. Wer sie ermordet, wird mit dem Tode bestraft; aber in der Stille der Nacht wird sich wohl mancher Gottlose an den schmutzigen, häßlichen Tieren rächen, und sie, nachdem er sie ermordet, am Fuße derselben Bäume, die sie brandschatzen wollten, begraben. Wenn Vergilius Benares gekannt hätte, so hätte er seinen Buccolicae ein anderes Sic vos non vobis hinzugefügt.

Archäologen und Anhänger der Tierschutzvereine werden Thränen der Rührung in Benares vergießen, Künstler werden ästhetische Thränen der Bewunderung über die unübertrefflichen Ornamente einiger Tempel weinen; hätte ich aber geweint, so wären nur Thränen der Scham meinen Augen entströmt, weil ich mitansehen mußte, wie tief der Mensch sinkt, wenn er dem Fieber der Askese verfällt.

Ich habe aber alles sehen wollen und habe alles gesehen, wie man eine schwere, schmerzliche Pflicht erfüllt. Der Bishasharnath oder goldene Tempel ist dem Götzen Bishashar oder Siwa, dem Schutzgotte von Benares, geweiht, dem heiligsten Idol unter allen heiligen Idolen von Benares.

Auch sah ich einen Tempel mit Kühen und einen prachtvollen

Stier, der all den schönen Kühen, die von den freigebigen Andächtigen so gefüttert werden, daß sie glänzen, als Gemahl dient. Dort sah ich, wie man den Urin jener Kühe mit andächtiger Herzensbetrübnis und Zerknirschung trank, und dort erfuhr ich, daß die bigottesten Benaresen ihre Diener morgens ausschicken, um das Wasser, in dem die Bettel-Brahmanen sich die Füße gewaschen, zu holen und es dann heiliger Weise zu trinken.

Dort war es, wo ich einen schönen Jüngling seit wer weiß wie vielen Jahren nackt, bleich, blödsinnig von der Askese in der Asche kauern sah. Er war ganz mit Asche bedeckt und drei seiner Jünger beteten ihn an und sammelten für ihn das Geld auf, das ihm zugeworfen wurde.

Ich sah auch den Brunnen der Weisheit. Groß ist der Name, aber klein nur die Sache. Eine kleine, ziemlich flache und mit nicht sehr sauberem Wasser gefüllte Pfütze, deren feuchtes Naß ein Priester in einer silbernen Schale den Gläubigen gibt, wofür er reichliche Almosen erntet. Als die Götter des indischen Olymps sich um den Besitz des Amrita oder Ambrosia der Unsterblichen stritten, nahm Siwa die ganze ungeheuere Schale für sich allein und goß den Inhalt in eins seiner Gefäße. In der Wut, mit der das geschah, fielen einige Tropfen zur Erde nieder und füllten den Brunnen der Weisheit.

Und wie könnte ich die Kapelle von Dschaggernaut weglassen, wo man rings um eine unförmliche Riesenstatue die wunderlichsten Dinge der Welt sieht, Adlersteine, Muscheln, Götzenbilder und Bildchen? Und den Tempel der Bettler, ein Wunderwerk ornamentaler Kunst, in dem ein Künstler sein ganzes Leben lang ästhetische Betrachtungen anstellen könnte. Und wie könnte ich den komischen Tempel vergessen, in dem ein Duckmäuser von einem Priester mit einem mit Lappen umwickelten Stock den Sündern auf den Rücken schlägt, um ihre Sünden abzuwaschen? Ein Diener stiehlt und von dem gestohlenen Geld bezahlt er den Priester, der ihm die Sünde vergibt, nachdem er ihn mehr oder weniger sanft geprügelt, nicht etwa im Verhältnis zur Schwere und Größe

seiner Sünde, sondern im Verhältnis zur Bedeutung seiner Almosen. Das ist nichts anderes als unsere Beichte ohne die Unannehmlichkeit, vor einem anderen Menschen erröten zu müssen. Das ist eine glücklichere Erfindung als die unsere.

Rings um diese Tempel ziehen sich enge, von Menschen wimmelnde Straßen herum, in denen gebetet wird und heilige Dinge verkauft werden, heilige Muscheln, heilige Steine, Lingam, Tabernakel für den häuslichen Bedarf, dieselbe Industrie mit heiligen Nippsachen, wie sie sich in der Nähe von St. Peter entwickelt hat.

Ich blickte all diesen von Askese trunkenen Leuten scharf ins Gesicht, konnte aber nichts darin entdecken, als einen einfachen Formenkultus, der jeder Achtung bar war. In den Tempeln von Benares habe ich Knaben gesehen, die sich prügelten, und Männer, die wie auf einem Jahrmarkt gelärmt und geschrien haben. Und überall dieser Stall- und Uringeruch untermischt mit dem angenehmen Duft von verbranntem Sandelholz, eine Mischung von Groteskem, Geheimnisvollem und Unzüchtigem; eine wahre Orgie von Farben, Lichtern und Schatten, ein vollständiger Schiffbruch der menschlichen Vernunft, der Würde und des gesunden Menschenverstandes. Über dem Schiffbruch schwebte nur ein einziger tiefer, gemeinsamer Laut dahin, die Stimme des Priesters, der mit ausgestreckter Hand „Bakschisch, Bakschisch" ruft und sich mit wenigen Pfennigen begnügt.

Bestürzt und traurig wie ein mitleidiger Arzt, der die mit Toten und Sterbenden gefüllten Säle eines Hospitals durchwandert, ging ich durch jene heiligen Ställe, jene überfüllten Straßen und jene schmutzigen, schwitzenden Menschenmassen und dachte in jenem Pandämonium von vulgärer Simonie und religiöser Starrsucht daran, daß das gütige Geschick mich vor einer noch häßlicheren Szene, vor einem noch demütigenderen Schauspiel bewahrt hatte.

An den Thoren von Benares kann man vielleicht auch noch heute einen aghorpunt, den kynischesten Ausdruck des menschlichen

Pessimismus, finden. Es ist ein nackter Zweifüßler, genau wie wir alle gebildet, der wie wir dem Schoß einer menschlichen Eva entsprungen, der aber in den Händen einen menschlichen Schädel trägt, dessen Augen und Gehirn er gegessen und an dem er lange seine Zähne geschärft, indem er das Fleisch davon abgenagt. Jener Schädel ist das Gefäß, aus dem er Wasser, Milch, Branntwein und Kuhurin trinkt. Man wirft ihm eine kleine Geldmünze zu und er dankt, man spuckt ihm ins Gesicht, er bedankt sich dafür, man gibt ihm eine Ohrfeige, er dankt und antwortet lächelnd, daß ihm alles gleich sei, daß alles auf dieser Welt gleichen Wert habe.

In Benares sind viele muselmännische Gräber, unter denen sich das des Scheiks Muhammed Ali Hassan Guilani besonders auszeichnet. Dieser heilige Mann hatte noch zu Lebzeiten sein eigenes Grab bauen lassen und ging Donnerstags zuweilen dorthin, um Almosen zu verteilen. „Ohne Furcht sah er den Tod herannahen," hat ein indischer Dichter gesagt, „er, der im Tode die Pforte zur Unsterblichkeit sah; was sage ich? Der Tod kann den Zustand des Menschen, der zu sterben verstand, nicht ändern, denn er lebt noch."

„Der Scheik, von dem wir sprechen, vereinte innere und äußere Wissenschaften in sich. Seine Meisterschaft, in Versen und in Prosa zu schreiben, war das geringste seiner Verdienste. Er war der Ruhm der Schriftsteller seiner Zeit, und sollte unsern heutigen Litteraten als Modell dienen. Während der Regierung des Schach Muhammed begab er sich nach Hindustan. Nachdem er einige Jahre in Delhi zugebracht hatte, ging er endlich nach Benares, wo er im Schatten der Einsamkeit lebte, niemand, weder groß noch klein, besuchte und sehr weit davon entfernt war, jemand zu empfangen, und gab oft seinen eigenen Mitteln gemäß den Armen reichliche Almosen. Sein Leben war vollständig vorwurfsfrei und er hatte nur einen Wunsch, den, mit Gott vereint zu sein. Er hatte Offenbarungen und die Gabe, Wunder zu thun; es heißt auch, daß die Sonne ihm unterthan war, und daß er

ganz nach Belieben andere, nicht weniger außerordentliche Wunder thun konnte."

„Jedermann weiß, daß dieser der Betrachtung geweihte Mann dem Nabob von Audh, Schuja-ud-daula, geraten hatte, mit den Engländern im Frieden zu leben, statt sie anzugreifen. Er starb nach der Niederlage von Baxar im Jahre 1180 (1766—67) und verließ die Welt, um in das Paradies einzugehen."*)

Einer der interessantesten Ausflüge, die man in Benares machen kann, ist der Besuch der Ruinen von Sarnath, ungefähr vier Meilen von der Stadt. Dort befindet man sich in einem Meer von halb begrabenen Trümmern, die vielleicht wieder auf noch älteren ruhen. Man glaubt die getrennten Wirbelknochen eines ungeheuren Mastodonten aus der Erde hervorragen zu sehen. Hoch über diese Trümmer erhebt sich ein riesiger runder Turm, der, 110 Fuß hoch, an der Basis 90 Fuß Durchmesser hat und Dhamek genannt wird. In unserer ganzen europäischen, alten und modernen Architektur gibt es nichts ähnliches. Ungeheure kyklopische Blöcke, anmutige Ornamente im Hautrelief, Nischen, in denen einst Bildsäulen in natürlicher Größe standen. Religiöser Haß und himmlische Orkane haben das ungeheure Skelett, das überall sich öffnet, um den Wurzeln immergrüner und immerblühender Pflanzen Raum zu geben, hier und da angenagt. Dieser Turm bezeichnet nach Hiuen-Thsang die Stelle, an der Buddha zum ersten Male den vier Bettlern seine Lehre verkündete. Eine andere indische Tradition erzählt, daß ein ahir (Hirt) jene Orte bewohnte, der, wenn er seine Herde gemolken hatte, sich damit ergötzte, daß er vom Dhamek auf einen andern Turm, der 2500 Fuß von diesem entfernt ist, sprang.

Lange irrte ich zwischen jenen schweigenden Ruinen umher, und hörte das traurige Rascheln des dürftigen Grases,

---

*) Aus einer hindostanischen Schrift. Garcin de Tassy. Mémoire sur les particularités de la Religion Musulmane dans l'Inde d'après les ouvrages hindoustanis. Zweite Auflage. Paris 1869. S. 104.

das unter meinem Fußtritt brach. Nackte Kinder baten um Almosen und boten mir einen kleinen Steinbuddha an, den sie zwischen jenen Massen gefunden. Ich kaufte ihn für zwei Lire. Auch dieser war enthauptet, und wenn auch von Stein, wie die Lotosblumen am Dhamek, auch wie diese zernagt und zerbröckelnd.

Dann stieg ich auf den zweiten Turm, der sich auf einem künstlichen Hügel erhebt Überall Trümmer und Staub, Staub und Trümmer. Nur die ewig junge Natur schmückte den Staub mit den schönsten blauen Blütenkronen des Evolvulus alsinoides. Ein Fragment, ein Himmelsstaub, der auf einen anderen Staub gefallen ist.

Mitten in jenem weiten Kirchhof von Ruinen, die durch buddhistische Legenden und schreckliche Religionskriege geweiht sind, erhebt sich ruhig und schweigend ein kleiner, bescheidener Tempel der Jain. Vorn ein Portikus, ein großes Zimmer mit einem kleinen Altar, und in der Mitte eine kleine herabhängende Glocke, welche die Gläubigen beim Eintritt erklingen lassen.

Noch eine andere Ruine besuchte ich; nämlich den König von Benares, den großen Maharajah, der einen großen Palast an den Ufern des Ganges, einige Kilometer von Benares entfernt, bewohnt, wo er das Leben eines müßigen Millionärs ohne die Mühen und Anstrengungen der Regierung führt. England hat diese Last auf sich genommen.

Brieflich bat ich um die Erlaubnis, ihm mit meinen Reisegefährten einen Besuch zu machen, und einer seiner Adjutanten kam mit einem Wagen und Dienern in roter Livree, um uns in Clarks Hotel abzuholen. In einer Barke mit Rädern setzten wir über den Fluß und gelangten an den Marmorpalast, der einer ungeheuren Festung glich, und den man auf engen, schmalen Treppen und durch äußerst enge Korridore betrat. In einem Saale, der so groß war wie ein öffentlicher Platz, wurden wir von dem Sohne des Königs empfangen. Dieser war in rote seidene Gewänder gekleidet, war geschminkt, sprach sehr schlecht englisch und da er

nichts anderes zu thun wußte, so führte er uns auf den Marmorbalkon, von wo aus man Benares und die riesige Gangesebene beherrscht. Während wir den König erwarteten, ließ er uns auf einem europäischen Sopha niedersitzen, das in dem weiten Raum wie ein Kinderspielzeug aussah, und alte entsetzliche Bajaderen und mehr seltsame als belustigende Musikanten mußten uns Unterhaltung verschaffen.

Aber da erschien der König ganz in weiß gekleidet, mit einer silbernen Mütze und silberweißem Bart, aus dem die mit Betel scharlachrot gefärbten Zähne uns höflich anlächelten. Ein Zug mit Togen und weißen Turbanen versehener Herren folgte ihm, und neben ihm stand der Pfeifenträger mit einem ungeheuren Nargileh, das ganz aus Silber und dessen Rohr länger als eine Riesenschlange war. Der Maharajah sah sehr glücklich aus und hielt an der Hand ein Enkelchen, das uns die Hand gab und durch einen Dolmetscher mit uns sprach, der unser Englisch ins Hindustanische übersetzte.

Der König fordert mich auf, mich neben ihn zu setzen, ist ganz glücklich uns zu sehen und verbirgt seine Freude durchaus nicht. Er fragt mich nach den Produkten Italiens und nach seinen Künsten, und interessiert sich ganz besonders für die Florentiner Mosaiken, von denen er ein ärmliches Exemplar in einem Album besitzt. Dann schenkt er jedem von uns Photographien seiner Familie mit Autographen und Goldbrokat für jeden von uns. Zigarren und Zigarretten werden uns angeboten, und er selbst raucht mit wahrhaft königlicher Majestät aus seinem kostbaren Nargileh. Inzwischen wechseln die Bajaderen mit den Musikanten noch immer ab. Er ist freilich ein wenig verlegen, weil die Bajaderen so alt und häßlich waren, aber er entschuldigt sich und sagt, daß die jungen, schönen Bajaderen zu weit entfernt gewesen wären, so daß er sie nicht hätte kommen lassen können. Ein boshafter Engländer aber flüstert mir zu, daß der König keine Neigung zu Bajaderen habe und Knaben vorziehe. Bevor wir uns verabschiedeten, sollte noch ein Luftballon in Form eines

Elefanten in die Luft steigen; der Versuch mißglückte aber vollständig. Auch jener König der Könige war eine große Ruine wie der Dhamek.

* * *

Aber nicht alles ist Ruine in Benares. Die moderne Stadt wimmelt von lebhaften Menschen, und hunderttausend Pilger kommen dort von allen Teilen Indiens zusammen und bringen fortwährend Umsatz und Geld dorthin.*)

Die Straßen im Innern der Stadt sind eng, einige so eng, daß der Wagenverkehr darin unmöglich ist. Oft kann man sich von einer Seite der Straße zur andern die Hand geben, und oft bilden bedeckte Korridore in der Art von Brücken die Verbindung zwischen gegenüberliegenden Häusern. Durch diese Gäßchen bewegt sich nun ein Durcheinander von Farben, ein Funkeln von Armbändern, daß einem schwindelt, und die Läden und Lädchen nisten sich so dicht einer neben dem anderen ein, daß sie wie die Zellen eines Bienenstockes aussehen. Und jenseits dieses Gewimmels, außerhalb dieses malerischen Labyrinths befindet man sich plötzlich in englischen Straßen, von beiden Seiten von gigantischen Tamarinden beschattet, und wo man neben den Zweifüßlern alle Vierfüßler der Schöpfung sehen kann. Wenn man im Wagen fährt, so grüßen alle Hindu und der dienstthuende schwarze Kutscher ist so gnädig, an diesen Ehrenbezeigungen teilzunehmen, und läßt die Pferde zur unbestreitbaren Gefahr für alle rasend galoppieren. Ich empfahl ihm langsamer zu fahren, denn in zwei Tagen waren zwei Unglücksfälle geschehen; gestern hat er mit dem Rade unseres

*) Bemerkenswert ist die Dolicocephalie der Hindu in Benares. Die meisten tragen nur ein Haarbüschel auf dem Wirbel des Kopfes, wie es Hiuen Thsang, der berühmte, chinesische Reisende, der Indien im 7. Jahrhundert als buddhistischer Pilger besuchte, beschreibt. Die Frauen aus dem Volke tragen zwanzig bis dreißig versilberte Messingarmbänder, die fast den ganzen Vorderarm vom Gelenk bis zum Ellbogen bedecken. Oft haben sie auch eine sehr ausgedehnte und komplizierte Tättowierung auf den Armen.

Wagens einem Pferde das Bein zerbrochen, heute hat er einen kleinen indischen Karren mit den respektiven Ochsen, dem respektiven Kutscher und den Reisenden zu Boden gestürzt.

Ich besuchte auch den berühmten Laden mit Gold und Silberbrokat, die bekannte Hauptindustrie von Benares. Auch hier fand ich eine mehr als enge Treppe und einen Raum, der nicht viel mehr als ein Vorzimmer war. Der Besitzer und Millionär saß mitten unter Haufen von Silberstücken und einem Sack mit portugiesischen Goldstücken auf der Erde; liebkosend glitten seine Finger über denselben hin und von Zeit zu Zeit wog er ihn.

In Baroda hatte ich die schönsten, berühmtesten Bajaderen in Indien gesehen, in Benares wollte ich die gewöhnlichen sehen, solche, die auch ein armer Proletarier, wie ich es bin, bezahlen kann. Ich sagte also meinem muselmännischen Dolmetscher, mir für den Abend das Schauspiel der dancing girls vorzubereiten, und als der Abend gekommen war, führte er uns auf einer entsetzlichen, hölzernen Treppe in eine viereckige Höhle, die ein Zimmer vorstellen konnte, aber eigentlich eine Kiste war, in der sich zehn oder zwölf Personen kaum bewegen konnten. An den Wänden hingen neben Bildern indischer Gottheiten französische Lithographien.

Für uns standen zwei Stühle bereit, für die übrigen der Fußboden. Diese übrigen sind die beiden Bajaderen, die vier Spieler und der Dolmetscher, der unter allen weder zahlt, noch arbeitet, sondern das Schauspiel gratis genießt.

Da treten die Bajaderen ein. Sie hören auf die Namen Uttam und Mahomeddiam, die erstere so dick, daß sie die Bantingkur anwenden könnte, die andere mager, häßlich beide. Das Orchester besteht aus zwei Instrumenten, die Violinen ähnlich sehen, einem Tamburin und einer Trommel. Die Musik ist schauderhaft; Uttam und Mahomeddiam tanzen jede allein, aber sie singen mehr als sie tanzen. Uttam fängt an, die gewandteste; sie bewegt sich im Takte vorwärts, bildet mit den Armen einen Bogen, dann ergreift sie meine Hand, und indem sie mich liebevoll ansieht, improvisiert sie mir zu Ehren indische Verse, die ich mir übersetzen

lasse. Es sind für mich ganz neue Komplimente, sehr anständige, aber äußerst geschmacklose Verse: „Meine Blume, mein Betel, meine Branntweinflasche, vergiß mich nicht, komm täglich zu mir, um mich zu besuchen.“ . . .

Mahomeddiam ist jünger und schüchterner; sie thut ihren ersten Waffengang, und ihre Stimme zittert Uttam bemitleidet sie. Auch sie deklamiert mir ihre Komplimente: „Komm zu mir, besuche mich, komm in mein Haus; ich will meine Armbänder von den Armen nehmen.“ . . .

Schließlich liegt weder Kunst, noch Wollust oder Harmonie in diesem Tanze. Auch die indischen Bajaderen sind eine arge Täuschung des Lebens.

Was aber keine Täuschung ist und jede Erwartung übertrifft, ist die außerordentliche Geschicklichkeit der indischen Gaukler und der Schlangenbändiger, die ich in Benares, Baroda und Bombay bewundert habe.

Die armen Gaukler haben weder Helfershelfer noch komplizierte Maschinen, weder Musikbegleitung noch Bühnendekoration. Ihr ganzes kleines Pandämonium von Hexereien tragen sie in kleinen Säcken und in Hühnerkörben. Wenn man ihnen unterwegs begegnet, so würde man sie für Lumpensammler halten. Sehen sie Dich auf der Schwelle Deines Hauses oder Deines Hotels, so setzen sie sich auf die Erde und laden Dich für wenige Soldi ein, sie zu bewundern. In Benares habe ich eine kleine Truppe von Gauklern gesehen, bei der Frauen (welche den Männern in bezug auf Geschicklichkeit und Gewandtheit durchaus nicht untergeordnet sind) mit den Männern bei den Spielen abwechselten. Außer den gewöhnlichen Künsten unsrer Taschenspieler habe ich die beiden folgenden bewundernswürdigen Proben ihrer Kunst ablegen sehen.

Sie graben ein Loch in die Erde und pflanzen einen Mangokern hinein, den sie vorher anhauchen und mit einem Lappen bedecken. Während sie die Zuschauer mit andern Spielen unterhalten, fängt der Same an zu keimen und kurz darauf sieht man seine Wurzeln und Würzelchen. Neues Anhauchen, neues Bedecken, und

die Pflanze erhebt sich zum Strauch und bildet Blätter und Zweige. Später sieht man sie in Blüte und mit einer grünen Frucht, die entzückend ist.

Ein anderes Mal zeigt der Jongleur drei verschiedene Pulver, ein weißes, ein gelbes und ein grünes, die er mit Wasser in einem Becher mischt und verschluckt. Er zeigt den vollkommen reinen Mund und während einiger Zeit spricht er nicht mehr. Nachdem man viele andere Proben seiner Geschicklichkeit gesehen, erinnert sich der Mann plötzlich, daß er jenes mehrfarbene Getränk verschluckt hat, und bekennt, daß er Magenschmerzen habe. Dann unter scheinbar entsetzlichen Schmerzen spuckt er die drei Pulver ebenso trocken, wie wenn sie von einem Glasbaum geschüttelt würden, eins nach dem andern aus.

Einige ihrer Spiele sind grausam und scheinen Folterqualen zu sein. Sie sind für die Indier eine wahre Wonne, aber europäische Nerven können sie nicht ertragen. Da gibt es Männer, die die Augen herumdrehen, schwere Gewichte, die auf der Zunge getragen werden, und schrecklicher als alles das Herumwälzen auf der Erde zwischen Säbeln und Dolchen.

Die Schlangenbändiger gehören zu einer besonderen Kaste und leben von ihrem Handwerk, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Sie sind fast schwarz, sehr mager und in Lumpen gekleidet. In einem oder zwei Körben tragen sie die Schlangen, das Ichneumon und die beiden musikalischen Instrumente, eine Doppelquerpfeife und eine kleine Trommel, mit denen sie die Cobra und andere Schlangen bezaubern, die ihre Köpfe von der Musik entzückt erheben. Im allgemeinen hat man der Cobra die Giftzähne ausgebrochen, so daß sie keinen Schaden mehr anrichten können, aber oft fürchten die Bändiger die Cobra zu verlieren, wenn sie diese Manipulation vornehmen, und vertrauen ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit, sie anzugreifen und zu handhaben. Trotzdem aber werden sie von ihnen gebissen und sterben wie der einfältigste der Menschen, und ohne daß ihre Zaubereien ihre Heilung bewirken konnten.

Für den geringen Preis von einigen Rupien kann man das Vergnügen haben, eine Schlange mit dem Juggernath kämpfen zu sehen. Die Geschicklichkeit, mit der das kleine Säugetier die Schlange angreift, wie es sich verteidigt und den Feind endlich in Stücke reißt, ist bewundernswürdig; es bleibt ja immer siegreich.

Zwölftes Kapitel.

Von Benares nach Lucknow. — Traurige Erinnerungen an den Aufstand. — Agra und der Taj. — Die Perlenmoschee. — Delhi und der Turm von Kutub. — Ghipore. — Rückkehr nach Bombay.

Eine Eisenbahnfahrt von einer Nacht bringt mich von Benares nach Lucknow, der Stadt der traurigen Erinnerungen und der blutigen Kämpfe zwischen Engländern und Muselmännern.

Eine kurze Ruhe und dann nehme ich einen Wagen, um die barocken Wunder der Stadt zu besehen. Der Kaiser-Bagh liefert wie in seinem monströsen Namen (von Kaiser, dem deutschen Wort, und bagh, Garten im Indischen) so auch in seiner grotesken Baukunst den schlagenden Beweis, daß Millionen und gute Absichten nicht genügen, um das Schöne zu schaffen. Mehr als ein Palast ist er eine Stadt von Palästen, die Behausung des Königs von Audh, denn für die Frauen des Harems hat er allein fünfzig besondere Häuser, die alle in den ungeheuren Raum vom Kaiser-Bagh eingeschlossen sind.

Von diesem prunkvollen Frikassee von Palästen führt der Cicerone den Reisenden nach der Residence, dem alten Palaste der englischen Residenten am Hofe zu Lucknow, und in die sich die Europäer der Stadt und die Soldaten der dortigen Garnison bei dem Aufstande von 1857 flüchteten. Überall liest man traurige Erinnerungen an die blutige Zeit.

Here Sir H. Lawrence died 4. July 1857.

Weiterhin ein großes Kreuz. In Memory of the Major General Sir Henry Lawrence etc.

Das beste Monument aber, das man dem Andenken des tapfern Mannes, der so lange einem ganzen Volke Widerstand leistete, errichten konnte, ist die Residence selbst. Durchlöcherte, zerstörte, zerbröckelte Mauern, Spuren von Schwert und Feuer überall.

Von der Residenz begibt man sich nach der Citadelle Mutschi Bhowan, in die man durch die sogenannte Thür von Konstantinopel aus der feinsten Arbeit eintritt. Im Innern steht man vor dem größten Wunderwerk Lucknows, dem großen Imambare, der zu Ende des 18. Jahrhunderts von dem Nabob Vuzeer-Azof-eod-Doulah errichtet worden ist.

Der Armament-Room, wie er heute heißt, weil er in ein Magazin für Kanonen verwandelt worden ist, ist 163 Fuß lang, 49 hoch und 53 breit. Dies eine Maß eines Teiles des großartigen Gebäudes spricht für den Rest.

Tritt man in die dazu gehörige Moschee, so glaubt man die Wohnung eines aufgeblasenen Parvenus zu sehen. Zwischen zahllosem Rauschgold, Flittern und vergoldeten Nippsachen habe ich auch eine moderne Pendeluhr gesehen, wie die, welche wir auf den Kaminsimsen haben. Auch ein Wachsmodell von Muhammeds Hause ist dort, das alle Jahre zerstört und begraben wird, um ein andres gleiches dafür an seine Stelle zu setzen. Dort befindet sich auch eine silberne Treppe, auf welcher der Koran gelesen wird.

Wenn es dem Reisenden Vergnügen macht, das Studium des Barocken fortzusetzen, so mag er auch den Palast Claude Martins, des berüchtigten, allen bekannten Abenteurers, besuchen.

Zu Fuß wollte ich die moderne, die lebende Stadt besuchen, und hier fühlte ich mich im Herzen des muselmännischen Indiens. Überall verschleierte und in Sänften eingeschlossene Frauen, mit Gold und Juwelen gestickte Schuhe, die schönsten silbernen Schmucksachen.

In einer der belebtesten Straßen waren Fenster und Balkons dicht mit Mädchen von zehn Jahren an besetzt, deren Augen gemalt

und die kostbar gekleidet waren. Sie machten den Vorübergehenden keine Zeichen, aber mein Führer, der vollkommene Typus eines Figaro, sagte mir mit geheimnisvoller Miene: bed girls! In derselben Straße besuchte ich auch einen den Opiumrauchern geheiligten Ort. Aus einem feuchten, ziemlich lichtleeren Hofe trat ich in drei kleine, dunkle Zimmerchen, in denen die Glücklichen in verschiedenen Stadien des narkotischen Rausches wie Schweine einer auf dem andern auf der Erde lagen. Kein Stück Möbel war zu sehen, außer einer schmutzigen, schlüpfrigen Matte und einem Öllämpchen, das dazu diente, den chandù, der in kleinen viereckigen Papierschächtelchen aufbewahrt wurde, zu kondensieren und anzuzünden Der Besitzer dieses vornehmen Etablissements war das einzige wachende Wesen, und seine schlauen Augen zeigten nur zu deutlich, wie sehr er die Kunst verstand, auf menschliche Laster zu spekulieren.

Mit Erstaunen und Bewunderung sah ich die große Menge von Juwelieren in Lucknow, und in jedem Laden machte ich mich der Sünde des Begehrens schuldig.

Das, was ich aber wirklich nicht bewunderte, war das Museum in Lucknow mit seinen vielen Skeletten, seinen vielen mottenzerfressenen Fellen und seiner großen Unordnung. Im allgemeinen sind alle Museen in Indien in elendem Zustande, da das Klima für die Aufbewahrung jeder Art von Fellen und Häuten ungünstig ist. In Lucknow sind die Wächter und Bewahrer des Museums die Sperlinge, welche durch Fenster und Thüren eindringen, ohne Eintrittsgeld zu bezahlen, die auf den Glaskasten, den Skeletten und allem übrigen herumfliegen, spazieren gehen und sich belustigen. Wahrhaftig, das Museum könnte man mit größerem Recht einen Sperlingskäfig nennen.

Ich verlasse Lucknow ohne zu große Sehnsucht, und nach einer andern im Eisenbahnkoupee verbrachten Nacht komme ich in Agra an. Wenn in den Nil Giri und in Darjiling die Natur meine Empfindungen zu einem Grade steigerte, wie ich sie nie vorher im Leben empfunden, so war es in Agra die menschliche

Kunst, die mich bis zu Thränen erregte und unauslöschliche, unvergängliche Spuren in meiner Seele zurückließ.

In der Kunst bin ich mehr als profan, bin ich reiner Abc-schütz; aber beim Anblick des wirklich großen fühle ich mich bewegt und ergriffen, und kann es doch keinem andern erklären, warum ich lache, warum ich weine. Drei große Denkmale der modernen Kunst haben mich immer bezaubert und sind mir immer als das Schönste erschienen, das je aus der Hand des Menschen hervorgegangen: Santa Maria del Fiore, der Dogenpalast in Venedig und der Kölner Dom. Als ich aber das Taj sah, mußte ich unwillkürlich ausrufen: „Nein, dies ist noch schöner, dies ist das größte architektonische Wunder der Welt.“

Und was ist das Taj? Es ist ein Monument des Schmerzes, ein Grabstein, den der Kaiser Shach Jehan seiner Lieblingsgemahlin Mumtazee-Mahal errichtet hat. Um es zu erdenken, genügte der Schmerz eines Mannes, um es zu errichten, genügte der Gedanke eines Genius, aber mit ihm mußten zwanzigtausend Arbeiter von 1630 bis 1647 daran arbeiten. Fast das ganze Material wurde dem Kaiser von verschiedenen Provinzen seines Reiches als Tribut geliefert, die Arbeiter arbeiteten ohne Lohn, und dennoch hat es fünfzig Millionen Lire gekostet. Den Marmor und den roten Sandstein lieferte Raiputana, den Jaspis das Pendschab, Lapislazuli kam aus Ceylon, Korallen aus Arabien, die Diamanten aus Punah, Bergkristall aus Malwa, Onyx aus Persien, Chalcedon aus Kleinasien und Saphire aus Colombo.

Wie wird doch die Geschichte angesichts großer Monumente und zu den Füßen großer Männer zur Legende und die Legende zur Mythe! Es heißt, daß der Architekt des Taj ein Italiener war, und daß der Sultan ihm, nachdem er das Werk beendet hatte, die Hände abschneiden ließ, damit er kein zweites ähnliches anfertigen könnte.

Im Taj sind weder Statuen, noch Altäre, noch Gemälde, noch Bronzen. Alles ist Stein, aber dieser Stein ist ein fast rosiger Marmor, der beim Klang der menschlichen Stimme wie

ein Metall erklingt, der in seinem sanften Opalglanz die Geheimnisse einer ewigen Klage zu verbergen scheint. Auch Blumen sind dort und viele sogar aus Edelsteinen in den Marmor eingelegt, aber auch ohne jene Mosaiken, auch ohne jene aus Marmor geschnitzten Thüren, die wie Spitzen aussehen, würde das Taj das schönste Monument sein, das je der menschliche Gedanke ersonnen.

Schon allein die Thüre, durch welche man in den Garten des Taj tritt, ist ein grandioses Monument an sich. Sie ist ganz aus rotem Sandstein, aber einem so feinkörnigem, daß er dem Marmor gleicht. Der Bogen ist riesig groß und zu beiden Seiten scheinen die vielen großen Minarets und zwei Karawanserais, die sich zur Rechten und Linken hinziehen, ihre übermäßig mächtigen Arme zu öffnen, um dem aus fernen Landen herbeigeeilten Pilger, der diese entzückenden Kunstwerke bewundern will, Gastfreundschaft anzubieten. Auf der ungeheuren Wölbung des Bogens breitet sich ein weißes Netzwerk aus, das einem feinen Seidenstoffe gleicht.

Hat man jenen Eingang durchschritten, so dehnt sich vor den erstaunten Blicken ein ungeheurer Garten aus, wo zwischen den Bäumen hunderte von Springbrunnen plätschern. Im Hintergrunde erhebt sich das Taj, das sich mit seiner blitzenden, funkelnden Weiße scharf auf dem ultramarinblauen Himmel abzeichnet, auf einer ungeheuren Terrasse von rotem Sandstein; die vielfarbigen Menschen, die dort umhergehen, erscheinen wie mikroskopische Insekten.

Die Verzierungen der Fassaden sind in schwarzen Marmor gemeißelte Verse aus dem Koran. Die übrigen Einzelheiten stimmen vollkommen zu der Größe der allgemeinen Idee, ja, heben sie noch lebhafter und kräftiger hervor. Heber hat recht, wenn er sagt, daß das Taj von Titanen errichtet und von Goldschmieden vollendet wurde.

Ist man erst in das Taj eingetreten, so kann man nicht mehr sprechen, denn die Stimme klingt wie ein Schmerzensecho in dem Tempel der zärtlichen Liebe wieder. Das Licht, das von oben durch die feinen Schnitzereien der Marmorfenster fällt, wird weich gedämpft und rosig. Das Schweigen an jenem Orte, vor dem

Grabe Shach Jehans und Mumtazee-Mahals, wird einfach zur Pflicht.

Bewegt und stolz darauf, Mensch zu sein, verläßt man den geweihten Raum. Kaum hat man noch Zeit, zu beiden Seiten des Taj rosige Moscheen zu bemerken, von denen die eine, wegen ihrer Symmetrie mit der andern, die „Antwort“ heißt. Jenseits des Taj fließt der Dschumna, einer der heiligsten Flüsse Indiens, vorüber, dann breitet sich die Stadt Agra mit ihren Hunderten von Monumenten und ihren Palmen aus, und hinter ihr die weite, weite Ebene mit einem geheimnisvollen Wogen von Schatten und Licht.

Trotzdem ich mich nur kurze Zeit in Agra aufhielt, habe ich das Taj doch mehrere Male aufgesucht und jedesmal neue Schönheiten an ihm entdeckt. Bald schien mir die Fassade, bald das Profil, dann wieder die Seitenansicht schöner. Und was für ein Rahmen zu diesem Bilde! In dem endlosen Garten, einem kolossalen Blumenstrauß vergleichbar, bauten die Tauben ihre Nester in den Palmen, vertrauensvoll spazierten die Eichhörnchen zwischen den Füßen des Vorübergehenden herum, und ein betäubender Duft von Rosen und Jasmin überströmte den Reisenden mit wollüstigem Wohlbehagen. Wie gut nahmen sich die Muselmänner mit ihren vielfarbigen Turbanen, ihren gelben, blauen, roten Kleidern in dem Zaubergarten aus, und was für eine lächerliche Figur spielten wir mit unsern in Säcken steckenden Beinen, unsern grauen oder schwarzen Beinkleidern!

Wahrhaftig, das Taj ist eine der höchsten, der vollkommensten ästhetischen Schöpfungen des Menschen, die mit Marmor und Edelsteinen bekleidet ist. Es lohnt wirklich der Mühe, nach Indien zu gehen, um es zu sehen und zu bewundern.

Aber Agra hat nicht nur das Taj, es hat auch seine Perlenmoschee, sein Fort, den ungeheuren Palast der alten Sultane, in denen man verzückt, träumend und sehnsüchtig herumwandelt. Das ist wirklich der Orient, wie man ihn sich in den phantastischen Träumen seiner ersten Jugend ausgemalt hat. Dort ein Bad,

wo das Licht von tausendfarbigen Kerzen sich in einem Wasserfalle bricht; dort die reichen Wannen, in denen die Frauen des Harems ihre bewundernswürdigen Glieder erfrischten; dort an den Wänden des der Wollust geweihten Ortes hunderttausend Spiegelchen aller Farben, welche jene rosigen Körper bis ins Unendliche wiederspiegeln und vervielfältigen sollten. Da sind die Mosaiken aus Gold und edlen Steinen im Schlafzimmer; dort die unterirdischen Labyrinthe, in denen der glückliche Sultan mit seinen Hunderten von Gattinnen Blindekuh spielte; hier die Terrasse, wo sich auf einem ungeheuren Schachbrett aus lebenden Frauen und lebenden Engeln gebildete Figuren bewegten. Endlich im Grunde des Palastes ein Brunnen und ein Galgen, wo die treulose Frau den letzten Seufzer aushauchte.

Eine andere im Koupee verbrachte Nacht führt den Reisenden nach Delhi.

Rousselet hat recht, wenn er sagt, daß nur eine einzige Stadt der Welt Delhi den Vorrang in bezug auf seine Reichtümer, seine Pracht und seinen Ruhm streitig machen kann, und das ist das alte Rom. Die Geschichte Delhis ist die Indiens und heute ist jenes mit großen Erinnerungen getränkte Gebiet das reichste, archäologische Museum der Welt.

Ich besuchte den Palast der Sultane, der eine Kopie des in Agra befindlichen ist, besuchte die große Moschee, die alte Handschriften und ein Haar aus dem Barte Muhammeds besitzt, melancholisch wanderte ich zwischen Tempeln und Palästen umher, und bei jedem Schritte sprach ich das vanitas vanitatum Salomos aus.

Und noch öfter muß man das vanitas vanitatum aussprechen, wenn man nach dem wenige Meilen von der Stadt entfernten Turme Kutub, vielleicht dem schönsten und höchsten der Welt, fährt. Er ist ganz isoliert, rund und hat vier Galerien in verschiedener Höhe. An der Basis mißt er 46 Fuß im Durchmesser, an seiner Spitze nur zehn, ist ganz aus rotem Sandstein

erbaut und mißt mit der Marmorspitze, zu der 378 Stufen hinaufführen, 238 Fuß.

Während ich von dort oben die mich umgebende Trümmerwelt betrachtete und die letzte Seite eines der größten Weltreiche las, fühlte ich mich tief bewegt; und als ich mich erinnerte, daß gerade an dem Tage der 18. März, der für alle Italiener und besonders für die Italiener Mailands heilige Tag voll feierlichen Erinnerungen war, schrieb ich ein Viva l'Italia als Gruß an meine den Kutub besuchenden Landsleute auf den Marmor.

Die Geschichte meldet, daß der ungeheure Turm von dem muselmännischen General Kutub-ud-din-Eibeg zum Andenken an den von ihm über den Kaiser Pirtwi-Raj davongetragenen Sieg erbaut worden ist, ein Denkmal des Sieges des Islam über den Brahmanismus. Die Geschichte sagt ferner auch, daß der Grundstein im Jahre 1200 gelegt und das Riesengebäude in zwanzig Jahren vollendet worden ist. Als er im Jahre 1340 von einem Blitzstrahl zum Teil zerstört worden war, wurde er im Jahre 1348 von Feroze III. wieder aufgebaut. Die Hindu dagegen versichern, daß der Turm mehrere Jahrhunderte, bevor die Muselmänner ihn entweihten, von einem Rajputtischen Fürsten errichtet worden sei. In der That erinnert auch die ganz besondere Architektur des Monumentes mehr an die Jaya-Stamba oder Siegessäulen der Hindu. Beiden historischen Versionen ziehe ich aber die Volkstradition vor. Ein Hindu-Sultan betete sein Töchterchen an und dieses wiederum die Sonne, und so war ihre größte Freude, jeden Morgen auf das höchste Haus oder einen noch höheren Baum zu steigen, um die erwachende Sonne zu grüßen. Eines Tages bat sie ihren zärtlichen, liebevollen Vater, ihr den höchsten Turm der Welt zu erbauen, damit sie als erste das Tagesgestirn grüßen könne. Und der Vater errichtete für seine Tochter den Turm von Kutub.

Ist man von dem Turm herabgestiegen, so wandelt man zwischen ungeheuren Trümmern umher und unter den Bogen der Moschee von Kutub bemerkt man eine eiserne Säule, die 22 Fuß

über dem Boden emporragt, während 23 Fuß von ihr begraben sind. Diese Säule ist aus einem Stück gefertigt und wurde im Jahre 317 unsrer Zeitrechnung errichtet, als die Hälfte der Völker des Erdballs den Gebrauch dieses Metalles noch nicht kannten. Eine Inschrift auf diesem Zeugen der alten menschlichen Industrie besagt, daß sie vom Könige Dava, dem Anbeter Vischnus, im Jahre 317 errichtet wurde, um an die über die Bhâlikas davongetragenen Siege zu erinnern.

Nach der erhabenen Stimmung die komische Note. In einer der belebtesten Straßen von Delhi kann man das Vergnügen haben, ein mongolisches Bad zu nehmen, eine Art türkischen Bades mit großem Lärm von Knochen, Kneten, Reiben und Händeklatschen. Über einer dieser Anstalten liest man die Worte: Every thing ready (alles bereit), und über einer anderen: With every accommodation (Mit allem versehen). Zwar sind es verschiedene Phrasen, doch bedeuten sie dasselbe, daß man nämlich an Stelle der Kneter und Badewärter männlichen Geschlechts zwei junge, schöne Mädchen haben kann, welche dieselben Verrichtungen übernehmen und die europäische Tugend darum auf eine harte, aber um so verdienstlichere Probe stellen.

Delhi hat ein durchaus muselmännisches Aussehen, die Frauen aus dem Volke tragen Beinkleider aus allen Farben und die Männer spazieren mit schwarzgemalten Augen durch die Straßen. In den bescheidenen Läden der Juweliere sind Schätze aufgehäuft, die genügen würden, um die Magazine von Hunderten unsrer Juwelenhändler zu kaufen. In einem der berühmtesten Juwelierläden im ersten Stock sah ich die Bilder Viktor Emanuels, der Kaiserin Eugenie und eine Lithographie mit der Unterschrift: Opera House. Roma. Diese letztere stellte einen phantastischen Palast vor, den ich in Rom nie gesehen habe und bei dem außerdem noch venetianische Gondeln waren!

Eine andere Nacht im Waggon und da bin ich in Ghipur, das auf so viele verschiedene Weise geschrieben wird, daß man ein ganzes Wörterbuch damit füllen könnte. Jeypore, Geypore,

Jaypur, Genpore u. s. w., u. s. w. das Kaiser-Hind Hotel, ganz neu geprägt, sauber, hübsch, elegant öffnet mir seine keuschen Arme.

Die Stadt ist ganz rosa, von Mauern umschlossen und hat ganz gleiche Häuser, die mit ihren vorstehenden Kabinetten und ihren Fenstern, die eigentlich nur Spalten sind, wie eine ungeheure Anhäufung von Water-Closets aussehen. Der König, an den wir eine Empfehlung haben, stellt uns einen schmutzigen Wagen mit einem gelben Kutscher, der nicht ein Wort Englisch versteht, zur Disposition. Wir besuchen den Palast des Königs, ein ungeheurer Raum mit vergoldeten Thüren, und in dessen einem Riesensaal zu ebener Erde sich das Finanzministerium und die Bank befinden und Silbermünzen in ganzen Wagen- und Säckenvoll gewogen werden.

Interessanter als der Palast des Königs ist der zoologische Garten mit prachtvollen, sehr wilden Tigern, Papageien, Affen und einer sehr reichen Sammlung von Wasservögeln. Der König ist ein leidenschaftlicher Jäger und hat in seinem ganzen Reich ein Gebot erlassen, daß alle Fremden mit der größten Zuvorkommenheit behandelt werden sollen. Wenn er eine Tigerjagd veranstalten will und seine Shikari nicht sicher sind einen zu treffen, so öffnet man einfach die Käfige und der Tiger ist gefunden.

Garcin de Tassy sagt, daß der Maharajah einer der gebildetsten Prinzen Indiens sei. Er hat 282 Schulen gegründet, die vor zwölf Jahren ungefähr von 8000 Schülern besucht wurden; er hat auch Hospitäler und Gymnasien gegründet und genießt der Freundschaft des Lord Mayor.

Eine andere Eigentümlichkeit von Ghipur sind die unglaublich engen farbigen Perkalbeinkleider der Frauen, die langen Bärte der Männer, die im Nacken zusammengebunden sind, die prächtigen Ochsen, die schönsten, die ich in ganz Indien gesehen, und die unerträglichen Fliegen. Wenn man lesen will, ohne von den

Fliegen aufgefressen zu werden, muß man Thüren und Fenster schließen, ein Licht anzünden und bei diesem künstlichen Lichte lesen. Man versichert mir, daß im Sommer ein weißer Rock sowohl in Ghipur als in Delhi ganz schwarz erscheinen kann wegen der zahllosen Menge von Fliegen, die es sich darauf bequem gemacht haben.

Vom Könige nahm ich auch einen Ritt auf einem Elefanten an, zu dem ich auf einer kleinen Leiter hinanstieg, und mit meinen drei Reisegefährten und dem Führer nahm ich auf dem Halse Platz. Wir machten einen kleinen Ausflug nach Ambair, der alten Hauptstadt des Reiches, und ich bewunderte die Sicherheit meines riesigen Rosses. Die Bewegung des Elefanten ist jedoch das antipathischeste unter allen Verkehrsmitteln und ermüdet außerordentlich. Als wir durch einen Wald voll Affen und wilder Pfauen kamen, beides heilige Tiere, bemerkte ich, daß der Elefant eine sonderbare Abneigung gegen unsere häßlichen Verwandten bezeigte. Dadurch beweist er sehr guten Geschmack, und daß er auch kein fanatischer Darwinianer ist.

Der Palast kam mir wie eine Karrikatur desjenigen in Agra vor. Im Garten beobachtete ich zum ersten Male, daß man die Früchte des Granatbaumes auf dem Baume selbst in ein Futteral von Terracotta eingeschlossen hatte. Ich vermutete, daß es geschah, um das leichte Bersten derselben zu verhindern.

In Ghipur machte ich die angenehme Bekanntschaft eines gebildeten, liebenswürdigen preußischen Offiziers, des Barons von Bülow, der mich bis nach Bombay begleitete und mit mir die Wonnen einer beständigen Temperatur von 39° C. erlitt, obgleich wir im März waren und in Erfrischungswaggons erster Klasse reisten.

Der Spazierritt auf dem Elefanten beendete meine Reise in Indien und brachte (wie man mit einem parlamentarischen Ausdrucke sagen würde) meine Tagesordnung zum Abschluß.

In Bombay ging ich mit meinem Freunde Tyrrell Leith an Bord seiner Cinderella, stellte meinen von der indischen Küche in

Unordnung geratenen Magen mit dem Risotto und den Makkaroni mit Sauce des Singapore wieder her und bereitete mich mit unsäglicher Freude zu meiner Rückkehr nach Italien vor.

* * *

Und jetzt, nach der Reise, wenn Sie noch nicht zu müde sind, so reichen Sie mir die Hand und lassen Sie uns Indien zusammen studieren.

Dreizehntes Kapitel.

Die Bevölkerung Indiens. — Bekenntnisse eines Anthropologen. — Beschreibung der Hindu. — Die Kleidung in Indien. — Allgemeine Physiologie der Hindu. — Krankheiten und Sterblichkeit. — Speisen und Getränke. — Die spirituösen Getränke der alten Inder. — Pan-supari, Tabak und Opium. — Moralischer Charakter der Hindu. — Die fünf Begrüßungsformen.

Die letzte Volkszählung in Indien hat im Jahre achtzig stattgefunden und stellt die Zahl der Bewohner des indischen Kaiserreiches auf 252 Millionen fest. Um aber eine ethnologische Analyse dieser riesigen Ziffer anstellen zu können, muß man zu der vorhergehenden Zählung vom Jahre einundsiebzig zurückgreifen, bei welcher die der englischen Regierung direkt oder indirekt unterworfenen Einwohner 186 Millionen betrugen, die ungefähr in folgender Weise zusammengesetzt waren.

Ureinwohner oder Nicht-Arier	18 000 000
Reine Arier	16 000 000
Aus Ariern und Nicht-Ariern gemischte Mestizen-Bevölkerung (Hindu)	110 000 000
Muhammedaner	41 000 000
	185 000 000

In einer wissenschaftlichen Arbeit*), die vor kurzem erschienen ist, habe ich versucht, eine Ethnographie Indiens mit aller

---

*) Paolo Mantegazza. Studii sull' etnologia dell India. — Erster Teil. Allgemeine Probleme. — Die Hindu u. s. w. — Im XIII. Bande des Archivs für Anthropologie, Ethnologie und vergleichende Psychologie.

Bescheidenheit und Zurückhaltung zu zeichnen. Möge es mir gestattet sein, die wichtigsten Ergebnisse meiner Studien hier wiederzugeben.

Ich würde in Indien die folgenden ethnischen Typen unterscheiden.

1. Die Hindu mit arischem Typus, wahrscheinlich Abkömmlinge von Ariern und nicht genau bestimmten Rassen, die Autochthonen und älter als diese sind. Für mich sind aber auch die Arier eine historische Mythe, in der sich das Wahre mit sehr viel Nebelhaftem, vielleicht auch mit vielen Irrtümern verbindet. Treu dem alten skeptischen, aber vorsichtigen Dogma, daß man beim Klassifizieren der Rassen so viel wie möglich von ihrem Ursprung absehen muß, behaupte ich mit großer Reserve, daß es in Indien eine große Masse Menschen mit arischem Typus und schwarzer oder sehr dunkler Haut gibt, aber füge auch gleich hinzu, daß die Wissenschaft heute noch nicht das notwendige Material besitzt, um diesen Rassen ihren bestimmten anthropologischen Charakter zu erteilen, ihre Grenzen zu bestimmen oder sie der ethnischen Analyse zu unterwerfen.

2. Die Hindu mit malayenähnlichem Typus, die besonders die Küste Malabar und den Süden Indiens bewohnen und welche neben schwarzer oder sehr dunkler Haut die kraneologischen und physiognomischen Kennzeichen der malayischen Rasse aufweisen.

3. Die Hindu mit semitischem Typus, die man im nördlichen Indien und den Nil Ghiri findet.

4. Die Mongolen, mit sehr verschiedenen Spielarten, besonders in Sikkim.

5. Die Juden Indiens. In Malabar sind weiße und schwarze. Die ersteren bilden eine ziemlich zahlreiche Gemeinde in Cochin, die anderen leben hier und da zerstreut, verstehen aber wie die ersteren die Bibel in hebräisch zu lesen.

6. Die Parsen.

7. Die Muselmänner. Hier kann ich nicht mehr wissenschaft-

lich sprechen, weil es äußerst schwer ist, sie anthropologisch von den Hindu zu trennen, mit denen sie sich besonders durch ihre Polygamie vielfach gekreuzt haben. Vielleicht würde ein genaues Studium bestimmter Gebiete in Indien, besonders in Lacknou, Agra, Nizam, auch heute noch die Existenz mehr oder weniger reiner turanischer Rassen erkennen lassen. Jedenfalls ist es vorsichtiger, von Muselmännern als von einer turanischen oder skytischen Rasse zu sprechen. Auch Hunter bemerkt ganz richtig, daß heutigentags der Muselmann des Ganges-Delta sich ethnisch so sehr vom Afghanen unterscheidet, wie der Hindu der niederen Kasten desselben Deltas von den Brahmanen.

8. Eine unendliche Zahl wilder Rassen, die man entweder als Überreste der alten autochthonen Völker ansehen kann, oder die seit undenklichen Zeiten in Indien angesessen sind und sich rein erhalten oder zum Teil Bastarde geworden sind, weil sie sich mit den erobernden Rassen vermischt haben.

Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen, allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, und wer es wagen würde, in die Einzelnheiten hinabzusteigen, würde riskieren, daß er genötigt wäre, morgen schon seine eigenen Behauptungen widerrufen zu müssen.

Bei der Klassifikation der indischen Rassen muß man daher der Sprache, dem Grade der Zivilisation und der Religion großes Mißtrauen entgegenbringen.

Als wir dem philologischen Kriterium folgten, haben wir das Kartenhaus der dravidischen Sprachen fabriziert, das vor den Thatsachen nicht bestehen konnte, und was die Zivilisation betrifft, so gibt es verschiedene wilde Stämme, die, von einer starken und auf dem Wege des Fortschritts vorgeschrittenen Rasse umgeben, ohne eigenes Verdienst den Firnis einer gewissen Kultur angenommen haben, der den oberflächlichen oder ungeduldigen Forscher leicht

täuschen kann, während anderseits intelligente und vielleicht bis zu einem gewissen Grade zivilisiertere Menschen, die infolge besonderer Zufälligkeiten zerstreut und isoliert lebten, in einen Zustand wilder Barbarei verfallen und darin bleiben konnten. In bezug auf die Religion braucht man gar nicht anzudeuten, welche Gefahren darin liegen, sie als Grundlage der Klassifikation anzunehmen. Die Christen werden heute von fast allen menschlichen Rassen dargestellt, und wer heute alle Menschen, die zu Muhammed schwören, unter einen Hut bringen wollte, würde die schönste Verwirrung von der Welt hervorbringen, wenn er unter anderen die Arier mit den Turaniern und Mongolen vom reinsten Wasser zusammenstellen würde.

Was nun die Abstammung und Verwandtschaft der indischen Rassen betrifft, so glaube ich heute nur dies sagen zu können. Indien hat in den ältesten Zeiten hunderte und vielleicht tausende von Rassen besessen, die sich nach und nach aus eigener Kraft des Fortschritts und große von außen gekommene Eroberungen einander genähert und zum Teil verschmolzen haben. In einem langen Laufe von Jahrhunderten haben sie schließlich eine in den großen Mittelpunkten homogene Masse gebildet, aus der hier und da infolge des Atavismus die alten Typen hervorragen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß einige Stämme isoliert geblieben sind, weil dichte Wälder und hohe Berge sie getrennt haben, und diese geben uns noch heute eine Idee von dem, was Indien einst in der präarischen und prämuselmännischen Periode war. Wollten wir aber bestimmtere Dogmen annehmen oder in genauere Einzelheiten eindringen, so hieße das nicht eine

Wissenschaft betreiben, sondern naive ethnologische Märchen schreiben.

* * *

Aber wir wollen jetzt zum Studium der Hindu mit arischem Typus übergehen.

Welchen Typus soll ich zum Modell nehmen, wenn ich die Hindu beschreiben will? Vielleicht die Najadi von Malabar, die Parias unter den Parias, oder die Brahmanen der höchsten Kaste? Soll ich die hyperdolichocephalen Hindus, die ich durch die Straßen von Benares habe wandern sehen, oder die schwarzen Römer von Kalkutta wählen?

Ich will einen mittleren Typus annehmen und diejenigen ausschließen, welche einen malayen- oder mongolenähnlichen Typus haben. Meine Umrisse werde ich mit der größten Reserve zeichnen, da wir sehr wenige Hinduschädel in Europa haben und in Indien wenige Maße genommen worden sind.

Bevor ich jedoch den Grabstichel zur Hand nehme, möge es mir gestattet sein, für einen Augenblick auf den mutmaßlichen Ursprung der Arier und den aktuellen Zustand der ethnologischen Frage zurückzukommen. Die Zeit, welche ich zur Feststellung der Grenzen dieses Problems verwende, wird nicht verloren sein, sollte ich mich auch wiederholen, oder zu lange bei demselben Gedanken verweilen.

Bis jetzt haben uns die geschichtliche Tradition, die im entferntesten Altertum sehr dunkel und verworren ist, und die Sprachen fast allein als taxonomisches Kriterium gedient. Daß diese für den Zweck, welche sie erfüllen sollen, völlig unzureichend sind, beweist die widersinnige Annahme Braces:

„Farbe und physische Charakterzüge sind in Indien keine Unterscheidungszeichen der Rassen. Nirgends hat sich das Blut reiner (?) erhalten, denn Farbe und ein hoher physischer Typus können je nach Lage, Klima und Nahrung bis ins Unendliche variieren.“ (??)

Und was ist denn also eine Rasse, wenn Farbe und Gesichtszüge nicht dazu dienen können, sie zu unterscheiden? Die Ethnographie von Indien kann man erst dann mit einer gewissen Sicherheit zeichnen, wenn man viele Porträts, viele Schädel und viele Maße einander gegenübergestellt hat. Dann kann man sagen: Die heutigen Hindu sind so beschaffen und unterscheiden sich von den anderen Menschen durch diese ihnen eigentümlichen Merkmale, und auf diese Weise werden wir einen festen Punkt in der Evolutionsgeschichte einer der zahlreichsten Rassen unseres Planeten gefunden haben.

Was aber nun die ethnische Geschichte dieser Völker betrifft, so glaube ich, daß es uns ebenso wenig gelingen wird, dieselbe zu zeichnen, wie bei allen übrigen ethnischen Rassen, denn die Ethnographie wird, wenn sie sich mit dem Ursprung beschäftigt, immer zum historischen Roman. Freilich ist das sehr trostlos für den, der die Wahrheit sucht, aber sehr angenehm und amüsant für diejenigen, die aus wenigen Thatsachen und einigen nebeligen Traditionen eines jener großen Kartenhäuser errichten, die man ethnologische Theorien nennt.

Und was sagt uns heute die Theorie? Sie sagt uns, daß die edelste Rasse der Welt aus Zentral-Asien hervorgegangen sei, und daß sie sich von dort aus ausgebreitet habe, indem sie nach Osten und Westen wanderte. Im Westen haben sie Persien gegründet, Sparta und Athen zerstört und den Grundstein zu der ewigen Siebenhügelstadt gelegt. Andere Arier drangen bis nach Spanien vor, um das Silber aus den Bergwerken heraufzufördern, und gingen nach England, um dort Zinn zu schmelzen. Zu gleicher Zeit sprengte ein anderer ethnischer Strom die Übergänge des Himalaya und bevölkerte das Pendschab und den ganzen Norden Indiens.

Diese unsere sehr edlen Vorfahren, diese Menschen, welche die Deutschen mit wenig Bescheidenheit indo-germanische (und warum nicht indo-mittelländische oder indo-lateinische?) Rasse nannten, waren Hirten und Acker-

bauer und gaben uns mit ihren zuerst von ihnen gezähmten Tieren, mit den in ihren kunstlosen Öfen geschmolzenen Metallen, mit ihren Träumen, die sie in den kühlen, heiteren Nächten ihrer Hochebene geträumt, das Skelett zu unseren Gewerben, unseren Sprachen, unseren Religionen.

All das ist schön, poetisch und sehr verführerisch, aber es ist ein historischer Roman oder eine Mythologie der Geschichte. Mit mühsamem Fleiß entdeckt der Philologe inmitten der Finsternis einen Edelstein, er schleift ihn, versieht ihn mit Facetten, glättet ihn und faßt ihn in glänzendes Gold, nämlich die ethnologischen Theorien, und bietet ihn uns als das Bild des Wahren dar; aber ein Edelstein genügt nicht, um einen Schatz zu bilden.

Die wedischen Sänger des glühenden Indiens baten die Götter um ein langes Leben, indem sie hundert Winter, die Erinnerung an die kräftigende Kälte, in der sie geboren und aufgewachsen waren, verlangten. Die Wörter Vater, Mutter, Bruder; Schwester sind fast überall dieselben, mögen sie nun an den Ufern des Ganges, oder an denen der Themse oder des Tiber ertönen; und das schönste Wort, das in vielen europäischen Sprachen figlia bedeutet, erinnert an die arischen Mädchen, welche die Milch der Kühe molken. Das ist ein anderer philologischer Edelstein, der Ruhm und Reichtum der modernen Philologie, aber dieses und noch viele andere philologische Juwelen erklären uns nicht, warum heute die Kinder der Kelten brünett und die der Kimbern blond sind, warum eine goldblonde Skandinavin mit Augen so blau, wie der Himmel Indiens, von einer Spanierin mit Ebenholzhaaren und Augen so schwarz wie die Polarnacht so sehr verschieden ist.

Der Gedanke aber, die Wichtigkeit dieser wunderbaren Entdeckungen und kühnen Wahrsagungen der vergleichenden Philologie zu unterschätzen, liegt mir durchaus fern, aber der philologische Ursprung der europäischen Sprachen gibt uns noch nicht die genealogische Geschichte der Europäer. Die aus dem Innern Asiens herabgestiegenen Arier waren höchst wahrscheinlich schon unter sich

verschieden, als sie ihr Vaterland verließen, und bis sie hierher kamen, mußten sie Europa schon von anderen Menschen bewohnt finden, mußten auf ihrem langen Wege wer weiß wie viel andere Völker antreffen, sie verdrängen und auf ihrer langen Reise mit sich schleppen, bevor sie die Ahnen der modernen Europäer wurden.

Wenn ich in bezug auf dieses Argument, das den größten Philologen und modernen Geschichtsforschern so viel Stoff zum Nachdenken gegeben hat, meine Meinung in ganz bescheidener Weise ausdrücken dürfte, so möchte ich sagen, daß die Arier Europa viel mehr Wörter, Künste, Gewerbe und Religionen als Teile von ihrem Blute gegeben haben. Und so kam es, daß Völker mit einer jüngeren Zivilisation, vielleicht auch noch halbwilde und ganz wilde, die ihnen von den Männern Asiens mitgebrachten Kleider annahmen, aber unter diesen Kleidern ihre Glieder und ihre Gesichtszüge bewahrten.

Aber lassen wir jetzt den Nebel und stützen wir uns auf das feste Gebäude der positiven Thatsachen.

* * *

Der Hindu von heute ist ein schwarzer Mensch oder braun wie gerösteter Kaffee oder wie Kaffee mit Milch*), immer mit schwarzen, aber nicht lockigen Haaren, mittlerer Statur, kleinen Händen und Füßen, mit einem schönen, ovalen Gesicht, einer geraden, fast adlerartigen Nase. Bart und Haar sind weniger üppig als bei den modernen Europäern, bald sind sie muskulös, bald schlank und zart, und im allgemeinen mit einer vorwiegenden Entwickelung der höheren Glieder über die niederen.

Wenn ich den Hindu mit dem ihm am meisten ähnlichen Europäer vergleichen sollte, so möchte ich ihn den Griechen und

*) Im allgemeinen ist in den niederen Kasten die Farbe dunkler; bei den Brahminen, den Anfängen der höchsten Hierarchie, kann die Haut sogar eine sehr helle Kaffeefarbe oder Kaffee mit Milch-Farbe darbieten. Ein indisches Sprichwort sagt: Mißtraut dem schwarzen Brahminen und dem weißen Paria.

Italienern an die Seite stellen. Wenn es ein Adelstitel ist, daß man den arischen Vätern gleicht, so nehme ich ihn für uns Italiener in Anspruch, so sind wir die am meisten arische Nation unter den Europäern, und die Russen mit ihrem finnischen Typus die am wenigsten arische von allen. Wenn ich mir zum Beispiel mit meinem im südlichen Italien sehr allgemeinen Gesichtstypus das Antlitz schwarz färbte, so könnte man mich sehr gut für einen Hindu nehmen.

Hodgson beschreibt den indischen Arier folgendermaßen:

In der arischen Form drückt sich Hoheit, Symmetrie, Leichtigkeit und Biegsamkeit aus, das Gesicht zeigt einen ovalen Umriß mit breiter Stirn, Kinnladen und Mund sind mittelmäßig, das Kinn rund, perpendikular mit der Stirn, regelmäßige, distinguierte, feine Züge; die Nase ist hoch und schmal mit elliptischen Nasenlöchern, die Augen sind gut gestellt und weit geöffnet, durchaus nicht schief geschlitzt, Augenbrauen, Wimpern und Bart gut entwickelt, eine hellbraune Haut, die oft nicht dunkler ist als die vieler südlicher Europäer.

Die drei am meisten charakteristischen Merkmale des Hindugesichtes sind die Augen, die Nase und der Mund.

Die Augen sind groß, oval und tragen fast immer einen sehr sanften Ausdruck. Sie gehören zu den schönsten Augen der Welt und bilden bei den Bajaderen, von denen wir schon seit unserer Kindheit als Wunder von Schönheit geträumt haben, fast den einzigen Reiz. Die Wimpern sind lang und die Augenbrauen sehr dicht. Es ist selten, fast unmöglich, in Indien die in Europa so gewöhnlichen kleinen, grauen Augen zu finden, die wie zufällig verlorene Glasscherben ohne Form und ohne Ausdruck aussehen.

Die Nase ist lang, schmal, fast Adlernase, aber bei den Frauen weniger lang als bei uns.

Der Mund ist groß, aber schön, und fast immer mit den schönsten Zähnen geziert. Die Lippen haben bei allen Rassen Indiens den gemeinsamen Charakter zu dick zu sein. Ich weiß nicht, kommt es daher, weil die Sinnlichkeit größer ist und dies

Organ, das einen so großen Anteil an der Wollust hat, infolgedessen stärker entwickelt ist, oder ist es ein Atavismus, der in Indien diesen Gesichtszug hervorrief, wie es ja auch im Hause Habsburg geschieht.

Statur und Körper.

Die Statur des Hindu ist eine mittlere, sehr selten hoch selbst bei den privilegierten Kasten. In Baroda habe ich unter allen Fürsten, die bei der Krönung des Gaekwar versammelt waren, auch nicht einen einzigen gesehen den man hätte hoch nennen können, und der Gaekwar selbst spielte neben dem Gouverneur von Bombay, Sir W. Fergusson, eine klägliche Figur, und die sehr viel zu denken gab über den Kampf zwischen Völkern und Rassen.

Die Glieder sind gut geformt, aber bei den Frauen insbesondere ist ein unangenehmer Kontrast zwischen den schönen Proportionen und den runden schönen Formen der oberen Glieder im Gegensatz zu den Hüften und Beinen, die viel weniger schön sind als bei unseren Frauen, und erbärmliche, fast abgezehrte Formen zeigen.

Die indische Frau hat fast immer prachtvolle Schultern, wunderbare Arme und einen hohen schönen Busen, selbst wenn die Jungfrau die Stelle der Mutter eingenommen hat.

Höchst wahrscheinlich verdanken sie die Schönheit der oberen Gliedmaßen und der Brust der Gewohnheit, entblößt zu gehen und kein Schnürleib zu tragen, wie man auch die Magerkeit der Hüften und Beine mit der Sitte erklären kann, immer auf der Erde zu hocken und weil sie sehr wenig gehen.

Haupt- und Barthaar.

Die Hindu sind viel weniger behaart als wir und bei den Frauen sind die Körperhaare sehr spärlich. Die tiefschwarzen Haare werden noch schöner und glänzender durch den fortgesetzten Gebrauch von Kokosnußöl gemacht. Je nach den Religionen und Kasten werden sie in hunderterlei Weise geschoren und geschnitten.

Eigentümlich sind die Bärte in Ghipur. Dort wird der Backenbart nach hinten zurückgekämmt und der Schnurrbart folgt derselben Richtung. Oft werden sie im Nacken zusammengebunden und folgen jeder Biegung desselben. Die Physiognomie erhält dadurch einen besonderen Charakter von Wildheit, einen katzenartigen Charakter, oder den eines reißenden Tieres.

Kinn.

Das Kinn ist wenig vorspringend und besonders bei den Frauen klein und rundlich, oft auch mit dem amoris digitulo bezeichnet.

Die echten Hindu tättowieren sich nie, aber es scheint, daß einige indische Stämme die Tättowierung kennen. Wir haben sie bei den Tuda gefunden und auch in Sikkim habe ich eine alte Frau gesehen, die eine tättowierte Blume auf ihrem Gesichte trug. Einige Reisende erzählen auch von Blumen und anderen Figuren, die sie auf Armen, Kinn oder Wangen einiger Mädchen tättowiert gesehen haben.

Wenn aber die wirkliche Tättowierung in Indien sehr selten und auf wenige Stämme beschränkt ist, so färbt man dafür den Körper oder einige Teile desselben. So bedecken sich die Bettelbrahmanen und andere Heilige das Gesicht und den nackten Teil des Körpers mit sehr feiner Asche und ein sehr gelehrter Kommentator der wedischen Bücher sagte mir, daß man die starke Hitze, so bedeckt, weniger fühle.

Einige brahmanische Frauen färben sich, um den Männern zu gefallen, die Fußsohlen rosa und legen surmeh auf die Augen wie die türkischen und arabischen Frauen.

Eine zeitweise rote Färbung der Haut sieht man im Monat März bei dem berühmten Feste von Dole-iattra, wenn sich alle abwechselnd Fhag-Pulver auf Haare, Gesicht und Kleider streuen.

Die Stirn ist die Lieblingsstelle der Hindu für besondere Malereien, die bald Abzeichen der Kaste, bald einfache Verzierungen sind. Aus Reisewerken kennen alle schon die Zeichen der Wischnu-

und Siwa-Anbeter, darum will ich die allen bekannten Thatsachen nicht wiederholen. Vorzugsweise in Benares, aber auch in anderen Teilen Indiens tragen die jungen Frauen einen ticas oder ein kleines Plättchen von Gold oder Silber oder irgend einem anderen glänzenden Metall zwischen den Augenbrauen. Mit Gummi befestigen sie dasselbe auf der Haut und man hat mir versichert, daß die Liebhaber sich damit amüsieren, ein Vögelchen, baya genannt, frei zu lassen, das dazu abgerichtet wurde, den ticas mit dem Schnabel abzulösen und ihn dem, der ihn auf diesen kühnen mutigen Raub ausgeschickt hat, mitzubringen.

In Darjiling habe ich eine Frau gesehen, welche die mittleren Schneidezähne vergoldet hatte; es war mir aber leider unmöglich, den Zweck dieser eigentümlichen Vergoldung zu erfahren.

In Indien sieht man im allgemeinen viel mehr nacktes als bekleidetes Fleisch, und besonders gegen Mittag hat man immer eine Orgie von schwitzenden Häuten und gut ausgebildeten Muskeln vor sich (was auf europäische Augen, die an diese Art von Schauspiel nicht gewöhnt sind, einen eigentümlichen Eindruck macht) und sieht sich genötigt die vortrefflichen Effekte einer Kleidung, die auf den geringsten Umfang beschränkt und auf die freieste Bewegung berechnet ist, zu bewundern. Nicht wie in Europa hat man hier das traurige Schauspiel von Bäuchen, welche sich durch die Enge der Beinkleider und des Überrockes in unbequeme Fesseln geschlagen fühlen und jeden Augenblick herauszufallen drohen, man sieht kein schwammiges, aufgedunsenes Fleisch, keine verkrümmten Glieder. Alles ist an seiner rechten Stelle und alles ist schön. Bei den Frauen der niederen Kasten ist an manchen Orten der Torso bis zum Nabel entblößt, aber auch anderswo sieht man unbekleidete Schultern, fast entblößten Busen, die Lenden und die Nabelgegend, Arme und Füße nackt. In Europa sieht man nur das Gesicht lebendig, und dieses nimmt natürlich unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und wenn man Anlaß hat es zu thun auch unsere Bewunderung. Und doch sollte diese auf alle Teile des Körpers

gleichmäßig verteilt sein, denn auch sie sind der Sitz mannigfacher Schönheiten.

In Europa ist das Kleid zu einem zweiten Körper geworden, zu einem Tyrannen des ersteren, in Indien verhüllt und bedeckt es ihn, aber es bewegt sich mit dem Menschen, dessen Diener es ist und nicht dessen Herr.

Wenn die italienischen Künstler allesammt eine Reise nach Indien machen könnten, was für eine Fülle neuer Anregung würden sie aus diesem Ozean menschlicher Formen schöpfen, die sich nach Gesetzen, die von denen der unfruchtbaren, einförmigen europäischen Welt so unendlich verschieden sind, bewegen, sich kleiden, sich drapieren und färben. Ich glaube, wenn die Indier sich achtungsvoll vor uns verneigen und sprechen: salam, salam! so machen sie sich über uns lustig und nennen uns Salami (Eselswurst). Und sind wir nicht vielleicht eingestopftes Fleisch in unseren häßlichen Kleidern? Sind die Ärmel unserer Kleider nicht etwa Würsten gleich, sind nicht die Schornsteine unserer Beinkleider vollgestopfte Säcke? Sind wir nicht alle zusammen schwarze, graue, staubige Salami? Hier dagegen ist das Leitmotiv der „menschlichen Schale" der Mantel, ein Mantel für die oberen Teile, ein Mantel für die unteren des Körpers, und wie gut sie sich darin zu drapieren verstehen, wie jene Falten dem menschlichen Gedanken entsprechen, und nicht der plebejischen Tyrannenherrschaft der Schneidernadel gehorchen, sondern sich jeden Augenblick den Leidenschaften und Gedanken des Menschen anschmiegen. Und dann ist der menschliche Körper auch nie ein Gefangener, sondern bewegt sich vollständig frei in dieser Flut weicher, anmutiger Falten. Hier schaut ein schön geformtes Bein oder ein Fuß heraus, dort wird eine Schulter, ein Arm sichtbar, um die ein griechischer Bildhauer den Besitzer beneiden würde. Bald sieht man das kräftige reine Profil eines weiblichen Busens, dort den herkulischen Rumpf eines Mannes, der nie den Druck eines Gürtels, einer Binde empfunden, nie die Caudinischen Pässe der Kravatten, noch die erdrückende Fessel eines Beinkleides. Wie schön, wie von Lebensfülle strotzend ist hier das menschliche Fleisch!

Und dann die Farben! Mögen sie auch noch so unverschämt grell und schreiend sein, nie sind sie lächerlich, denn sie schillern unter dem warmen Lichte einer goldenen Sonne und spiegeln sich in Lagunen, die von Palmen und Kokosnußbäumen überschattet sind. Und Halsgeschmeide, die Ketten gleichen, Armbänder mit schön gearbeiteten Gliedern, die mit einander zu ringen scheinen, um zu sehen, wer der stärkere ist, und Ohrringe die in bezug auf die Kühnheit ihrer Form mit den phantastischesten Träumen der indischen Mythologie wetteifern.*)

Bevor ich auf die Einzelheiten der indischen Kleidung näher eingehe, möchte ich eine Probe von der unglaublichen Verschiedenheit, die sich uns darbietet, geben, denn sie eben trägt unendlich viel dazu bei, der menschlichen Gesellschaft in jenem Lande einen so malerischen Charakter zu geben.

Eines Tages setzte ich mich unter einen Baum an der Straße, die von den niederen Teilen von Coonoor (im südlichen Indien) nach den oberen führte, und machte folgende Notizen, indem ich einige Menschen, die an mir vorübergingen, beobachtete.

1. Frau. Beine nackt. Kleid rosa. Sonnenschirm weiß. Vier oder fünf goldene Ohrringe von oben nach unten ineinandergehängt für jedes Ohr.

2. Knabe. Rosenfarbener Turban, weiße offene europäische Weste, spiralförmiger Gürtel um den Leib, weiße Beinkleider, nackte Beine.

3. Ein Kutscher. Roter Turban, eine schwarze mit rot eingefaßte Bluse, Ledergürtel, schwarzes, rot eingefaßtes Beinkleid, nackte Beine. Auf der einen Schulter ein weißer Shawl.

4. Mann. Weiß und roter Turban, lange weißgestreifte

*) Die Carnate-Frauen tragen so dünne, gläserne Armbänder, daß sie sich oft die Hände damit zerschneiden; aber da man sie für elegant und nach der neuesten Mode hält, so setzt man sich mit Vergnügen der Gefahr verwundet zu werden aus.

Tunika. Roter Shawl mit weißen Streifen um Schultern und Leib. Weiße Beinkleider, keine Strümpfe, rote Schuhe. Schwarzer Schirm.

5. Mann. Roter Turban, blaues Hemd aus Tricotstoff, weißer Shawl auf der Schulter, weißes Beinkleid, keine Schuhe.

6. Mann. Weißer Turban, graues Perkalhemd, grüner Shawl auf der Schulter, weiße leinene Beinkleider, Beine und Füße nackt.

7. Mann. Weißer Turban, blaue Jacke, weiße Weste, weißer Mantel um den Leib, Beine und Füße nackt. Ein weißes O auf die Stirn gemalt.

8. Mann. Roter Turban, weiße Beinkleider, weiße Jacke, weißer Sonnenschirm. Keine Schuhe.

9. Hirt. Eine konische blaue Mütze, offene blaue Weste, großer, weißer Mantel, aber auf dem Rücken sehr schmutzig. Er trägt einen Stock und Beine, Schenkel und Arme sind nackt.

10. Mann. Weißer Turban mit Zopf, weiße Jacke, sehr kurzer, weißer Mantel um den Leib. Fast entblößte Hüften, bloße Beine.

11. Mann. Weiße Jacke und weißer Mantel um den Leib. Weißer Shawl mit schwarzem Rande auf der linken Schulter. Beine und Füße nackt. Großes silbernes Armband auf dem rechten Vorderarm.

12. Mann. Bloßer Kopf mit einem Haarzöpfchen. Jacke von violettem mit schwarz gegittertem Perkal, weiße Beinkleider.

13. Mann. Weißer Turban, weißer Mantel um den Leib, und großer weißer Mantel um die Schultern. Beine und Füße bloß.

14. Mann. Weißer Turban mit Goldbinde. Große blaue mit rot durchzogene Tunica. Weiße Beinkleider. Ein breit weiß und rot gestreifter Shawl um den Hals. Türkische Pantoffel von gelbem Maroquin mit rot gemustert.

15. Frau. Roter und blauer Rock. Großer weißer Mantel,

auf dem Rücken übereinander geschlagen, der den ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt Nackte Beine.

16. Mann. Roter und violetter Turban, grau karrierte Weste, blaue mit rot gemusterte Jacke, einen weißen Mantel um den Leib. Nackte Beine.

17. Mann. Großer scharlachroter, schwarz gemusterter Mantel, der Kopf und Oberkörper bedeckt. Weißer Mantel um den Leib.

18. Mann. Weißer Turban, weißgeblümte Perkaljacke, Beinkleider aus weiß und grün gestreiftem Perkal. Beine und Füße nackt.

19. Mann. Weißer Turban, Jacke aus rot und gelb gemustertem Perkal, rot und weiß gestreifter Shawl um die Schultern. Scharlachroter Mantel um die Hüften. Beine und Füße nackt.

20. Frau. Kopf bloß, Beine und Füße nackt. Großer roter Mantel, roter Rock mit gelbem und weißem Besatz.

21. Frau. Kopf, Beine und Füße entblößt. Rock und Mantel mit rosa Grund, gelben Blumen und gelbem Besatz.

* * *

Bei der Männerkleidung handelt es sich um Quantität und Qualität.

Die Masse variiert in Indien je nach dem Klima und dem gesellschaftlichen Range. Die äußersten Grenzen des Minimum und Maximum werden durch die Kulis von Madras und die Bajaderen oder fürstlichen Frauen bezeichnet.

Wenn auch einige Stämme von Mittel-Indien völlig unbekleidet sind, so habe ich doch nur Knaben und Mädchen vor der Pubertät oder in den ersten Lebensjahren entblößt gesehen. Bei den Männern der armen Klasse in Madras beschränkt sich die Kleidung auf die elementarste Form und nimmt einen so kleinen Umfang wie nur irgend möglich ein. Sie besteht aus nichts als aus einem Stücke weißen Baumwollenstoffes, der die Genitalien bedeckt, aber jeden anderen Teil des Körpers frei läßt. Ein fast

unsichtbares Band hält das adamitische Baumwollblatt an der ihm bestimmten Stelle fest.

Die entgegengesetzte Grenze wird von den reichen Damen oder Bajaderen bezeichnet, die in Schleiern, Mänteln und von Gold und Silber und Edelsteinen funkelnden Kleidungsstücken fast ersticken.

Einer der hervorspringendsten Züge bei der indischen Kleidung ist das Übergewicht des Schmuckes über das eigentliche Kleid. Das wiederholt sich bei allen Gesellschaftsklassen. Nicht selten hat ein armes Mädchen aus dem Volke ein Kleid auf dem Leibe, das vielleicht zwei Lire kostet, aber Kleinodien im Werte von zwei bis dreihundert Lire.

Ein anderer eigentümlicher Charakterzug in der Kleidung der Hindu und der in vollkommenem Gegensatze zu der der Europäer steht, ist das, was Kopf und Füße bedeckt. Tritt ein Indier bei einem Freunde ein, um ihm einen Besuch zu machen, so zieht er sich als Zeichen seiner Hochschätzung die Schuhe aus und läßt sie auf der Schwelle des Hauses zurück; sollte er aber zufällig früher den Turban abgenommen haben, so setzt er ihn wieder auf. Wenn wir dagegen von einem Besuch mit der Mütze auf dem Kopfe und mit nackten Füßen überrascht werden, so entblößen wir den Kopf und bedecken uns die Füße. Nie werde ich das „tolle, tolle“ eines Beamten in Utacamund vergessen, als ich an einem sehr heißen Tage plötzlich in das Büreau eingetreten war und alle Beamten ohne Turban gesehen hatte. In großer Verlegenheit setzten sie sich die Turbane wieder auf den Kopf, an die Schuhe brauchten sie nicht zu denken, denn die standen vor der Thür. Wenn in Delhi und Lacknau die Hausierer während meiner Abwesenheit in mein Zimmer getreten waren, um die Ausstellung ihrer Waaren vorzubereiten, so wußte ich aus der Zahl der vor meiner Thür stehenden Schuhe, wieviel Plagegeister mich erwarteten.

Der Indier trägt keine Strümpfe, und auch das Tragen der Schuhe ist für ihn ein großes Opfer, das er nur in der äußersten

Not bringt. Mit meinen eigenen Augen habe ich den Premier-Minister des Königs von Baroda selbst bei dem feierlichen Durbar der Krönung sich sobald er konnte die Schuhe ausziehen und die Füße in orientalischer Weise unter seinen Hüften verbergen sehen.

Infolge des geringen Gebrauchs von Schuhen haben die Indier sehr schöne Füße und die Frauen pflegen ihre Füße mit großer Koketterie, indem sie der oben erwähnten rosa Färbung noch silberne Ringe auf den Zehen hinzufügen. Sie lehren uns Europäern, den dummen Trappisten des wahren und gesunden Epikuräismus, daß der menschliche Körper nicht mit Gesicht und Händen anfängt und endet, und daß wir in der Liebe entweder brutal oder Heuchler sind, die fast nie des hohen, feinen Epikuräismus unserer arischen Vettern im Orient würdig sind.

Die Bengalen gehen fast immer unbedeckten Hauptes oder bedecken dasselbe mit einem Zipfel ihres Mantels. Es ist erstaunlich, wenn man die Hindu in Kalkutta in bloßem Kopfe mit ganz kurz geschnittenen Haaren in einem Sonnenschein spazieren gehen sieht, der Steine bersten könnte. Mit jenem schönen Kopfe und dem weißen Mantel glaubt man in den Zeiten der alten Römer zu leben.

* * *

Wie bewegen, essen, dulden und wie genießen diese Hindu, von denen wir bis jetzt gesprochen haben, den Teil des Lebens, der ihnen als Erbe zugefallen ist?

Die Hindu leben in einem der schlechtesten Klimata der Welt, wo miasmatische Fieber, Cholera, Dissenterie (von anderen zahlreichen Krankheiten gar nicht zu reden) eine fortwährende Verwüstung anrichten. Aber sie sind Gewächse jenes Klimas, und wenn die möglichst schlechte Hygieine und der Hunger sie nicht tötet, so leben sie lange and glücklich. Die Europäer sind immer nur vorübergehend in Indien und wohl kein Engländer kann sagen: „mio nonno è nato qui“ (Mein Großvater wurde hier geboren). Um hier leben zu können, sind sie zu einem fort-

währenden Kampf mit allerhand Kunstgriffen verurteilt. Fortwährende Bäder, überall Flanell, strengste Diät, Sommeraufenthalt in Sanatorien in Darjiling, den Nil Ghiri und Ghats, häufiger Aufenthalt in England. Übrigens, trotz der exzeptionellen Stärke der Engländer, trotzdem diejenigen, welche nach Indien gehen, zu den kräftigsten gehören, und die schwächlichen sich nie zu einer solchen Prüfung hergeben, so braucht man nur die bleichen Gesichter und gebrochenen Körper der Engländer, welche nach England zurückkehren, um sich dort Gesundheit zu holen, und die blühenden Gesichter und elastischen Körper der nach Indien abgehenden mit einander zu vergleichen, um sich zu überzeugen, welch furchtbaren Kampf unsere Organismen in jener Feuererde zu erdulden haben.

Es ist sehr schwer, von den Hindu Notizen über ihre Personen zu erhalten; und die englische Regierung würde diese nur vermittelst einer sehr kostspieligen Büreaukratie oder drakonischer Gesetze erhalten; sie hütet sich aber wohl weder eins noch das andere zu thun.

Nach Hunter beträgt die Durchschnittssterblichkeit 32,57 pro tausend. Zur Zeit der Teuerung in Madras stieg die Sterblichkeit bis auf 53,2 und in den Gefängnissen in Madras auf 176 pro tausend. Die mittlere Ziffer beträgt in Indien ungefähr 30,75.

Die Hindu leiden von Sumpffiebern viel weniger als wir, sind sie aber einmal erkrankt, dann haben sie viel mehr als wir die fatale Neigung zur Milzerweichung, und es ist gar nicht selten, daß sie unerwartet am Bruch dieses Gefäßes sterben. Auch von Sonnenstich leiden sie weniger als wir.*)

In Indien stirbt man nicht nur an Krankheiten, sondern auch Hungers, denn weil die Kommunikationsmittel überall ungenügend und die Bevölkerung so außerordentlich dicht ist, so kann viel leichter eine Hungersnot eintreten, und in der That hat sie mehr als einmal die Bevölkerung von Indien dezimiert. Hauptsächlicher

*) Mantegazza. Lettere mediche sull' America. Vol. I. pag. 189.

Grund des Hungers ist das Ausbleiben des periodischen Monsun, der Regen mitbringt.

1769—70 starb im untern Gangesthale ein Drittel der Bevölkerung Hungers. Andere entsetzliche Jahre waren 1780—83, 1790, 1802—1804, 1807—1812, 1824, 1833, 1854, 1866.

Eine der entsetzlichsten, weil am ausgedehntesten und mörderischesten war jedoch die Hungersnot, die Indien von 1876 bis 1878 verwüstete. Im Sommer 1876 hatte der Südwest-Monsun im ganzen Dekan von Puna bis Bangalore nicht geweht. In dieser Zeit starben 5 250 000 Menschen mehr als gewöhnlich und wurden 2 000 000 weniger geboren, so daß die ganze Bevölkerung einen Verlust von 7 250 000 Menschen erlitt. Und doch hatte die englische Regierung 11 000 000 Pfd. Sterling ausgegeben, ohne den Verlust der in einem großen Teil des ganzen Gebietes nicht gezahlten Steuern zu rechnen.

Die genügende Bewässerung und Eisenbahnen sind wohl die einzigen Mittel, um diese Kalamitäten zu vermeiden, und beiden haben sich die Engländer mit besonderer Thatkraft gewidmet.

* * *

Der Hindu ißt vorzugsweise Früchte, sowohl aus Geschmack als aus Religion. Zu oft und zu wenig genau heißt es, daß die Indier nur von Reis leben, Thatsache aber ist, daß nur 67 Millionen von ihnen Reis essen. Die gewöhnlichste Nahrung dagegen ist die Hirse, wenn man mit diesem Worte sehr verschiedene Arten von Getreide versteht, z. B. Holcus sorghum (joar oder jawari), Holcus spicatus, Eleusine coracana, Paspalum frumentaceum, Panicum miliaceum. Weizen, Gerste, Mais wird ebenfalls, aber in geringerem Maße gebaut. Indien ist ein fruchtbares Land; und so erklärt es sich denn auch, daß ein Mann in diesen Gegenden mit zwei Rupien (Lire 4,40 = M. 3,52), und eine Familie mit sechs Rupien monatlich leben kann.

Der Hindu ißt mit Vorliebe Gemüse und Pflanzenkost. Unter den beliebtesten nennen wir Cicer arietinum, Phaseolus

radiatus, Dolichos biflorus, Dolichos uniflorus, Dolichos lablab, Cajanus indicus, Ervum lens, Lathyrus sativus, Pisum sativum, ferner Eierpflanze, Kartoffeln, Kohlarten, Radieschen, Zwiebeln, Knoblauch, Rüben, Gurken, Kürbisse, Tricosanthes dioica, Benicasa cerifera, Hibiscus esculentus.

An Früchten mangelt es Indien wahrlich nicht, und der Hindu hat sogar den Vorzug, die besten Mangos der Welt zu essen, und Bananen, Granatäpfel, Papayen, Tamarinden, Guayaven, Apfelsinen zu seiner Verfügung zu haben, genug, alle Früchte der heißen und gemäßigten Zone. Außerdem ißt er oder saugt er vielmehr noch eine außerordentliche Masse Zuckerrohr.

Die einzige, allgemein gebräuchliche animalische Nahrung ist der Fisch, je nach den Kasten kann der Hindu dann Hammelfleisch, Geflügel, Ziegen oder Ochsenfleisch essen. Die Küche ist sehr einfach und steht in direktem Gegensatze zu der der Muselmänner, welche die verschiedenartigsten, starken Gewürze anwendet. Der Hindu begnügt sich dagegen mit dem Curry, der jetzt auch in Europa bekannten Sauce, und Leckerbissen sind für ihn fette, ekelerregende Süßigkeiten, deren bloßer Anblick schon unsere Magennerven unangenehm berührt. Doch will ich die yagrà, einen braunen aus dem Saft der Palmen gewonnenen Zucker, davon ausnehmen.

Das allgemeinste Getränk ist Wasser, das der Hindu in den Mund gießt, ohne je den Rand des Gefäßes zu berühren, eine saubere, sehr hygieinische Sitte, die wir wohl nachahmen sollten.*) Die reichen Inder haben den Gebrauch des Thees kennen gelernt, der übrigens nicht, wie die meisten glauben, eine chinesische, sondern eine indische Pflanze ist, denn sie stammt aus Assam. Der Gebrauch der alkoholhaltigen Getränke ist theoretisch verboten, aber im geheimen sind viele Hindu sehr weit davon entfernt teetotaller zu sein. Sie haben auch ihrem Lande eigentümliche spirituöse Getränke, so den fenni, oder Kokoswein, den beorà, oder Wein aus einer Palmenart, Caryota urens. Es existiert sogar eine

*) Sie existiert auch bei dem spanischen Volke.

eigene Kaste, die sich nur der Gewinnung des Palmsaftes und der Zubereitung des beorà widmet.

Babu Rà Sendralala Mitra hat im Jahre 1873 eine sehr gelehrte Abhandlung über die spirituösen Getränke des alten Indiens veröffentlicht*), in der er mit großer Gelehrsamkeit bewiesen hat, daß die alten Arier große Trinker von Soma-Bier und anderen alkoholhaltigen Getränken waren.

In der Rig Veda Sanhita giebt es eine Hymne, aus welcher hervorgeht, daß der Wein in Lederflaschen aufbewahrt und in öffentlichen Läden frei verkauft wurde. Irgend jemand behauptete, daß Soma kein spirituöses Getränk gewesen wäre, daß der Sura des Sautramani und Vajapaya aus Reis gemachter Arrak waren.

Es scheint, daß der Gebrauch von Spirituosen in den heißen Ebenen Indiens für die Gesundheit sehr schädlich war, denn in den heiligen Büchern werden die Trinker mit sehr hohen Strafen bedroht; darum liest man auch in den Smritis, daß das Weintrinken unter die fünf Hauptsünden gerechnet wird. Das erste Verbot scheint von dem Hohenpriester der Asuras, S'Ukracharya, ausgegangen zu sein, der wahrscheinlich über ein starkes Unwohlsein, welches ihm das zu viele Pokulieren verursacht, ärgerlich geworden war. Auch in der Ramayana findet man verschiedene Stellen, die von Wein und Trinkern handeln, ebenfalls in den Schriften des Kalidasa. Aus dem letzteren wollen wir hier eine Stelle zitieren: „Die geistigen Getränke, welche eine köstliche Freude hervorrufen, übertreffen mit ihrem Duft das Arom der Blüten des vakula, unterbrechen nie den Strom des Vergnügens, sind Freunde Cupidos, und die Frauen trinken sie mit ihren Männern.“ Und an anderer Stelle: „Insgeheim tranken die Frauen heiter einen berauschenden Likör aus dem Munde Agnivamas und er duftete wieder wie vakula, als er den Arrak aus ihrem Munde trank.“

---

*) Babu Rà Sendralala Mitra. Journ. of the Asiat. Society 1873, n. I. New series. Vol. 42. pag. 1.

Die Hindu sind nicht alle mäßig. Die S'akhta Tantras zum Beispiel verwenden geistige Getränke bei ihren religiösen Riten. Man kann Gott nicht ohne die fünf unvermeidlichen Elemente, welche an die fünf M der Sanskritwörter erinnern, deren Anfang sie bilden, verehren, nämlich Brot, Fleisch, Wein, geröstetes Getreide, und weibliche Gesellschaft. Rajendralala Mitra beschreibt die Einzelheiten des Ritus nicht, denn es würde so shocking sein, daß er die Aufgabe nicht übernehmen will. Die Kaulas, die eifrigsten Jünger der S'akhta Tantras, feiern ihre Riten um Mitternacht in einem verschlossenen Zimmer, in dem sie mit einer oder mehreren jungen, schamlosen Frauen um eine große Schale voll Arrak im Kreise sitzen. Und dort trinken sie, trinken sie, bis sie halbtot zur Erde sinken, und erheben sich nur, um von neuem zu trinken, in der Hoffnung, daß sie ein zweites Mal nicht wieder geboren werden. In diesem Kreise finden Kaulas jeder Kaste Zutritt, denn, wie die Tantras behaupten, sobald sie in den mystischen Kreis eingetreten sind, wird jede Kaste über die der Brahmanen erhöht, wenngleich jeder wieder in seine frühere Stellung, in den respektiven Kreis seiner Kaste zurücktritt, sobald der Kreis aufgelöst ist.

Derselbe Rajendralala Mitra erzählt, daß er in Kalkutta eine Frau gekannt habe, die zur Sekte der Kaula gehörte und fünfundsiebzig Jahre alt wurde, während welcher Zeit sie weder morgens noch abends vergaß, die Spitze ihrer Zunge mit einem in Arrak getauchten Zahnstocher zu berühren, und die Blumen, die sie ihrem Gotte als Opfergabe darbrachte, mit einem Tropfen des gleichen Getränkes zu besprengen.

Matrika-bheda-Tantra ist viel beredter in seinem Lobe des Trinkens. Siwa ist es, der zu seiner Gemahlin spricht:

„O süßsprechende Göttin, das Heil der Brahmanen hängt vom guten Weine ab. Ich teile Euch eine Wahrheit mit. O, Ihr Berggeborene, der Brahmane, welcher seinem Beispiel folgt, wird ein Siwa. So wie das Wasser sich mit dem Wasser mischt, und das Metall mit dem Metall verschmilzt, so wie der in ein

Gefäß geschlossene Raum in den großen umgebenden Raum aufgeht, indem er die Wände des Gefäßes zerstört und die Luft sich mit der Luft vermischt, so, o meine Teure, versenkt der Brahmane sich in Brahma, die große Weltseele. Darüber herrscht nicht der geringste Zweifel, o Ihr Berggeborene! Die Ähnlichkeit mit der Göttlichkeit und andern befreienden Formen sind den Kschatriyas und andern eigen, aber die wahre Erkenntnis kann nie erworben werden ohne Wein zu trinken, und darum ist es notwendig, daß der Brahmane Wein trinkt. Keiner wird Brahmane, indem er die Gayatri, die Mutter der Wedas, wiederholt, sondern er wird nur Brahmane genannt, wenn er die Kenntnis von Brahma hat. Das Ambrosia der Götter ist ihr Brahma, und auf der Erde ist es der Arrak und weil man den Charakter eines Gottes (Suratva) erlangt, darum heißt der Arrak Surà."

„Bevor man aber trinkt, muß man das Getränk reinigen. Man muß das dazu vorgeschriebene Gebet verrichten, das allein den Arrak mit Brahma erfüllen kann. So wie das Feuer aufglüht, wenn man geklärte Butter darauf gießt, so wird der Arrak das Mittel zur Rettung, indem er den Fluch neutralisiert. Darum sollen die Brahmanen immer trinken, wenn sie ihren Grog gereinigt haben. Ein solcher Trinker ist ein wahrer Brahmane, der in den Wedas bewandert ist, ist in Wahrheit ein Aquihitri, ist ein Eingeweihter. Was soll ich mehr sagen, o edelste der Göttinnen? Er erhebt sich über die drei Eigenschaften der Materie. Dies ist der wahre Pfad zur Rettung, aber er muß ihn vor dem tierischen Volke geheim halten, weil die Offenbarung desselben den Erfolg vereiteln würde, und das ist sehr verwerflich.

Pulastya, ein alter Weiser, der Verfasser eines der merkwürdigsten Smitri, zählt außer dem Soma-Bier zwölf verschiedene Arten van geistigen Getränken auf: 1. Panasa oder Likör aus Yak; Drakſha oder Weintrauben-Likör; 3. Madhuka, Getränk aus Honig; 4. Kharjjura, ein Likör aus Datteln; 5. Tala oder Palmen-Likör; 6. Aikſhava oder Zuckerrohr-Likör; 7. Madhvika oder Mowa-Likör; 8. Saira oder Likör aus

spanischem Pfeffer; 9. Arischta oder Likör aus den Beeren des Seifenbaumes; 10. Mairugza oder Rum; 11. Narikelaga oder Likör aus Kokosnüssen; 12. Surà oder Arrak.

Auch scheint es, daß die guten Alten sich nicht mit den einheimischen Getränken begnügten, denn in der Umschiffung des Erythräischen Meeres von Arrian heißt es, daß vor jetzt ungefähr 2000 Jahren Laodikenos oder Wein aus Laodicea in Syrien, der Italikos oder italienische Wein, der Arabicos oder arabische Wein in Indien eingeführt wurden.

* * *

Das Sanskrit-Diktionär enthüllt uns andere Seiten der indischen Geschichte des Alkohol; madatanka ist der Abscheu vor dem Wein, madatyaya ist die Weinkrankheit, madavyadhi, eine andere Weinkrankheit, u. s. w. In den medizinischen Sanskritschriften werden das Delirium tremens und eine andere Krankheit, welche bei dem plötzlichen Aufhören des Mißbrauchs des Weines entsteht, beschrieben. Auch findet man vielfache Rezepte, um den Weingeruch aus dem Munde zu entfernen.

Der nicht destillierten alkoholhaltigen Getränke, welcher in den alten Büchern Erwähnung gethan wird, gibt es vier, Palmwein, Kokoswein, Dattelwein und Soma-Nektar. Dieser Nektar wird aus dem Saft der Asclepias acida oder Sacrostema viminalis (Soma) mit Wasser, Gerstenmehl, Butter und wildem Reismehl gegohren zubereitet. Das ist gewiß ein vedisches Getränk und gehört daher auch zu den ältesten. Menschen und Götter tranken es, und seine Zubereitung war von heiligen Riten begleitet.

Die allgemeine, nervöse Nahrung in ganz Indien ist der Betel, der im Hindostanischen pan heißt und mit supari oder der Frucht der Areca catecu und etwas ungelöschtem mit Wasser gemilderten Kalk gekaut wird. Das Blatt des Piper betle wird immer frisch gekaut, und da es immer nur mit Areca zusammen

angewendet wird, so heißt dieses nach den beiden Haupt-Ingredienzien pan-supari.

Überall, in den bescheidensten Dörfern, wie in den größesten Hauptstädten Indiens sieht man auf den Straßen, auf dem Markte oder in ganz mikroskopischen Lädchen pan-supari Verkäufer, welche die zu kauenden Materialien oder die schon fertigen Kügelchen ihren Käufern zur Verfügung stellen. Diese Kügelchen bestehen aus Betelblättern, welche kleine Stückchen Areca und etwas Kalk umschließen.

Viele Male habe ich in Indien Betel gebraucht. Anfangs fühlt man eine brennende Schärfe im Munde, die bei den ersten Malen unangenehm empfunden wird, und kaum hat man angefangen zu kauen, so entsteht ein solcher Speichelfluß im Munde, daß man ihn ausspeien muß, und da das rote Harz der Arecanuß sich gelöst hat, so sieht es wie Blut aus. Diese roten Speichelflecke sind ein charakteristischer Zug Indiens, denn man findet sie überall, auf den Trottoiren der Straßen wie auf den Marmorstufen der Regierungspaläste, in den öffentlichen Gärten und überall. Kaum ist die erste Wirkung der Erregung der Speicheldrüsen vergangen, so hat man einen guten Geschmack im Munde und man muß den Saft, welchen die Zähne aus dem pan-supari drücken, hinunterschlucken, bis nur wenige holzige Fibern zurückbleiben, die man wegwirft. Die Wirkung auf den Magen ist eine digestive und im allgemeinen tonische, so daß man sich nach dieser Operation heiterer und zur Arbeit geneigter fühlt. Die Indier haben im pan-supari ein Mittel gegen die Langeweile, gegen die Müdigkeit und wahrscheinlich gegen die in dem tropischen Klima sehr häufige Diarrhöe. Die Europäer brauchen es nie, und wäre es auch nur, um sich nicht Zahnfleisch und Zähne rot zu färben und nicht jeden Augenblick wie Priemer auf die Erde spucken zu müssen. Übrigens verliert das trockene, nach Europa gebrachte Blatt jede Würze, und unser Klima gestattet den Anbau der Pflanze in Europa nicht.

Den bereits erwähnten Ingredienzien mischen die Epikuräer

des Pan-Supari noch Kardamonsamen und etwas Katechu oder den verdickten Saft der Arecapalme bei. Die großen Herren vergolden die Blätter des pan-supari, welches sie den Gästen anbieten, was fast immer nur gegen Ende des Besuches geschieht und für den Verständigen das Zeichen ist sich zu empfehlen.

Das pan-supari hat seine Poesie, wie alle Reizmittel, und der Geliebte steckt das zur Hälfte gekaute Kügelchen aus seinem eigenen Munde in den seiner Geliebten. In Cosha im nördlichen Indien mißt man die Entfernung nach der Zahl der gekauten pan-supari, wie ich in Bolivia dieselbe habe nach coqueadas oder acullicos von Coca messen sehen.

Nach dem Tabak ist der Betel das am meisten gebrauchte Reizmittel der Welt, und Johnston sowohl, der die Betelkonsumenten auf 50 Millionen als Bibra, der sie sogar auf 100 Millionen schätzt, sind weit von der Wahrheit entfernt. Schon für Indien allein muß man die letztere Ziffer verdoppeln, ohne alle Konsumenten von Malayen und anderen Gegenden zu rechnen. Jährlich sollen in Indien 220 000 Tonnen verbraucht werden.*)

Nach dem Betel ist der Tabak in Indien das gewöhnlichste Reizmittel und wird vorzugsweise aus einem Nargileh mit und ohne Wasser geraucht. Von der Thonpfeife der Kulis, bei denen ein Lappen oder die hohle Hand als Leitrohr für den Rauch dient, gelangt man durch die verschiedensten Rangstufen von Pfeifen bis zu jenen aus massivem Silber mit ich weiß nicht wie vielen Metern eines elastischen Rohres und Rosenwasser, welche ich den König von Benares habe rauchen sehen. Die Zigaretten mit Blatt-Umhüllung habe ich nur selten und zwar nur von den Männern aus niederen Kasten rauchen sehen.

Auch Opium wird in Indien geraucht, wenn auch nur im Geheimen, und in Lacknau sind wir den Opiumrauchern schon begegnet.

---

*) Genaueres über den Betel s. Mantegazza Quadri della natura humana. Vol. II. pag. 565.

Haschisch wird ebenfalls in Indien angewendet, aber die Art und Weise, wie es gebraucht wird, läßt sich nicht genauer bestimmen, noch die Länderteile, in denen es vorzugsweise geschieht. Sogar Bose, ein Hindu, der ein sehr gewagtes Buch über die Gebräuche der Indier zu schreiben wagte*), hat den Gebrauch des Opiums und des Haschisch nicht erwähnt.

In Indien, wie im ganzen Orient betet man Wohlgerüche an, und es gibt kein Fest oder keine Gesellschaft, in der das ganze Haus nicht nach verbranntem Sandelholz röche. Rosenwasser wird auf die Hände und Kleider der Gäste gegossen, und im Munde hält man Kardamomkörner, um den Atem zu parfümieren. Sehr in Gebrauch ist auch die Wurzel von Andropogon muricatus, genannt virana, viratara, cascas, und in Europa Vetwer, aus der Fächer und Rouleaux gemacht werden, welche die Luft im Innern des Hauses durchduften.

* * *

Diese in ihren anatomischen Merkmalen uns so ähnlichen und in bezug auf die Hautfarbe von uns so verschiedenen Hindu, diese schwarzen Arier, diese unsere Vettern im zweiten und dritten Grade in Asien, wie lieben sie, wie hassen sie, wie denken sie? Welchen Rang nehmen sie auf der Stufenleiter des Gefühls und der Intelligenz ein?

Der Hindu ist ruhig und schwermütig, ausschweifend und abergläubisch, ehrlicher als viele gebildetere Völker, sei es aus natürlicher Herzensgüte, sei es aus Mangel an Bedürfnis, sparsam und mäßig, diensteifrig aus Schwäche und Respekt vor der Autorität, ein großer Liebhaber von allem was glänzt, klingt und was nicht verstanden wird. Von vielen Vorurteilen, von der Trägheit und dem Kastenwesen sind sie zur Unthätigkeit verdammt,

*) Shibh Chunder Bose. The Indoos as they are. Calcutta and London 1881. Während ich dies schreibe, wird mir versichert, daß der Autor die ganze Auflage des Buches zurückgezogen und zerstört habe, weil es bei dem größten Teile des indischen Publikums Anstoß erregt.

und (wenigstens für jetzt) bestimmt höheren Rassen zu dienen, denn selbst in Augenblicken der höchsten Energie träumt oder hofft er nur seinen Herrn zu wechseln, aber nie sich selbst zu regieren.

Diese Linnésche Skizze des psychologischen Charakters der Hindu hat die ganze Brutalität einer Definition und die scharfen Ecken eines Kristalles, denn um den moralischen Charakter eines Volkes zu definieren, genügt nicht einmal ein ganzer Band. Mein Bild hat noch einen anderen falschen Zug, den nämlich, daß es den niederen Kasten entnommen ist, mit denen ich öfter in Berührung gekommen bin. In der höheren Klasse habe ich dagegen eine wohlwollende, skeptische Spottsucht wahrgenommen und eine tiefgewurzelte Sinnlichkeit voller ästhetischer Leckereien.

Wenig verschieden von meinem Urteil ist auch das des Bischofs Heber.

„Ihr Charakter ist mild, angenehm, intelligent, mäßig, sparsam, arbeitsam und ausdauernd. Magistratspersonen und Richter aber sagen, daß man schwerlich ärgere Lügner und Meineidige finden könne als sie. Die Bänke der Kriminaljustiz werden sehr zahlreich von ihren Verbrechen in Anspruch genommen.“

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch an ein Urteil erinnern, das vor zweiundzwanzig Jahrhunderten abgegeben worden ist. Megasthenes, der griechische Gesandte, bemerkte mit Bewunderung das Fehlen der Sklaverei in Indien, die Keuschheit der Frauen und den Mut der Männer. „In bezug auf Tapferkeit,“ sagt er, „übertreffen sie alle anderen asiatischen Völker, sie hatten keine Schlüssel an ihren Thüren und kein Indier log. Mäßig, arbeitsam, gute Ackerbauer und geschickte Handwerker hatten sie nie nötig, ihre Zuflucht zu den Gerichten zu nehmen, und lebten friedlich unter ihren eingeborenen Fürsten. Im Ackerbau vertrauten sie den meteorologischen Prophezeiungen ihrer Brahmanen, welche sie so wenig wie möglich zu täuschen suchten, weil damals folgendes Sprichwort im Umlauf war: Der Philosoph, welcher sich in seinen Vorhersagungen irrt, mag für den übrigen Teil seines Lebens Schweigen beobachten.“

Zum großen Teil drückt sich der Charakter einer Rasse in der Mimik des Gesichts und der übrigen Körperteile aus, wenn nicht hohe Verstellungskunst das Innere der menschlichen Natur verbirgt. Auf dem Antlitz des Hindu liest man vor allem Ruhe und Geduld mit einer unauslöschlichen Nüance von Schwermut und Phantasterei gemischt. Es ist eine typische, orientalische Physiognomie, die zugleich mit der gewöhnlichen Unbeweglichkeit öfter Mißtrauen als Zorn ausdrückt, öfter Wollust als Willenskraft. Bei dem Hindu erscheint auch häufig der Ausdruck der Andacht und Demut.

Die ganze indische Mimik trägt das Gepräge großer Ruhe, sie ist majestätisch und doch voll Anmut. Bei ihren immer abgerundeten und eleganten Bewegungen muß man oft lachend an die ungelenken, eckigen, anmutlosen Gesten der Deutschen, Engländer und besonders der Skandinavier denken. Stundenlang können sie ohne sich zu rühren in Theatern, Gesellschaften und Feierlichkeiten sein, und ihre ruhige Unbeweglichkeit kontrastiert in der merkwürdigsten Weise mit unserer fieberhaften und oft sogar konvulsivischen Unruhe.

Ihre Art und Weise zu grüßen ist höchst charakteristisch. Sie legen die rechte Hand oder auch beide Hände an die Stirn und neigen zugleich den Kopf oder auch den Körper.

Der indische Gruß ist immer schöner als der unsere; während er bei den höheren Klassen majestätisch ist, wird er bei den niederen zu unterthänig.

Die Zeremonienvorschriften der Hindu unterscheiden fünf Arten des Grußes: 1. den Ashlanga, bei dem man sich verneigt und mit acht Teilen seines Körpers, nämlich mit den Knieen, Händen, Schläfen, der Nase und dem Kinn den Boden berührt; 2. den Panchanga, bei dem man den Boden mit der Stirn, den Schläfen und Händen berührt; 3. den Dandavata, bei dem man nur die Stirn an den Boden legt; 4. den Namaksara, wo man die Stirn verschiedene Male mit offenen und gefalteten Händen und mit den beiden Daumen berührt; 5. den Abhivadana,

der gebräuchlichste Gruß, bei dem man den Körper beugt und die rechte Hand an die Stirn legt.

In Bengalen grüßen sich die Frauen gleichen Ranges, indem sie die gefalteten Hände an den Kopf legen; gehören sie verschiedenen Klassen an, so beugt sich die untergeordnete und reibt mit ihrer Stirn den Staub von den Füßen der andern. Die höhere erwidert den Gruß nicht.

Auch das Niesen wird wie bei uns von allen Anwesenden mit einem „Vivat" begrüßt und der, welcher geniest hat, antwortet: Mit Euch.

Wer gähnt, muß den Zeigefinger und Daumen der einen Hand reiben und den Namen eines Gottes, z. B. „Rama, Rama!" wiederholen.

Die Verehrung wird von den Hindu bis zum Fetischismus getrieben. Es ist mir unmöglich, ihre zerknirschte Miene und den außerordentlichen Ton wiederzugeben, wenn sie mir „einen sehr heiligen Mann" vorstellten, der weiter nichts als ein schmutziger Fakir war. Ihre Trägheit bringt sie aber sehr selten in Harnisch gegen Profanationen. Wenn man einen Affen, einen Pfau oder eins ihrer heiligen Tiere tötet, so sieht man sie viel öfter weinen als drohen.

Ich glaube, daß, wie bei den Frauen, in tropischen Ländern und bei sehr sinnlichen Rassen die psychologischen Extreme sehr weit auseinander liegen.

Ein hindostanisches Journal sagte in einem melancholischen, oppositionellen Artikel in bezug auf die Reise des Prinzen von Wales in Indien: „Was kümmert es die indischen Unterthanen, ob sie von Christen oder von Hindostanern regiert werden, wenn sie nur friedlich ihren Bauch füllen können, wie ein persisches Sprichwort sagt: „Gieb mir Brot und schlage mich mit Deinen Schuhen auf den Kopf."

Jetzt ein entgegengesetzter Pol. Als der Prinz von Wales in Kalkutta war, drückte er den Wunsch aus, daß der König von Audh, Wajid Ali Schah, ihm einen Besuch mache, aber dieser

antwortete in edler Weise: „Wenn der Prinz mich für einen König hält, so ist es unschicklich, wenn ich ihm einen Besuch mache. Wenn ich für ihn aber nichts weiter als ein aus meinem Vaterlande verbannter Fakir bin, wie kann ich in einer solchen Stellung einer so hohen Persönlichkeit einen Besuch machen?"

Und der Prinz ging zum König wie ein einfacher Privatmann.

Der Mißbrauch in Indien mit den Titeln ist unglaublich und übertrifft vielleicht alle übrigen Länder Asiens. Der Ex-König von Audh fügte dem Titel aller seiner Beamten die Bezeichnung daula, Kaiserreich, hinzu. Statt seinen Gärtner einfach mali zu nennen, sagte er: Gulban ud-daula, der Wächter der Rosen des Kaiserreichs. Sein Koch war nicht ein bawarchi, sondern ein namkin addaula, ein Erbauer des Kaiserreichs u. s. w.

Fortwährend werden Titel gebraucht wie die folgenden: Stütze und Zufluchtsort der Unglücklichen. Hülfe der Betrübten u. s. w.

Wenn der geistliche Führer in das Haus tritt, so werfen sich ihm alle zu Füßen und sprechen: „Ihr seid mein Erlöser."

Phrasen wie die folgenden sind ganz gewöhnlich: „Ihr seid mein Vater und meine Mutter. Ihr seid die fleischgewordene Religion. Ihr seid ein Meer ausgezeichneter Eigenschaften. Ihr seid Vater und Mutter der Brahmanen, der Kühe und der Frauen."

Hier mögen noch einige an einen Fürsten gerichtete Worte folgen:

„Mein Herr, wenn Ihr Euren Fuß in den Steigbügel stellt und, von Eurer Kavallerie begleitet, Euch auf den Weg macht, so erzittert die Erde unter Euren Füßen, denn die acht Elefanten, welche sie stützen, können solche Anstrengung nicht ertragen."

* * *

Wenn die Hindu arbeiten, so werden sie stark und die Kulis von Madras können mit den camalli von Genua sehr wohl wetteifern. Im allgemeinen aber geschieht es, daß die Summe der

Arbeit durch die ungeheure Zahl der Bevölkerung und die geringen Bedürfnisse ihres Lebens in die kleinsten Bruchstücke geteilt wird.

Größer aber als ihre Kraft ist ihre Geschicklichkeit, und ihre Gaukler sind geradezu bewundernswürdig in ihren Kunststückchen. Auch die Frauen üben diese Profession auf den öffentlichen Straßen in den Städten des Pendshab.

Die Ehrlichkeit des Hindu besteht darin, kein Verbrechen zu begehen, das Kühnheit und Mut erfordert. Fügsam und schwach, sind sie leicht zu zähmen und zu lenken, lassen sich aber auch zugleich mit einer Leichtigkeit ohrfeigen und beschimpfen, die uns Ekel erregt. Sie sind oft Lügner, und im Handel täuschen sie mit seltener Frechheit, indem sie Münzen, alte Gefäße, Waffen, genug alles fälschen. Mit der größten Gleichgültigkeit bitten sie um Almosen, und die Achtung, welche sie vor ihren Bettel-Fakiren haben, ist nicht geeignet, unsere Achtung vor der Würde ihres Charakters zu steigern.

In einigen Gewerben erlangen sie mit den unvollkommensten Mitteln die überraschendsten Resultate, und wer die präadamitische Werkstatt eines indischen Goldschmiedes sieht, wird es für unmöglich halten, daß so wunderbare Gegenstände aus derselben hervorgehen. Sie sind ausgezeichnet im Kopieren, wenig originell, mehr Meißler als Bildhauer, mehr Lackierer als Maler. Die Bronzen von Benares, ihre Waffen, Gewebe, Niello-Arbeiten, ihre Arbeiten in verschiedenen Metallen beweisen ihre seltene Geschicklichkeit in solchen Kunstgewerben.

Vierzehntes Kapitel.

Anmerkungen über die hindostanische Litteratur. — Hyperbolischer Stil und pornographisches Kolorit. — Wie die Europäer von den Hindu verspottet werden. — Journalismus in Indien und Preßfreiheit. — Ein Hymnus an den Unterricht Ram Sahayis.

Wir wollen jetzt einen Blick auf die Bücher, Journale und Schulen Indiens werfen, dann können wir den Meißel der Analyse in jene Hirnmassen um so tiefer senken, als es mir schwierig erscheint, sie zu definieren, da einige nur einen kindlichen Gedankengang, andere den müden Skeptizismus des Greisenalters zeigen.

Die indische Litteratur ist reich an Bänden, aber arm an erhabenen Gedanken. Man übersetzt und kopiert oft und gern. Das Plagiat wird bei ihnen so unverschämt geübt, daß Historiker ganze Seiten und Kapitel von einander abschreiben und die Dichter sich die Strophen rauben. Garcin de Tassy geht sogar so weit, zu behaupten, daß es gewisse Regeln gibt, um mit Anstand zu stehlen.

Eine der Lieblingsarten der indischen Litteratur ist der tazkira, in denen der Autor kurzen, aber pomphaften Lobeserhebungen eine lange Reihe von Zitaten aus seinen eigenen Werken folgen läßt.

Garcin de Tassy, der sich mit diesem Gegenstand liebevoll

und eingehend beschäftigt hat, zählt dreitausend hindostanische Dichter auf, was ungefähr gleichbedeutend ist mit Verfasser, denn die Poesie beherrscht die ganze orientalische Litteratur und insbesondere die indische. Auch gehört ihre Prosa indirekt in das poetische Gebiet, da sie eine Art von Prosa voller Rhythmen und ohne Reim, eine zweite mit Reim und ohne Rhythmus und eine dritte ohne Reim und ohne Metrum haben.

Im Hindostanischen unterscheiden sich die verschiedenen Arten der Komposition nur der Form nach, denn der Buchstabe beherrscht immer den Geist. Außer den tazkira haben sie Gedichte, Legenden, Romane, mythologische Geschichten, Dichtungen auf Blumen und die Wechselfälle der Natur, Fabeln, Dramen und asketische Werke. Ihre wissenschaftlichen und medizinischen Werke sind fast alle Übersetzungen aus dem Persischen oder anderen asiatischen Sprachen, selten aus europäischen. Die Kompendien zu großen Abhandlungen sind sehr beliebt und man nennt sie daryâ küci men oder Ozean in einem Waschbecken.

Die bemerkenswertesten Charakterzüge der hindostanischen Litteratur sind die Leidenschaft für Hyperbeln, der erotische Ton und eine ironische Ader.

Die indischen Hyperbeln sind unglaublich. Ein Palast wird der Himmel Wischnus genannt, ein Regen eine Sündflut, die Menge Myriaden von Menschen, der Donner ist der Klang der Blitze Indras, der Lärm der gigantischen Dämonen, welche das Wasser aus den Wolken trinken wollen.

Hier folgt eine Anrede an den König:

„Dem großen, dem vortrefflichen, dem blühenden, dem erlauchten Könige Krishna Chundra Raya, dem, der zahllose Mengen aus den verschiedensten Gegenden speist, dessen Ruhmesduft sich über die ganze Welt ausbreitet, zu dessen Füßen sich viele mit blitzenden Kronen geschmückte Könige beugen, vor dessen Ruhm seine Feinde erbleichen, wie es die Sonne mit dem Lichte des Mondes macht, dessen Fama rein ist wie die Königin der Nacht, dem Priester des ewigen Opferfeuers."

Da ist eine andere an einen Lehrer:

„An Abishtadeva, dem Steuermann in dem Meere dieser Welt, dem Wegweiser, um sich von der Sünde zu befreien, wie die erleuchtende Sonne der großen Finsternis, welche aus der Verbindung aller irdischen Dinge hervorgeht, der Stimme, welche die Unreinheit der Seele klärt, zu dessen Füßen ich mich niederwerfe, dessen Nägel gleich sind den Hörnern des Mondes.“

Der hyperbolische Charakter der indischen Poesie wird in der folgenden Strophe, dem Schluß eines Gedichtes von S. Haïdar Ali, das zur Feier der Ankunft des Prinzen von Wales in Indien in Hindostanisch geschrieben wurde, sehr evident:

„Wenn der Prinz seinen Geist zeigt, so erstaunt Aristoteles. Bei seiner Ankunft in Indien haben sich die beunruhigten Menschen beruhigt und die unglücklichen haben ihre Leiden enden sehen. Die Thür des Paradieses ist geöffnet worden, oder besser gesagt, jeder hat den Schlüssel dazu gehabt und hat sie öffnen können. Der Prinz besitzt mehr Weisheit denn Plato, seine Freigebigkeit ist größer als die des schwarzen Meeres (d. h. des Ozeans). Der Staub unter seinen Füßen erhebt sich bis zum Himmel und bildet dort eine Wolke, welche die ganze Welt erfrischt und wieder grünen läßt.“

Jetzt noch eine gute Probe des hindostanischen Stils:

„Die Wissenschaft, welche dem Lichte gleicht, oder vielmehr die Essenz des Lichtes selbst ist, hatte den Geist der Indier verlassen, und die reichlich sprudelnde Quelle, welche einst Indien befruchtete, war gänzlich versiegt. Seine grünenden Gärten waren von dem eisigen Winde der Unwissenheit so sehr verwüstet worden, daß unsere Zeitgenossen in übermäßiger Dummheit sogar glaubten, daß nicht Menschen jene alten Werke, welche noch heute unsere Bewunderung erregen, geschrieben, u. s. w.

* * *

Die Unzüchtigkeit ist ein anderer hervorstechender Zug der indischen Litteratur und jemand hat sogar, vielleicht übertrieben, gesagt, daß alle Bücher in Indien insgesamt schlüpfrig wären. Die Werke aber, welche unter dem gemeinsamen Namen Kok schustar (dem Namen des ersten Autors) verstanden werden, sind wirklich nichtswürdig.

Krischan Lal hielt einen sehr merkwürdigen Vortrag über die Grenzen der Obscönität, in welchem er in einer des Paters Samhez würdigen Spitzfindigkeit eine Abhandlung über die litterarischen Unanständigkeiten gibt. Unter diesen letzteren vergißt er jedoch, vielleicht aus Schamgefühl, die ärgste, nämlich das Lob der Knabenliebe. Er unterscheidet vier Kategorien in der Schreibfreiheit: 1. den Stil, in dem die Unzüchtigkeit roh und in ihrer ganzen Nacktheit ausgedrückt wird, 2. den, in welchem dieselbe verschleiert oder verdeckt ist, 3. den elegant freien Stil, 4. den Vortrag mit Schicklichkeit und guter Erziehung. Es scheint aber, daß der Verfasser, trotzdem er gegen die Obscönität predigt, den moralischen Stil sehr langweilig findet, denn er sagt schließlich, daß die vierte Art, die reine, keusche Schreibweise par excellence, mit ohne Salz und Pfeffer gekochten Speisen verglichen werden kann. Nichts findet man darin, was zu sinnlichen Dingen oder physischen Vergnügungen in Beziehung stände. Es ist die Sprache der Weisen, der Ulemas, der Philosophen und der entweder durch Stellung oder Erziehung ausgezeichneten Männer.

Im Jahre 82 hatte ich Gelegenheit, in Kalkutta einem großen Meeting von Christen, Muselmännern und Hindu beizuwohnen, welche zusammen beratschlagten, um die Unterdrückung der obscönen Litteratur zu erreichen.*)

Im Aina-i husu (dem Schönheitsspiegel) beschreibt der

*) Wegen näherer Details siehe Garcin de Tassy. La langue et la littérature hindoustanes en 1874. Revue Annuelle. Paris 1875 pag. 57 u. ff. Und von demselben Autor: Histoire de la littérature hind. T. I. p. 187, 190, 525. T. II. p. 293 u. T. III. p. 127, 456, wo auch von Kok schustar gesprochen wird.

Dichter die kleinsten Einzelheiten einer schönen Frau und beschäftigt sich, wie eine indische Kritik sagt, auch mit jenen Teilen, von denen die europäischen Dichter aus Achtung vor der Anständigkeit nicht sprechen. Der Kritiker fügt hinzu, daß solche Beschreibungen nur für Männer von ausschweifendem Temperament gefährlich sein können, und daß jedenfalls die Obscönität in Worten weniger gefährlich ist, als die positive, nämlich die verschiedenen Arten der Koketterie, die berechneten Nacktheiten und die bezaubernden Kleider, die dazu bestimmt sind, die Diener Gottes zu verführen und zu verbrecherischen Handlungen zu reizen, als da sind Ehebruch, Raub und Mord.

Auf der Grenze der pornographischen Litteratur steht der Mukri, ein Indien eigentümliches Machwerk, welches darin besteht, daß man einer Frau ein doppelsinniges Wort in den Mund legt, welches sie und der Angeredete auf verschiedene Dinge beziehen.

„Ich habe ihn die ganze Nacht an meinen Busen gedrückt und seine unschätzbaren Vorzüge bis zum Sonnenaufgang genossen.“

„Von wem sprecht Ihr denn, von Eurem Gatten?“

„Nein, von einem Rosenstrauch.“

* * *

Wenn die Indier können, so verspotten sie die Europäer gern. Hier mag ein Beispiel folgen, das ich einem Journale des Landes entnehme, und in dem von dem Geschmack der Frauen verschiedener Völker in der Ehe gesprochen wird:

„Die Französinnen wollen bei einem Gatten eine freie Stirn, ein lachendes Gesicht haben; die Deutschen wollen ihn angenehm und vor allem, daß er seinem gegebenen Worte treu sei; die Holländerinnen geben friedliebenden Männern den Vorzug, solchen, die nicht zum Streit neigen und sich ganz besonders nicht schlagen; die Spanierinnen wollen einen Mann, der ihre Ansprüche stolz

zu verteidigen und sie zu rächen versteht; die Italienerinnen lieben solche Männer, die sich nur mit Phantasieren und Nachdenken beschäftigen; die Russinnen schätzen nur diejenigen ihrer Landsleute, welche die westlichen Völker für Wilde zu halten geneigt sind; die Däninnen lieben nur jene, welche in ihrem Lande bleiben und Reisen verabscheuen; die Engländerinnen wollen nur Gentlemen, die mit Potentaten umgehen und deren Gunst zu erwerben wissen; die Amerikanerinnen aber würden jeden heiraten, ohne sich um seinen Rang oder seine gesellschaftliche Stellung zu kümmern und wäre er auch bucklig, lahm, taub oder blind, vorausgesetzt daß er reich ist!"

Im Jahre 1818 wurde in Bengalen die erste Zeitung in indischer Sprache von Missionären gegründet; aber viele Jahre hindurch beschäftigte sich der einheimische Journalismus treu seinem Ursprung nur mit Religion.

Seit zwanzig Jahren aber haben die indischen Journale auch die Politik in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen.

Heute existieren zweihundertdreißig Zeitschriften mit zusammen hundert und fünfzigtausend Auflagen.*)

Diese Ziffern repräsentieren jedoch nur einen kleinen Teil der publizistischen Thätigkeit der Indier, da viele von ihnen Hindu-Herausgeber und Redakteure haben.

Im Nordwesten von Lacknau bis nach Lahore werden ungefähr hundert Journale in hindostanischer Sprache veröffentlicht

---

*) Es scheint, daß die Hindu sich an das persische Sprüchwort erinnern: „Halte Deine Gedanken mit der Spitze Deiner Feder fest, denn das, was nur gesprochen wird, verlöscht leicht im Gedächtnis der Menschen. (Verba volant, scripta manent.) Garcin de Tassy schrieb im Jahre 68, daß er mehr als 150 hindostanische Zeitungen kenne.

Im Jahre 78 waren in ganz Hindostan 478 Journale, 255 in indischer Sprache, 151 in englischer und 67 in englischer und indischer Sprache.

Die armen Rajah haben eine entsetzliche Furcht vor den englischen Journalen; sie fürchten sie mehr als sogar den Vize-König in eigener Person und bekämpfen sie mit vieler Angst in den indischen Zeitungen.

Die Journale Bombays sind zur Hälfte in Gudscherati, zur Hälfte in Mahratti verfaßt. Die ersteren sind die Organe der Parsen, die letzteren zeichnen sich durch den unabhängigen, kühnen Geist der Mahratten-Rasse aus.

Die einheimischen Journale in Madras werden in Tamil und Telugu gedruckt, aber sie haben gar keine politische Bedeutung, da sie zum größten Teil den Interessen der Religion gewidmet sind.

* * *

Im Jahre 1877 wurden in Indien viertausendachthundert und neunzig Werke veröffentlicht, von denen viertausenddreihundert und sechsunddreißig in indischer Sprache geschrieben waren. Nur vierhundert und sechsunddreißig waren Übersetzungen. In bezug auf die Zahl der Publikationen steht Bengalen an der Spitze, dann folgen Pendschab, Bombay, die nordwestlichen Provinzen und Madras.

Leitner spricht eine sehr optimistische Prophezeiung aus:

„Wann der Orient billige Zeitschriften (Bücher natürlich) und Eisenbahnen haben wird, vorausgesetzt, daß er bei seinen Reformen den Occident nicht zu sklavisch nachahmt, so wird er, Dank dem natürlichen Genie seiner Völker, bald wieder die Stellung einnehmen, die er früher inne hatte. (Public Opinion of Lahore. 27. July 76.)

Ich lasse hier die Titel einiger einheimischen Journale folgen:

Aina-i-tibâbat (Spiegel der Medizin) in Hindu- und englischer Sprache. Es erscheint in Agra.

Aschraf-ulakhbar (die edelste der Zeitungen). Politisch, in Delhi.

Bahr-i-hikmat (Ozean der Weisheit). Monatlich, in Lahore.

Farhat ulahbâb (die Freude der Freunde). Wöchentlich, allgemeines Wissen. Es wird in Bombay veröffentlicht.

Guldasta-i schu' arâ (der Blumenstrauß der Dichter). Monatlich, in Lacknau.

Riçâla-i Anjuman-i muzâkara-o' il miya (wissenschaftliches Memorandum). Monatlich, in Patna.

Sakal sambodhini patrika (Blatt für alle Kenntnisse). Monatlich, Religion und Litteratur. Erscheint in Amritscher.

Die Indier sind den Engländern für die Preßfreiheit sehr dankbar. In bezug hierauf sagte ein Hindu-Journal Ab-i hayât-i Hind (das Lebenswasser Indiens). „Die Engländer sind ein freies Volk und wollen, daß die anderen Völker es ebenfalls werden. Bei der Anwendung der Gesetze beobachten sie die unparteiischeste Gerechtigkeit. Die Regierung ist immer bereit, den Vorschlägen der Presse, wenn diese nützlich scheinen, Gehör zu schenken, und das Volk ist mit dem Einfluß, den es vermittelst der Blätter über die Regierung hat, zufrieden.

* * *

Viele leugnen aber, daß in Indien überhaupt eine öffentliche Meinung existiert.

Die Hindu waren ärgerlich genug über das Dekret der englischen Regierung, welches den Beamten verbot, Besitzer, Redakteure oder Herausgeber politischer Journale zu sein und ihnen sogar nicht gestattete, ohne Autorisation für Journale zu schreiben.

Wegen dieser Verordnung sagte ein indisches Blatt, daß es sehr wünschenswert wäre, zwischen der englischen Regierung und den Indiern eine Verbindung herzustellen wie zwischen Milch und Zucker.

Die Engländer fürchteten sich nie vor der Wissenschaft; so zeigten sie auch jetzt, indem sie ganz Indien für Freihafen erklärten, daß sie vor der freien Konkurrenz nicht zurückschreckten. Die Furcht ist nicht auf seiten der Starken.

Inmitten aller Empörungen wurden die drei indischen Universitäten in Kalkutta, Madras und Bombay gegründet.

Im Jahre 1877—1878 belief sich die Zahl der Lehranstalten

in ganz Indien auf sechsundsechzigtausend zweihundertundzwei, die von einer Million achthundertsiebenundsiebzigtausend neunhundert zweiundvierzig Schülern besucht wurden; hieraus ergibt sich eine Schule auf vierzehn Quadratmeilen und ein Schüler auf hundert Einwohner. Die Kosten betrugen für jenes Jahr 1610775 Pfund Sterling.

Im allgemeinen haben die Hindu das Verlangen, sich zu unterrichten, und vielleicht wurde dieses Bedürfnis nie besser ausgedrückt, als in einem cacida von Ram Sahay in Lacknau, der in der litterarischen Welt unter dem Pseudonym Tamaunâ (Wunsch) bekannt ist.

„Mein Geist ist dreifach mit dem Wunsch, die Erziehung und den Unterricht zu feiern, beschäftigt. Komm, liebenswürdige Poesie, und laß mich ihre großen Verdienste erkennen.

„Gib mir die Gabe, die Bildung würdig zu besingen, so daß die Küste der Gedanken reichlich mit den Münzen der Rede bedeckt ist.

„Gott hat der Erziehung eine hervorragende Stelle eingeräumt; bewahrt sie ihre Vollkommenheit, so können ihre Vorteile nicht verloren gehen.

„Durch sie erwirbt man das Glück, das eine beseligende Ruhe gewährt, durch sie lassen die Spuren des Unglücks und der Trauer keinen Eindruck zurück.

„Sie ist eine Offenbarung der Macht des Schöpfers, die Gefährtin des menschlichen Geistes, die Leuchte bei dem Bankett der Intelligenz, das Kapital des Ruhmes.

„Dank ihr erreicht der Mensch in einer bescheideneren Lebenslage eine hohe Stellung; um ihres Glanzes willen erstrahlt das Auge des Glücks im leuchtenden Schimmer.

„Durch sie erlangt der Mensch das Kleinod der Vortrefflichkeit, sie ist es, welche das Gebiet der Unwissenheit verwüstet.

„Derjenige, welcher schlechte Anlagen hat, aber zu studieren anfängt, wird unstreitig in kurzer Zeit sein Betragen ändern.

„Die Bildung lehrt Schicklichkeit und Anstand diejenigen,

welche sie nicht besitzen, sie ist die Gefährtin aller Intelligenten und durch sie erlangt man Vermögen und Glück.

„Gott sei Dank! in der Stadt Lacknau findet man überall Personen, welche eifrig nach Bildung streben.

„Zum Nutzen und Vorteil des Publikums sind überall Schulen, in denen man die Jünglinge alle Wissenschaften lehrt.

„In Lacknau gibt es Schulen aller Art, in denen man das Aufgehen der Morgenröte der Ehre, der Vollkommenheit erblicken kann.

„In den Normalschulen atmet man Bildung, dort kann man zweifellos Fortschritte in den Wissenschaften machen.

„Dort sind auch einige madraças aus den Missionen, wo die Belehrung alle zufriedenstellt.

„In den Bezirken, den Städten und Dörfern in Audh beschäftigt man sich vom Morgen bis zum Abend mit Wissenschaften und Künsten.

„Der Direktor des öffentlichen Unterrichts hat viel Energie und hat seine Abteilung vollkommen organisiert.

„Er heißt John C. Nesfield M. A., jedermann gedeiht unter dem Thau seines Wohlwollens.

„Er besitzt einen so hohen Grad von Wissenschaft und Fähigkeit, daß die Gespräche Platos keinen Wert mehr haben.

„Was man auch Lobendes ihm zu Ehren sagen mag, es kann nie übertrieben sein; er ist geistreich und beredt, das Glück ist ihm günstig und er leuchtet in der Welt.

„Sein anmutiger Geist ist zugleich von hohen Zielen erfüllt, so daß man Gott für seine Verwaltung und Leitung nicht genug danken kann.

„Möge diese glückspendende Persönlichkeit uns immer gesund und munter erhalten werden, er, der mit den geistigen Angelegenheiten dieses Landes betraut ist.

„Tamaunâ glaubt, daß sein Geist das, was er sagen wollte, gut ausgedrückt hat. Jetzt hat er nur noch seiner Zunge Schweigen aufzuerlegen.“

Der Saiyid Mahmud studierte in London und Cambridge und kehrte mit dem Titel eines Advocaten nach Indien zurück. Er bemühte sich sehr, auch in seinem Vaterlande eine der Universität Cambridge ähnliche Institution ins Leben zu rufen. Mit bezug hierauf sagte ein Korrespondent im Aligarh Akhbar:

„Die unglücklichste Zukunft erwartet uns, wenn wir auf dem Wege des Fortschritts einschlafen und uns damit begnügen, unsere vergangene Größe zu rühmen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Hindu-Frau. — Ihre gesellschaftliche Stellung in Indien. — Physische und moralische Skizze der indischen Frau. — Alte und moderne Erziehung. — Heroische Frauen. — Witwe und Scheiterhaufen. — Die Nauth-Girl. — Dichterinnen und Bajaderenpoesie. — Ein gefangener König und Dichter.

Auch die brutalsten Verleumder können nicht leugnen, daß die Frau wenigstens die Hälfte des menschlichen Geschlechts ist; wer sie aber gerecht beurteilt und sie verehrungsvoll liebt, für den ist sie mehr als die Hälfte der menschlichen Familie, denn durch die Schönheit des Körpers sowohl als durch die Zärtlichkeit ihres Gefühls, wie durch die Kräfte, welche ihr zur Verfügung stehen, kann sie auf uns einen gewaltigen Einfluß ausüben, sowohl im Guten als im Bösen. Ich möchte sogar behaupten, daß man aus der Stellung der Frau in der menschlichen Gesellschaft auf den Grad der Moralität und des Fortschritts eines ganzen Volkes schließen kann. Je größer der Anteil ist, den sie an der Regierung der Familie hat, je mehr sie dabei hervortritt, um so höher steht das Niveau des Volkes, in dem sie geboren wurde, in welchem sie lebt und stirbt, nachdem sie den Lebenden Freude und Friede, den Kommenden ihr Blut und moralische und religiöse Anleitung gegeben. Bei den Nationen, welche heute die oberste Stufe auf der Leiter der Zivilisation einnehmen, gibt uns das Weib die Gattin nach Stuart Mills Begriffen, der er, wie er selbst sagt, seine höchsten Inspirationen verdankt, es hat uns George Sand und

die Sommerville, die Agnesi und die Staël gegeben, während das Weib in den niederen Schichten der menschlichen Gesellschaft nur Frau ist, und da sie schwächere Muskeln hat, von dem stärkeren Manne mit Arbeit und Ungerechtigkeit überhäuft wird.

Die Hindu-Gesellschaft steht weder so hoch noch so tief, daher nimmt auch die Stellung der Frau die Mitte zwischen diesen Extremen ein; sie ist durchaus nicht die von Friedrich II. ausgepreßte und mit Füßen getretene Zitrone, ist aber auch nicht die Gefährtin des Mannes.

Wenn die Frau in Indien in die Welt tritt, so wird sie mit einem Fluche begrüßt und wie ein Unglück empfangen. Einige Frauennamen genügen, um dies zu beweisen: Khayuto (Ende), Arna (nicht mehr), Ghirna (Verachtete), Chee-Chee (Ausdruck der Verachtung).

Es ist bekannt, daß der Kindermord bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ganz allgemein war und besonders bei den Radschputten des Nordens. In der hohen Aristokratie sieht man in der That wenige Mädchen, und man wußte nicht, wie sie verschwanden. Es scheint, daß sie gleich nach der Geburt in einem Gefäß mit Milch erstickt oder mit Opium vergiftet wurden. Gewiß ist, daß im Jahre 1821 auf Ceylon die männlichen Kinder die weiblichen um zwanzigtausend übertrafen, und daß in einem einzigen Distrikt jener Insel auf hundert Männer nur fünfundfünfzig Frauen kamen.

Als die Europäer den Indiern wegen dieser Grausamkeit Vorwürfe machten, antworteten diese brutal: „Bezahlt uns die Mitgift für unsere Töchter und wir werden sie leben lassen.“ Und in der That waren die ungeheuren Kosten, welche die Verheiratung einer Tochter erfordert, die erste Ursache zum Morde der armen indischen Mädchen.

Major Walker widersetzte sich mit allen Kräften diesem unmenschlichen Gebrauche in dem von ihm regierten Lande, und als er das Gudscherat verließ, wurde er von einer langen Reihe von jungen Mädchen aus den höchsten Klassen, die ihm das Leben

dankten, begrüßt. Sie waren gekommen, um den Saum seiner Kleider zu küssen und ihn mit Blumen zu bedecken, weil sie in ihm ihren Retter, ihren zweiten Vater verehrten.

Wenn in Indien ein Mann etwas schlecht macht, so sagt man zu ihm, daß er es wie ein Weib gemacht habe; und dieser, um sich wegen irgend etwas zu entschuldigen, antwortet: „Ich bin ein Weib!“ Das sind zwei grausame Phrasen, die uns an die toskanische Brutalität erinnern, welche das weibliche Wort discorsa als Sinonym für einen schlechten Diskurs anwendet. Das Bewußtsein der eigenen Unbedeutendheit scheint im Gehirn der Hindu-Frau so fest gewurzelt zu sein, daß sie den Gatten verachtet, wenn dieser sie zuvorkommend und liebenswürdig behandelt. Als eine von diesen mit einigen Freundinnen sprach, sagte sie verächtlich: „Das Betragen meines Mannes bedeckt mich mit Schande, und ich kann es nicht mehr wagen, mein Gesicht zu zeigen. Ein solches Betragen ist bei uns nie gesehen worden. Er ist ein Paranguay (Europäer) geworden, und denkt vielleicht, daß ich es auch bin!“ Etwas Ähnliches habe ich in Bolivia gefunden, wo die Frau danach verlangt, von ihrem Manne zuweilen geschlagen zu werden. Ein bekanntes Sprüchwort sagt dort: Mucho me quiere, porque mucho me aporrea. (Er liebt mich sehr, weil er mich viel prügelt.)

Im Gegensatz zu diesen demütigenden Bildern der menschlichen Natur muß man sich der ritterlichen Sitte in Rajast'han in Indien beim Armbandfeste erinnern. Dies Fest wird im Frühjahr gefeiert, und die Damen verleihen einem Jüngling, indem sie ihm ein Armband überreichen, den Titel eines Adoptivbruders. Und er, ohne es jemand mitzuteilen, übernimmt die Pflicht, der Cavaliere servente und Paladin der Dame zu sein, welche ihn unter allen übrigen auserkoren, und muß bei geeigneter Gelegenheit sogar sein Leben für sie aufs Spiel setzen, ohne daß sie ihm öffentlich dankte oder ihn nur mit einem Lächeln glücklich machen könnte.

In Seringepatur wird Frauenarbeit nur mit einem Drittel des Arbeitslohnes der Männer bezahlt. Weniger niedrig ist die Stellung der Frau in Dekan, wo sie mit den Männern die gleichen Mühen teilt, und wo beider Rechte wenig von einander verschieden sind. Auch bei den kriegerischen Stämmen des Nordens ist die Frau geachteter als anderswo. Mars war ja immer der natürliche Freund der Venus.

Wohl das größte Unglück für die indische Frau, und das allein genügt, um ihre demütige Stellung in der Gesellschaft, in welcher sie lebt, zu bezeichnen, ist der verhängnisvolle Gebrauch, daß sie schon als ganz kleines Kind verheiratet wird, so daß sie nie wählen oder ausschlagen kann. Wie eine Ware wird sie verkauft und der Kontrakt aufgesetzt, und wenn sie später begreifen lernt, was die Liebe ist, und sie auch lieben möchte, so wird sie sich zwischen den Hörnern dieses unseligen Dilemmas herumschlagen, entweder Verbrechen oder fortwährende Sklaverei. In der neuen Familie, in die sie in sehr jugendlichem Alter, mit Ausnahme weniger seltener Glückszufälle, eintritt, muß sie die bescheidene, ergebene Sklavin der Schwiegermutter sein, der Schwäger, aller neuen Verwandten, und heiliges Streben, gerechte Wünsche und zärtliche Neigungen werden grausam in ihr vom patriarchalischen Despotismus, von täglichen Zwistigkeiten, häuslichen Interessen, Neid und Eifersucht erstickt.

Und doch ist die indische Frau schön und gut und hat eine zärtliche, leidenschaftliche Natur. Sie hat fast immer einige Schönheiten, nachtschwarze Augen, glühend wie die tropische Zone, groß, von langen Wimpern umschlossen und von dichten Augenbrauen überschattet; Schultern, Arme und Busen sind einer griechischen Statue würdig, kleine Füße, die vom Druck tyrannischer Schuhe nicht entstellt, sondern durch Ringe und langes Ruhen verschönert sind. Häßlich dagegen wird sie durch ihre Hautfarbe, die zu schmächtigen unteren Gliedmaßen und die von dem täglichen Gebrauch von pan-supari geschwärzten Zähne. Vielleicht würde unser Urteil noch günstiger sein, wenn wir die Frauen der Brahmanen und die

Damen der höchsten Gesellschaftsklassen sehen könnten, die in einer kaum weniger strengen Klausur als ihre muselmännischen Mitschwestern leben. Es ist mir aber doch gelungen, mir einige Photographien von Damen aus der hohen Aristokratie zu verschaffen, und denselben Typus habe ich dann bei den Bajaderen und den Frauen aus dem Volke, die ja alle ihre Mängel und ihre Vorzüge zeigen, beobachten können.

Es mag hier das sehr schmeichelhafte Bild einer Hindu-Frau folgen, das im Jahre 1873 von einem Engländer im Madras Athenaeum entworfen worden ist:

„Diejenigen, welche so glücklich waren, die Blüte der indischen Frauen zu kennen, werden zugeben, daß sie in vielen Dingen bewundernswürdig sind. Sie sind gefühlvoll und zärtlich, schön und anmutig und haben eine leichte, fast ätherische Art zu gehen. Die runden, weichen Bewegungen ihres Körpers haben etwas Poetisches an sich. Ihr Herz ist zärtlich und ihre Sprache sanft und einschmeichelnd. Die Treue ihren Gatten gegenüber ist sprichwörtlich. Ihre schwarzen Augen können schmachtende, anmutige Blicke spenden und glühende Feuerstrahlen aus denselben emporlodern lassen. Sie besitzen eine hingebende Zärtlichkeit für ihre Kinder und haben oft rührende Beweise derselben gegeben.

Wenn wir Fremde die indischen Frauen nicht schätzen, so geschieht es nur, weil wir sie nicht zur Genüge kennen. Ihre orientalischen Manieren sind ebenso natürlich, pikant und angenehm wie die der Europäerinnen. Möchten wir vielleicht, daß sie die Manieren der nördlichen Länder affektierten? Möchten wir vielleicht wünschen, daß sie ihr anmutiges Gewand aufgäben, die romantische Neigung ihres Geistes, und daß sie ihre Geburt, ihr Vaterland vergäßen?"

Im Hause ist die Hindu-Frau immer in ihrer zenana eingeschlossen und sieht die Welt nur durch ihren parda. Sie geht nur mit herabgelassenem Schleier oder in einer Sänfte aus. In den Eisenbahnzügen sind auch in der dritten Klasse Damen-Koupees und sie gehen von der Sänfte bis zum Waggon durch einen durch

zwei Stücke Stoff improvisierten Gang. Bei der Ankunft des Prinzen von Wales in Kalkutta wollte man eine Ausnahme machen, und viele Damen wagten es, sich mit ihren Gatten im offenen Wagen zu zeigen. Der Babù Jaganand trieb die Kühnheit sogar so weit, daß er den Prinzen in seine zenana einführte, aber diese Übertretung der heiligsten Gebräuche Indiens wurde mit allgemeinen Verwünschungen begrüßt. Von allen Seiten lärmte man gegen diesen Skandal und im National-Theater in Kalkutta wurde ein an Unschicklichkeiten und Obscönitäten reiches Lustspiel aufgeführt, „Jaganand und der Prinz", in dem der arme Babù fürchterlich lächerlich gemacht wurde. Die englische Regierung verbot das Stück, aber es genügte, um jeden anderen Versuch, sich gegen die häuslichen Sitten und Gebräuche des heiligen Indiens aufzulehnen, zu verhindern.

Auch wenn der Mann mehrere Frauen hat, so ist eine von ihnen die Haupt-Frau, die Superiorin, die Mutter der Familie. Die anderen sind nur upastri oder bhogyà, Konkubinen. Nur die erste gibt legitime Erben, und selbst die Könige, wenn ihre Frauen unfruchtbar sind, können von den anderen Frauen keine legitimen Erben haben.

Die englischen Missionäre sind in großer Verlegenheit, wenn ein Hindu mit mehreren Frauen zum Christentum übertreten will.

Kürzlich wollte Thakur von Bownagar, einer der mächtigsten Raja von Kattiawar, der zwanzig Jahre alt war, sich zum Christentum bekehren, aber mit siebzehn Jahren hatte er an einem und demselben Tage vier Frauen geheiratet, von denen die eine zweiundzwanzig, die zweite zwölf, die dritte fünfzehn und die vierte sechzehn Jahre alt war. Da er wußte, daß er nur eine Frau behalten konnte, so wählte er die fünfzehnjährige und verstieß die andern. War das wirklich eine christliche Handlung?*)

Die Brahmanen haben oft viele Frauen in verschiedenen

---

*) Auch die Helden Kalidasas sind keine Monogamen, wie es der Pandito Praunath ziemlich ungenau versichern will. In einem Lobe Kalidasas heiß

Ländern, die sie von Zeit zu Zeit auf ihrem herumschweifenden Leben besuchen. Diese aber führen auch kein tugendhafteres Leben als ihre Gatten.

Im allgemeinen ist aber der Hindu der niederen Klassen Monogame und nimmt nur dann eine zweite Frau, wenn die erste unfruchtbar ist. Diese behält aber trotzdem ihren Platz an der Spitze der Familie. Das Cölibat wird aber in Indien so sehr verabscheut, daß der Gatte nur wenige Tage Witwer bleibt.

* * *

Übrigens sind die Gebräuche und Sitten je nach den Rassen sehr verschieden. So werden bei den Cubbaru, welche in den Ghats leben und Kalk brennen, sowohl der Geliebte der Frau als ihr Gatte zu einer Geldstrafe verurteilt, der erstere, weil er sie verführt, der letztere, weil er sie vernachlässigt hat. Danach versammeln sich die Richter wieder, und die Frau wird öffentlich gefragt, ob sie zu ihrem Manne zurückkehren wolle. Sagt sie ja, wie es oft zu geschehen pflegt, so gibt der Mann ein großes Diner und die Geschichte ist vorbei.

Die Curubaru kaufen die Frau, und ein Mädchen aus guter Familie kostet wenigstens zwanzig Mark. Bei den Panchama Curubaru wird die Ehebrecherin verstoßen, ebenso bei den Nona wocul. Die Malaya Curubaru verheiraten ihre Töchter erst, wenn sie mannbar sind, die höheren Klassen verabscheuen dies jedoch als Zeichen höchster Entartung.

Einst wurde die Frau nur für ihre religiösen Pflichten, weiblichen Handarbeiten und besonders für die Küche erzogen, damit sie die Köche und Köchinnen des Hauses leiten konnte. Nicht eine

---

es: Nam apum examen, etsi innumeri flores verno tempore florent, praecipue mangiferae adhaeret. (*)

(*) S. Grierson: Sind Kalidasas Helden Monogamen? Journ. of the Asiatic Society of Bengal. New Series. Vol. XLVI. J. I. 1877. S. 39. Und Leonard: Weitere Beweise für die Polygamie der Helden Kalidasas. Ibidem. S. 160.

unter tausend konnte lesen. Heute schickt man die Mädchen auch in die Schule oder erzieht sie im Hause, und erst vor kurzem empfingen zwei junge Damen in Kalkutta das höchste Zeugnis in den schönen Künsten. Rama Bai, eine Mharatten-Dame, die vor nicht langer Zeit Kalkutta besuchte, ist sehr gelehrt im Sanskrit und setzte die weisesten panditti mit ihren außerordentlichen Kenntnissen in größtes Erstaunen.

Die indische Frau ist es wert, die höchsten Höhen zu erklimmen. Das beweisen die vielen Dichterinnen, das beweisen die Heldenthaten, mit denen die Geschichte Indiens erfüllt ist. Wir brauchen nur Durgavati, die Königin von Gurrah, zu erwähnen, welche sich, um die Rechte ihres Sohnes auf den Thron gegen die Übergriffe Akbars zu verteidigen, an die Spitze ihres eigenen Heeres stellte und in wütender Schlacht gegen Asoph Khan kämpfte. Sie wurde verwundet und geschlagen und gab sich selbst den Tod auf dem Schlachtfelde, um nicht in die Gefangenschaft geführt zu werden.

Babu Keshup Chunder Sen sagte: „Der Mann ist ein Hauptwort im Akkusativ, der von dem thätigen Zeitwort Weib regiert wird.“

In den Annalen Rajasthans von Tud liest man: Was hat den Krieg Ramas verursacht? Der Raub Sitas. Was machte die Zwietracht der Yadur sterblich? Die Beleidigung Dropadis. Was verwies Nala aus Nirwa? Ihre Liebe zu Damayanti. Was veranlaßte den Raja-Bharti, den Thron von Avast zu verlassen? Der Verlust Pingalas. Was hat die Hindu unter die islamitische Herrschaft gebracht? Der Raub der Prinzessin von Canorj. Genug, die Ursache, welche Reiche gestürzt, das Szepter in einen Pilgerstab verwandelt und die Basis aller großen Heldengedichte gebildet hat, ist das Weib.

* * *

Bis in die neueste Zeit mußte die Hindufrau, sobald sie Witwe geworden war, sich auf den Scheiterhaufen des Gatten

stürzen und mit diesem verbrennen. Wenn es ihr um eine besondere Verbrennung zu thun war, so konnte sie sich diesen Luxus gestatten, aber den Verstorbenen zu überleben, war absolut unmöglich. Unerbittlich warteten ihrer allgemeine Verachtung, Schimpf und Schmach und bereiteten ihr ein Leben, das hundertmal schlimmer war als der Tod.

Heute verbrennen sich die Witwen nicht mehr, aber sie bedauern den Scheiterhaufen, und von ihren Familien verstoßen, töten sie sich auf andere Weise, doch ohne den Trost, damit eine religiöse Pflicht zu erfüllen.

Die fortschrittlichen Gesellschaften in Indien bemühen sich aus allen Kräften, die Wiederverheiratung der Witwen zu begünstigen und die Vorurteile, welche sich derselben widersetzen, zu bekämpfen. Folgende Thatsache wurde vor kurzem in den Zeitungen veröffentlicht, um allen als Lehre zu dienen.

Ein sehr schöne, wohlerzogene junge Frau, Srî Mahti Kumuri Daci, wurde mit achtzehn Jahren Witwe. Sie war trostlos über den Tod ihres Gatten und nahm Opium, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Auf ihrem Bette fand man einige von ihr in den letzten Augenblicken ihres Lebens beschriebene Blätter.

„Was für ein Vorteil liegt für mich im Leben? Ich will mich nicht schlecht betragen, indem ich mich wieder verheirate. Warum soll ich dann aber leben? Die Sitte der Inder, sich so jung zu verheiraten, ist entsetzlich. Ich habe Gift genommen, weil mein Herz keine Ruhe findet. Es gibt nichts Unglücklicheres als eine Hindu-Frau. Als ich vierzehn Jahre alt war, hat man mich verheiratet, und jetzt mit achtzehn Jahren bin ich Witwe. Ich sehe keine Notwendigkeit, einen solchen Schmerz zu ertragen. Warum hat mich Gott zum Weibe erschaffen? Soll ich mich in das große Unglück, das mich getroffen, stillschweigend ergeben?"

Auch einige eingeborene Fortschrittler bekämpfen die Vorurteile in bezug auf die Witwenschaft. Vor einigen Jahren hatte der Maulawo Muhammad Cacim im Zilo in Saharanpur die Ehe einiger Witwen eingesegnet. Als einige unsinnige, blutgierige

Männer ihn töten wollten, sagte er zu ihnen: „Ich bedauere mein Leben nicht, und wenn ich es opfern soll, so bin ich gern dazu bereit.“

Die aufgeklärtesten panditti haben übrigens vor kurzem entdeckt, daß die Ehe der Witwen in den Gesetzen Manus nicht verboten war, sie haben auch den Hindu das Recht zuerkannt, den Ozean zu durchschiffen, und wagen es sogar, über das Verbot, Fleisch zu essen und Wein zu trinken, zu lächeln.

In Sikandarpur starb aber vor sieben oder acht Jahren ein sehr frommer und strenger Hindu, der sich Kalûr nannte. Seine ganz junge Frau, die ein Kind stillte, empfand einen so tiefen Schmerz über den Verlust des Gatten, daß sie weder essen noch trinken wollte, und infolgedessen starb das Kind. Darauf ließ sie einen Scheiterhaufen errichten, stellte ihr Lager darauf, und mit dem toten Kinde an der Brust ließ sie sich von den lodernden Flammen zu Asche verbrennen.*)

* * *

Bis jetzt haben wir von den Frauen in Indien gesprochen und es ist an der Zeit, von der Frau zu sprechen, deren Physiognomie und Wesen je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer Beschäftigung u. s. w. wechseln.

In den ärmeren Klassen gibt es wenig Originelles, die Frau des Kuli oder des Landmanns teilt die Mühen des Tages und das Ehebett in der Nacht und je nach der Gutmütigkeit oder Roheit ihres Gatten hat sie einen größeren oder geringeren Anteil an seinen Leiden und Freuden.

Im allgemeinen ist ihre psychologische Formel sehr einfach: „Haustier bei Tage, Weib bei Nacht.“

In den hohen Klassen widmet sie sich vollständig der Leitung

---

*) Über die menschlichen Opfer in Indien siehe die Studie eines Hindu-Schriftstellers in den letzten Jahrgängen des Journal of the Asiatic Society in Bengal.

ihres Hauswesens und den Sorgen der Mutterschaft. Wenige Frauen sind so gute Haushälterinnen wie die Indierin. Nicht selten geschieht es, daß man eine Frau ihren Säugling stillen, kochen und das Dienstmädchen mißhandeln sieht.

Die Konkubine im Hause des Fürsten arbeitet nicht, sondern langweilt sich und auf ihren kostbaren Teppichen im Geheimnis der zenana ruhend, gähnt sie, kaut Betel, läßt sich von den Dienerinnen Geschichten erzählen und lauscht der Musik der Spielleute des Palastes.

* * *

Eine Indien ganz eigentümliche Frau ist die Nautch; sie ist Tänzerin, aber auch Sängerin und oft auch Improvisatorin und Dichterin, was sie aber alles nicht hindert, auch Verkäuferin der Liebe zu sein.

Die Nautch oder Nach-girl*) ist aber sehr verschieden von dem, wie wir sie uns in den Träumen unserer Phantasie oder aus den ungenauen Berichten vieler Reisenden vorstellen. Wir denken uns unter der Bajadere eine von Sinnlichkeit trunkene Bacchantin, die uns fast nackt oder vollständig entblößt durch die Wollust ihrer Bewegungen und die Unkeuschheit ihres Tanzes fesselt.

Statt dessen ist sie viel mehr bekleidet als eine unserer Damen und zeigt oft nur das Gesicht entblößt, höchstens noch die Füße und einen Streifen des Unterleibes und der Hüften. Immer aber sind sie schamhafter und weniger nackt als die Tänzerinnen, die wir in unseren Theatern bewundern, und die wir von unseren Frauen und Töchtern bewundern lassen. Ein Hindu, der einem unserer Ballets beiwohnen würde, müßte uns für ausschweifend und ziemlich unkeusch halten.

Meist werden die Nautch, wenn sie schön sind oder es zu

---

*) Nach- oder Nautchgirl ist ein Bastardwort von nach, das im Hindostanischen Tanz bedeutet, und von dem englischen Wort girl, Mädchen.

werden versprechen, schon von früher Jugend von ihren armen Eltern ihrem Berufe geweiht. Ich kannte mehrere, die, in der Hindu-Religion geboren und schon als Kinder mit sehr alten Männern verheiratet, das eheliche Dach verließen, weil sie sich nach Luft, Licht und Liebe sehnten, Muselmänninnen wurden und das Leben der Nautch führten.

Es ist ein sehr einträgliches Handwerk; die schönsten und berühmtesten tanzen nur für Tausende von Lire. Die beiden, welche ich in Baroda bewunderte, haben bei Gelegenheit der Reise des Prinzen von Wales ungefähr einen Lac Rupien gewonnen.*)

Die berühmtesten habe ich gesehen, in Benares habe ich mir den Luxus gestattet, zwei Bajaderen für mich allein zu haben, und in Delhi habe ich sie in vergoldeten, von Edelsteinen blitzenden und mit Blumen parfümierten Wagen durch die Stadt fahren sehen.

Ich führe hier ein von einer Bajadere deklamiertes Gedicht an:

„Wann, o mein Geliebter, wirst Du wiederkehren? Du Wonne meines Herzens und Schatz meiner Seele. Oh! wann wirst Du erscheinen, um Deine Roxane glücklich zu machen? Vergebens erwarte ich Deine Rückkehr, Du kommst nicht zu Deiner Liebe, meine Lider sind müde, noch länger Deinen Schritten zu lauschen. Das Lager meines Geliebten ist mit Guirlanden von mogree bedeckt und von einer Wölbung von Jasmin überschattet. Ich habe es mit dem süßen Karah-Pulver bestreut und mit Rosenwasser wohlriechend gemacht. Ich habe es mit dem Öl von Lahore parfümiert und mit Blumen von Hiana gefärbt. Eile Dich, o mein Geliebter, zu Deiner Sklavin zu kommen, erfreue ihr Herz mit Deiner Gegenwart.“

Hier eine andere, noch glühendere:

---

*) M.' Duff protestierte vor der Anglo-indian christian Union in Edinburg, daß man dem Prinzen von Wales bei seiner Reise in Indien das Schauspiel der Nautch vorgeführt hatte!

„Abdallah, Du Leuchte meines Lebens und Besitzer meines Herzens, meine erste, meine einzige Liebe! Vergebens rufe ich Dich, Du bist immer fern von mir, Du hörst nicht die Stimme Deiner Selima, die einst Deine Lieblingssklavin war. Abdallah, mein König! meine Liebe! Du hast mich mit Diamanten von Golconda bedeckt und mit Perlen von Ormudz geschmückt, aber was sind Perlen und Diamanten für die Verlassene? Das Kleid, welches Deine Selima am meisten schätzte, gehört ihr nicht mehr: gib mir Dein Herz, o mein Geliebter, gib es dem ersten Besitzer zurück. Die Shawls von Kaschmir und die Seidenstoffe von Iran, welche mein Herr mir dargebracht, haben keinen Reiz mehr für Deine Selima, Dein Palast, Deine Bäder, Deine Gärten entzücken mich nicht mehr, nimm sie zurück. Was ist das alles im Vergleich mit dem Herzen meines Abdallah? Ach! gib mir Dein Herz, o mein Geliebter! gib es seinem ersten Herrn zurück! Die Gärten und Bosquets, die süße Einsamkeit machen Deiner Selima kein Vergnügen mehr, Mango und Granate locken mich vergebens! Die Würze des champak und die feinsten Wohlgerüche gefallen mir nicht mehr, meine Mädchen belustigen mich nicht mehr, und die Musik hat aufgehört mich zu zerstreuen. Kehre zurück, o mein Herr, zu Deiner Sklavin, gib ihr Dein Herz wieder und mit ihm wird die Freude wieder bei ihr einkehren! Oh! gib Dein Herz Deiner Selima, gib es seinem ersten Besitzer zurück.“

Drei Meilen von Kalkutta lebt seit mehr als zwanzig Jahren der König von Audh, Wajih Alih, vielleicht der berühmteste der Hindu-Dichter, als Gefangener. Er bezieht drei Millionen Franken jährlich von der englischen Regierung und beschäftigt sich ebenso mit Poesie, Musik und Malerei wie früher, als er noch auf dem Throne seiner Väter saß. Viele seiner Dichtungen sind populär geworden und werden täglich von den Bajaderen in Kalkutta, Benares und anderen Städten gesungen. Sein Wohnsitz ist in Wirklichkeit ein kleines Reich, in dem sechstausend Unterthanen seine Herrschaft anerkennen, das er aber nie verläßt. Er empfängt

den Besuch des Vizekönigs, erwidert ihn aber nicht und in seinem Harem sind zwei Königinnen oder rechtmäßige Gattinnen und hunderteinunddreißig andere Frauen. Seine prachtvollen Gärten werden von dreihundert Gärtnern gepflegt, sein Tierpark zählt vielleicht zwanzigtausend Geschöpfe und seine Tauben-Sammlung würde den Neid des unsterblichen Darwin erregt haben.

Die beiden Bajaderen von Baroda waren aus Tanjore, und wie der Dichter Grosvenore sagt, keine ihrer Bewegungen konnte Schamröte in die Wangen der Bescheidenheit treiben. Die beiden demokratischen, welche ich in Benares bezahlte, waren häßlich genug, und die mir zu Ehren improvisierten Verse erhoben sich nicht gerade zu hohem lyrischen Schwung. Während die eine mich bei der Hand nahm und mich mit ihren großen feurigen Augen zu berücken suchte, sagte sie mir unter anderen Galanterien: Du, o meine Branntweinflasche, o Du mein Betel u. s. w. u. s. w. Die andere, die etwas poetischer war, sagte mir in Versen: Komm in mein Haus und besuche mich, Du wirst mir meine schönen Kleider ausziehen, meine Juwelen abnehmen u. s. w., u. s. w.

Den Tanz der Bajaderen habe ich bereits bei der Krönung des Königs von Baroda beschrieben, und in ganz Indien wird er mit wenigen Variationen ebenso ausgeführt.

Garcin de Tassy hat eine Studie über die Dichterinnen Indiens veröffentlicht (Revue de l' Orient, Mai 1854); dann kehrte er in einem anderen Werke zu demselben Sujet zurück: Les auteurs hindoustanis et leurs ouvrages d' après les biographies originales. Deuxième Edition. Paris 1868.

In dieser zweiten Studie spricht er von der Prinzessin Khala, das heißt, der mütterlichen Tante, die noch einen anderen weniger zärtlichen, aber glorreicheren Namen hatte, nämlich badr unniça (Vollmond der Frauen), das heißt, die bemerkenswerteste unter den Frauen.

Er zitiert auch Amat ul Fatima Begam, die unter dem takhallus (Ehrenbeinamen) Sahid Champa bekannt ist; der

Name ist derselbe für die schöne Blüte der Michelia champaka und sie gehörte dem Harem des Nabobs Huçam Uddaula an.

Er gibt uns auch die Namen von drei Bajaderen-Dichterinnen, Farh (Freude) oder Farh Bahhsch (Freudenspenderin), Ziya (Glanz) und Ganchin. Eine vierte Bajadere, die berühmter ist als alle anderen, ist Jän (Mir Yar Ali Jan Sahib), die zu Farrukhabad geboren wurde, aber in Lacknau wohnte.

Ram Ji de Narnaul mit dem Beinamen Nazakat (Liebenswürdigkeit), deren wunderbares Talent und seltene Schönheit in Originalbiographien in den überschwänglichsten Ausdrücken gefeiert wurden, lebte noch im Jahre 1848. Taswir (Gemälde, oder schön wie ein Gemälde) und Suraïya (Plejaden) waren zwei andere Bajaderen-Dichterinnen.

Eine indische Dichterin aus Dacca hat ein Gedicht geschrieben „die Frau und die Turteltaube", in dem sie die Gefangenschaft der Frau beklagt, und dieser Gesang ist so anmutig, daß er die Ehre hatte, von Murray Mitchell ins Englische übersetzt zu werden.*)

---

*) Über die Dichterinnen Indiens siehe Garcin de Tassy. Pag. 67. Man lese auch den wichtigen Brief von Williams Monier, der das Datum Oxford. Nov. 1881 trägt.

Wenn ein Engländer an die Lage der indischen Frauen denkt, so ist seine Einbildung leicht geneigt, ein düsteres Bild zu entwerfen, indem er sich die Hindu-Rasse halb verkommen vorstellt, Frauen, die in Sklaverei gehalten werden, Witwen, die sich selbst zerstören, um dem lebendigen Tode der Witwenschaft zu entgehen, Mädchen, die ohne Erziehung bleiben und in den Gefängnissen der zenana gehalten werden, oder auf dem Altar einer frühen Ehe grausam geopfert werden.

Wenn man dies aber einer genauern Untersuchung unterzieht, so wird man finden, daß ein solches Gemälde, wenn auch in seinen Hauptzügen treu, doch viel zu dunkel gehalten ist, um allgemein und ohne Ausnahme verwendet zu werden. In alten Zeiten und dann auch in der ganzen Vor-Muhammedanischen Zeit war die Lage der Frau in richtigem Verhältnis zu der der Männer. Es wird sogar nicht einmal schwer fallen, den Beweis zu führen, daß Wissenschaften in den höchsten Familien sehr gepflegt wurden und mit solchen Eifer, daß selbst Frauen sich nicht selten als Panditen aus-

Ich besitze in meinem Museum eine seltene Sammlung von Photographien der berühmtesten Bajaderen und Dichterinnen Indiens. Sie sind fett, ziemlich hübsch, mit länglichen Schädeln; einige von ihnen haben sehr edle Züge und eine überaus intelligente Physiognomie. Die, welche Tänze und Liebe verkaufen (und fast alle thun es), haben sehr verschiedene Tarife für die beiden verschiedenen

---

gezeichnet haben. Solche, die sich mit dem Studium der „Rigveda" befassen, sind mit Namen von Frauen vertraut, denen die Verfasserschaft einiger Hymnen und Texte zugeschrieben wird. In dem „Brihad Aranyaka Upanishad" hält der Weise Yajnavalkya ein philosophisches Gespräch in Sanskrit mit seiner Frau, und in den Tarpana Zeremonien, welche jeder orthodoxe Hindu jeden Morgen durchmacht, bezeigt er einer ganzen Klasse von alten Lehrerinnen seine Verehrung. Man darf auch nicht vergessen, daß das Lernen in Indien unter der Obhut einer weiblichen Gottheit, Sarasvati, steht.

Wenden wir uns zu den neueren Zeiten, so herrscht kein Zweifel, daß die Verbreitung christlicher Ideen in Verbindung mit unserer Anwesenheit und unsrem Beispiel in Indien einen großen Fortschritt in der Lage der eingeborenen Frauen hervorgebracht hat. Die Frauen selbst zeigen ein eifriges Verlangen nach Vermehrung ihrer Kenntnisse. Auf meiner Reise durch Indien hörte ich, besonders im Lande der Mahratten, von Frauen, die in ihrer eigenen Landeslitteratur sehr bewandert waren, und von nicht wenigen, die das Sanskrit genügend kannten, um die Puranas zu lesen, und in neuester Zeit hat ein junger weiblicher Pandit, namens Ramabai, in der indischen Gesellschaft durch ihre bedeutende Fähigkeit, Sanskrit-Verse zu improvisieren, großes Aufsehen gemacht.

Am dritten Tage des Orientalischen Kongresses in Berlin erhielt ich einen Sanskrit-Brief von jener jungen Dame, der eine lange metrische Adresse enthielt, die sie mich bat, dem Kongreß vorzulegen. Infolgedessen wurde sie in dem Original-Sanskrit von dem Panditen Syamaji Krishnavarma einer großen Versammluug von Mitgliedern vorgelesen. Ich lasse hier eine abgekürzte Übersetzung der Sanskrit-Verse der jungen gelehrten Dame folgen, die nicht ohne poetisches Verdienst sind.

„Heil den hochsinnigen, gelehrten Herren! Die alte Sanskritsprache ist heutigentags gleich einer alten, ihres Schmuckes beraubten Mutter. Lange Zeit ach! ist sie ungeehrt geblieben, und nun flieht sie zu Euch, o ihr Männer der Gelehrsamkeit, und bittet um Euren Schutz. Ach! ruft sie, früher war unser Land so glücklich, berühmte Söhne gleich glänzenden Juwelen hervor-

Dinge. Die beiden, welche ich in Benares bewundert habe, tanzten zum Beispiel nur für tausende von Rupien, boten aber einem meiner Freunde an, ihm für eine Nacht Gesellschaft zu leisten. Erschreckt darüber, daß er sie zu teuer bezahlen müßte, sprach er ihnen gegenüber diesen heiligen Schrecken aus, sie aber antworteten mit rührender Einfachheit: „Mit Euch wollen wir es für nur 400 Mark thun."

Die Hindu-Frau befindet sich in einer Periode der fortschrittlichen Entwickelung wie die ganze Gesellschaft, in der sie lebt; sie duldet daher die Schmerzen einer psychologischen Entbindung. Wird erst das Verbot, sich wieder zu verheiraten, aufgehoben sein, so wird sie nicht mehr das Opfer des Scheiterhaufens sein. Wird sie nicht mehr mit acht Jahren, sondern mit sechzehn, achtzehn Jahren heiraten, so wird sie auch ihren eigenen Gatten wählen oder ausschlagen können. Sie wird glücklicher sein, weil sie freier sein wird; sie wird würdiger und tugendhafter sein, wenn sie

---

zubringen, Söhne, deren Ruhm das Universum erleuchtete, deren Einfluß und Wissen sich bis zu den drei weltgroßen Weisen, gleich Valmiki und Vyasa, zu großen Königen gleich Rama und Yudhischthira, und zu ergebenen Gattinnen gleich Sita und andren erstreckt. Jetzt bringt sie zu ihrer Schande Söhne hervor, deren Handlungen einen dunklen Fleck auf die arische Rasse werfen, welche den Pfaden der Fremden folgen und die Axt an die Wurzel ihres eigenen Baumes der Erkenntnis legen. Ist nicht genügend Wasser, o Ozean, in deinem weiten Becken, um unser Land zu überschwemmen? Mögen deine Fluten kommen und diese ruhmlosen Flecken hinwegspülen! Oder möge eine flammende Lohe unser Land in Asche legen, und keine Stimme ihren Namen aussprechen, ehe nicht die letzte Spur ihrer Unehre vertilgt ist! Das ist die traurige Klage der Mutter des Wissens. Wehe! wie schmerzlich, wie schändlich, wie schmachvoll und überraschend ist es, daß sie hier in Indien, unter ihrem eigenen Volke ihre Stimme vergebens erschallen läßt, unter ihrem lange, lange geknechteten Volke, das jeder Energie und Intelligenz bar, wenig besser ist als ein atmender Leichnam. Wenn ihr Männer des Wissens, die ihr im Kongreß versammelt seid, gnädig auf die elende Lage der Sanskritsprache herabsehen und sie durch Eure Anstrengungen zu der alten erhabenen Stellung zurückführen wollt, so wird Euch das indische Volk ewig dafür dankbar sein."

mehr Freiheit und damit auch die Verantwortlichkeit, das Gute und das Böse zu thun, haben wird. Bis dahin aber und indem sie bessere Tage erwartet, wird sie die Beschwerden der Akklimatisation ertragen müssen, um sich auf eine neue Atmosphäre vorzubereiten.

Es ist ebenso wie mit den Frauen der lateinischen Rasse, die zwar nicht mehr Sklavinnen sind oder mit Füßen getreten werden, die aber noch lange nicht auf der Höhe stehen, wie die Frauen der angelsächsischen Rassen.

Da sie selten selbständig wählen können, oder vielmehr gezwungen werden, ohne Kenntnis und gewissenlos zu wählen, so werden sie fortwährend von der Polygamie ihrer Männer beleidigt und gezwungen, sich durch Polyandrie zu rächen. Obgleich Polygamie und Polyandrie von unseren Gesetzen verdammt werden, so werden sie doch geduldet und finden Beifall, wenn sie nur mit einer dicken Decke heiliger Heuchelei bedeckt sind, einer Decke, welche den lästigen Lärm vor unserm keuschen Ohre dämpft, einer Decke, welche uns mit heiliger Salbung sprechen läßt, daß wir ein zivilisiertes, moralisches Volk seien."

Sechzehntes Kapitel.

Die Kasten in Indien und in der ganzen Welt. — Ursprung der Kasten. — Zu den Zeiten Alexanders des Großen. — Brahmanen, Kshatriya, Vaisyas und Sudras. — Unzählige untergeordnete Kasten. — Die indischen Kasten unserer Zeit. — Anekdoten. — Art und Weise wie man aus der eigenen Kaste ausgewiesen werden kann. — Bemerkungen über die Brahmanen. — Zukunft der indischen Kasten.

Wer nicht die indischen Kasten kennt, kann Indien nicht verstehen, aber wenn man daraus schließen will, daß das ganze Leben Indiens im Kastenwesen aufgeht, so geht man zu weit, ebenso wie es falsch ist zu sagen, daß es nur in Indien Kasten giebt.

Wo auch immer der Mensch sich mit dem Menschen verbindet, um eine Gesellschaft zu bilden, da wird der Kastengeist geboren, da gewinnt er Umrisse und befestigt sich. Die Sprüchwörter vieler Sprachen sagen mit verschiedenen Worten fast dasselbe: „Gott schafft die Menschen und der Teufel verbindet sie mit einander," und diese satyrische Sentenz, die fast immer auf die Ehe angewendet wird, könnte in weiterem Sinne auch auf die Gesellschaften und Kasten bezogen werden.

Die Natur schafft die Menschen verschieden, und die Menschen verbinden sich je nach dieser Verschiedenheit zu Kasten in der Weise, daß die einen immer die Füße auf die Köpfe der anderen setzen. Die höchsten haben die außerordentliche Freude an der Herrschaft, die mittleren den Trost, viele untergeordnete unter sich zu haben, und die niedersten haben die Genugthuung, ihre Füße

auf den Köpfen der Hunde, Katzen und der ganzen Tierwelt zu haben. Wenn sie gar noch Christen sind, so haben sie die noch ernstere und schmeichelhaftere Aussicht, daß einst die letzten die ersten sein werden.

Auf jeden Fall sind überall, wo Menschen sind, auch Kasten; Adlige und Plebejer, Bürger und Soldaten, Laien und Priester Korporationen, Akademien, durch Interessen, Neid, Traditionen, Laster und den Wunsch Gutes oder Böses zu thun verbundene Konsortien. Die Trennung der menschlichen Familie in Kasten ist so menschlich, daß wir sogar den Himmel der Erde gleich gemacht und auch jenseits des Grabes Engel und Erzengel erschaffen haben, Götter und Halbgötter, Throne und Herrschaften. Sogar die Wissenschaft, welche doch die absolute Freiheit, die unendliche Freiheit, die Freiheit ohne Statuten, ohne Verordnungen und ohne Zollamt sein sollte, da auch sie eine menschliche That ist, hat Kasten gebildet, und um nur von Italien zu sprechen, wir haben eine alte Akademie, aus der die neue Sonne wieder frische Blätter getrieben, die ein wirkliches und wahrhaftiges Konsortium ist, eine wahre Kaste, der zur Vollkommenheit weiter nichts fehlt, als daß sie erblich wird; mit der Zeit wird sie ja aber wohl diese Stufe der Vollkommenheit erreichen.

Die indischen Kasten haben eine wenigstens dreitausendjährige Geschichte und werden wohl noch ein gutes Weilchen dauern, da ihre Grundlage auf der anatomischen oder Rassen-Verschiedenheit beruht. Freilich sind in diesen uralten Aufzug so viele Fäden eingewirkt und so viele Stickereien und Muster, daß der Grund vollständig verschwunden ist.

Als Alexander in Indien einfiel, fand er die Gesellschaft schon in Kasten geschieden. Megasthenes, der griechische Gesandte an einem Hofe in Bengalen, drei Jahrhunderte vor Christo, hat uns die sichersten und ältesten Nachrichten über Indien überliefert. Er sagt, daß das Volk in sieben Kasten geteilt wäre: Philosophen, Ackerbauer, Hirten, Handwerker, Soldaten, Inspektoren und Räte des Königs.

Die Philosophen waren die Brahmanen und Megasthenes beschreibt die einzelnen Stadien ihres Lebens. Er unterscheidet die Brahmanen von den Sarmanai oder Mönchen.

Die Inspektoren, oder die sechste Kaste des Megasthenes, hält man für gleichbedeutend mit den buddhistischen Inspektoren der Moral, und der arische sie bezeichnende Name episcopoi ist unser modernes Wort Bischof, bishop, évêque, vescovo u. s. w. geworden.

Der Ursprung der Kasten in Indien ist hieratisch und beruht auf dem ewigen Kontrast zwischen Kirche und Staat, zwischen dem, der das Übernatürliche leitet und die Hoffnung verkauft, und dem, der das Land verteidigt, indem er sein eigenes Leben preisgibt. Es ist der ewige Krieg zwischen dem Taikun und dem Mikado, zwischen Hirtenstab und Schwert, ein Krieg, der noch heute 5000 Jahre nach der arischen Völkerwanderung eines der ernstesten Rätsel der bürgerlichen Gesellschaft bildet.

Schon seit den ersten Schritten der alten Arier nach Indien zu hatten diese Hymnen, um die auf den Scheiterhaufen gelegten Toten zu grüßen, und hatten sie Erfinder und Sänger dieser Hymnen. Die berühmtesten Hymnen aus der Rig-Weda wurden in den ersten Kolonien längst des Indus und auf der Wanderung nach dem Dschumna und Ganges verfaßt. Indes gelangte man allmählich, fast unbewußt, von einem losen Stämme-Bunde zu der Bildung wirklicher Staaten. Der Mensch ist nur frei, wenn er Nomade ist. Sobald das Zelt ein Haus wird, und die Häuser sich eins an das andere lehnen, treten die beiden verhängnisvollen, aber notwendigen Gestalten des Königs und des Priesters auf, des Gebieters über die Leiber und des über die Seelen, des Steuereinnehmers des gegenwärtigen Lebens, des Pächters des Lebens jenseits des Grabes. In den allerersten Ansiedelungen war jeder Familienvater auch der Priester seines eigenen Hauses, dann wurde der Anführer, der Hervorragendste, der das meiste Ansehen genoß, aufgefordert, die wichtigsten heiligen Feierlichkeiten zu leiten. Diese Männer, welche die beiden Stellungen des Königs

und des Priesters in sich vereinigten, waren höchst geachtet und in den Weda findet man die Geschichte zweier weisen Rivalen, Vasishtha und Viswamitra, die sich um die Vollziehung der Riten stritten.

Die Kunst zu schreiben war damals unbekannt, und die Hymnen und Worte bei den Opfern mußten mündlich von den Vätern den Söhnen überliefert werden. So geschah es also, daß die Familien, welche jene Hymnen im Gedächtnis bewahrten, die erblichen Besitzer der Liturgie wurden. Aus diesen wählte man die Männer, welche die Opfer leiten, die Kriegslieder singen und die Hülfe Gottes anrufen oder seinen Zorn abwenden sollten.

Der Rig-Weda sagt:

„Der König, welchem der Priester vorangeht, wird allein das Gedeihen in seinem Hause haben, und das Volk wird vor ihm sich beugen. Der König, welcher dem Priester Reichtümer gibt, wird neue Länder erobern, und die Götter werden ihn beschützen.“

Jene ältesten Menschen glaubten, daß, wenn ein Kriegslied einmal den Sieg verschafft hätte, es denselben für alle Ewigkeit an sich fesseln würde, und so wurden die heiligen Hymnen ein Familienschatz für den, welcher sie verfaßt oder gelernt hatte.

So liest man in dem Rig-Weda, wie das Gebet Vasishthas in der Schlacht der zehn Könige den Sieg errungen und das Viswamitras den Stamm der Bharatten gerettet hat. Das wirkungsvolle Gebet wurde brahma genannt, und der, welcher es darbrachte, brahmino. Wehe dem, der eins oder das andre verachtete. „Wer die von uns gemachten Gebete verspottet,“ sagt der Rig-Weda, „den können glühende Strafen überfallen, und der Himmel möge einen solchen Feind der Brahmanen zu Asche verwandeln.“

Das ist eine sehr einfache Formel, die Basis einer Religion und einer Kaste, der ersten und ältesten. Die einfachen Dinge wurden dann natürlich durch Hinzufügung von untergeordneten Elementen komplizierter, und um die Hymnenbewahrer bildeten sich niedere Priester, welche den Boden für das Opfer vorbereiteten,

den Altar aufrichteten, die Opfer töteten und die Trankopfer auf die Erde gossen.

Zugleich wurden auch die Hymnen kunstvoller und in Klassen geordnet. Da die vier ursprünglichen Wedas, Rig-Weda, Sama-Weda, Yajus- und Atharva-Weda, nicht mehr zureichend waren, so schufen sie die Brahmanen, Abhandlungen in Prosa, welche die Wedas kommentierten, erklärten und erweiterten.

Wedas und Brahmanes bildeten zusammen die Sruti Indiens oder die heiligen Schriften.

Aber auch diese genügten nicht, und so verfaßten die Priester die Sutras, welche die Basis der Priesterkaste bilden, von allen übrigen Schriften getrennt und ihnen allen überlegen sind.

Inzwischen bildete sich natürlich neben den Priestern eine andere Kaste. Um verschieden zu sein, muß es wenigstens zwei geben, und so entstanden neben den Interpreten Gottes die Vertreter der Kraft, Kshatrija, Rajanga oder Raibansi, Sanskritwörter, welche bedeuten, mit der königlichen Macht verbunden, und auch ihr moderner Name Radschputen bedeutet von königlicher Abkunft.*)

Als sie aufgehört hatten Nomaden zu sein und feste Wohnsitze eingenommen hatten, fingen die Hindu an, die Erde zu bebauen, und so entstand eine dritte Kaste, die Vaisyas oder Ackerbauer, von vis, einem Worte, mit dem zur wedischen Zeit das ganze Volk bezeichnet wurde.

Alle diese drei Kasten waren wiedergeboren und wohnten zusammen den Riten und Opfern bei, wenn sie sich auch nicht unter einander verheirateten.

Außer diesen drei gab es noch die Sudras, die Überbleibsel der besiegten und zu Sklaven gemachten Völker. Sie waren die Dasar der Weden. Diese waren nur einmal geboren, konnten keiner heiligen Verrichtung beiwohnen und ihnen wurden die schwersten nnd niedrigsten Arbeiten übertragen.

---

*) Siehe Hunter. S. 100.

So haben wir also in Indien vier Haupt- oder Grund-Kasten, die Brahmanen, Kshatrija, Vaisyas und Sudras. Die drei ersten sind die höchsten in absteigender Ordnung und sind wiedergeborene Menschen; die letzte ist die niedrigste und besteht aus Menschen, die nur einmal geboren sind.

Die bekannteste unter den unreinen Kasten ist die der Paria, von dem Tamil-Worte parriar, das A. Dubois schätzte die Paria auf ein Fünftel der ganzen Bevölkerung Indiens. Die Verachtung für die Paria war in den verschiedenen Provinzen nicht gleich groß, am meisten fühlbar ist sie im Süden und im Norden.

Aus diesen vier Kasten bildeten sich dann unzählige untergeordnete Kasten, die eigentlich Verbindungsglieder zwischen jenen sind und meist aus Liebeslaunen entstanden sind. Wie die Liebe der sicherste Bewahrer der Kasten ist, so ist sie aber auch die erste Zerstörerin und verbindet hohe und niedere, große und kleine.

Noch heute besitzen die Kasten einen mächtigen Einfluß. Dafür mögen folgende Beweise dienen:

Kaum hatte sich die englische Regierung der Herrschaft in Bengalen bemächtigt, so verlor ein Brahmane in Kalkutta alle Kastenvorrechte, weil ein Engländer ihn mit Gewalt dahin gebracht hatte, Fleisch und Branntwein zu schlucken. Drei Jahre lang war er aus der Kaste ausgeschlossen (outcast). Er gab achtzigtausend Rupien aus, um Verzeihung zu erlangen, es war aber alles vergebens. Er mußte noch mehr als eine andere halbe Million Lire (zwei Lac Rupien) ausgeben, um seine alten Rechte wieder zu erlangen.

Im Jahre 1802 mußte ein reicher Mann in Kalkutta mehr als fünfzigtausend Rupien in Festen und Geschenken den Brahmanen geben, um wieder zu seiner eigenen Kaste zugelassen zu werden, aus der er verstoßen worden war, weil er mit einem Brahmanen aus der peeralee-Kaste gegessen hatte. Kurze Zeit darauf machten zwei Brahmanen aus der peeralee-Kaste in Kalkutta unerhörte Anstrengungen und verschwendeten Unsummen, um den

Schimpf zu entfernen, der auf dem peeralismus ruhte; es gelang ihnen aber nicht.

Ghunusyamu, ein Brahmane, ging vor ungefähr fünfunddreißig Jahren nach England und wurde exkommuniziert, da die Brahmanen das Meer nicht durchkreuzen können, ohne ihre eigene Kaste zu verlieren. Gocool, ein anderer Brahmane, ging zu derselben Zeit nach Madras und wurde von seinen Verwandten verstoßen, obgleich er Indien nicht verlassen hatte. Er war aber glücklicher als der erstere, da er seine Wiederaufnahme durch Geld erkaufte. Einem Schmied aus Serampore, der nach Madras gegangen war, widerfuhr dasselbe. Auch er wurde mit dem Bannfluch belegt, konnte aber mittelst Geld, nämlich zweitausend Rupien, die er unter die Brahmanen streute, die Wiedereinsetzung in seine früheren Rechte bewirken. In demselben Jahre starb die Mutter Kali-Prosaud Ghoses, eines reichen Kayusto von Benares, der seine eigene Kaste verloren hatte, weil er mit Muselmännern umgegangen war, was ihm die Bezeichnung peeralee zuzog. Kali Prosaud wollte, daß der Leichnam seiner Mutter um jeden Preis und nach den Vorschriften geehrt werden sollte, aber es gelang ihm nicht, die Mitwirkung der Brahmanen beim Leichenbegängnis zu erreichen. Erst vermittelst vieler Geschenke und Versprechungen gelang es ihm, die Einwilligung von elf unter ihnen zu erlangen, aber auch diese wollten den Dienst nur bei Nacht verrichten. Ihre entweihende That aber wurde verraten und sie wurden ebenfalls aus dem Schoße ihrer Kaste verjagt. Als einer von ihnen vergeblich Vergebung erfleht hatte, nahm er sich das Mißgeschick so zu Herzen, daß er sich eine Amphora um den Hals band und im Ganges seinen Tod suchte und fand.

Noch vor wenigen Jahren, als Ram, ein Brahmane aus Tribany, seinen Sohn, ohne es zu wissen, an ein peeralee-Mädchen verheiratet hatte, zogen sich alle seine Freunde von ihm zurück, und er starb vor Herzeleid. 1803 heiratete Shibu-Ghose, ein Kayusto, ein peeralee-Mädchen und wurde erst nach sieben Jahren der Buße und nachdem er siebentausend Rupien aus-

gegeben, in die Rechte seiner Kaste wieder eingesetzt. In demselben Jahre starb ein Brahmanen-Mädchen, das verführt worden war und infolge dessen seine Kaste verloren hatte, aus Verzweiflung den Hungerstod. Im Dorfe Buj-Buj vergiftete sich vor einigen Jahren ein junger Mann, der um seiner verwitweten Mutter willen die Kaste verloren hatte, und zwei seiner Brüder verließen das Land. Goorooprasaud, ein Brahmane aus Churna in Burdward, fürchtete vor nicht vielen Jahren wegen der Untreue seiner Frau aus seiner Kaste verstoßen zu werden, und so verließ er sein Vaterland und starb aus Schmerz in Benares. Im Jahre 1800 tötete eine Brahmanenfrau ihren illegitimen Sohn, um nicht ihre Kaste zu verlieren. Zur Zeit des Rajah Krishna Chunder Roy entdeckte man, daß ein Brahmane aus Santipore mit der Tochter eines Schuhmachers ein Liebesverhältnis unterhielt. Der Rajah verbot, die Mitglieder der schuldigen Familie zu rasieren, und den Wäscherinnen, ihre Wäsche zu waschen. Sie flehten den Rajah, dann den Nabob an, aber vergebens. Geldgierige Makler versprachen ihre Vermittelung zur Wiedereinsetzung, sie verloren aber ihr Geld, ohne ihre Absicht zu erreichen. Später wurde der Nabob barmherzig und hob den Ostracismus auf, aber die Familie hat noch heute nicht ihre eigentliche Stellung und den früheren Kredit wiedererlangt.*)

Ich lasse hier noch einige Thatsachen von geringerer Bedeutung, die aber für sich sprechen, folgen.

In Utacamund ist es mir nicht gelungen, einen sehr schönen, bengalesischen Diener zu photographieren, obgleich sein Herr, ein ausgezeichneter Militärarzt, ihn in meinem Namen darum ersucht und ihm eine Belohnung versprochen hatte: „Jener italienische Herr hat Tuda photographiert, sein Apparat ist entweiht!“

Ein verdursteter Sudra trat in die Hütte eines Brahmanen

---

*) Shib Chunder Bose. The Hindoos as they are. Calcutta 1881. pag. 167 u. ff.

und bat ihn um Wasser, welches man ihm verweigerte. Er nimmt es dann mit Gewalt, aber nachdem er getrunken hat, wird das Glas mit Abscheu auf die Erde geworfen.

Ein Mädchen, das ihren Körper an alle für wenige annas verkauft, verweigert einen Kuß, weil sie Brahmanin ist. „I am a bramin, you know. (Ich bin eine Brahmanin, müssen Sie wissen, und würde einen Kuß nicht um hundert Rupien geben.)

* *
*

Trotzdem fangen die Kasten doch bereits an, dem Einfluß der Zeit, der alles zernagt und zersetzt, nachzugeben. In den öffentlichen Schulen wird dem Kastenunterschied nicht mehr Rechnung getragen, und auch auf den Eisenbahnen muß sich ein Brahmane darin ergeben, oft mit einem Sudra zusammen zu reisen. Höchstens wird er, um sich zu reinigen, ein Bad nehmen, sobald er an seinen Bestimmungsort gekommen ist. Als ich eines Tages einen Adjutanten des Königs von Benares einlud, eine Limonade mit mir zu trinken, blickte dieser spähend umher und antwortete dann mit gedämpfter Stimme: „Ich möchte lieber einen peg (Brandy mit Sodawasser) trinken.“ Ich schloß ihn in mein Zimmer ein, ließ ihm Kognak und Sodawasser bringen, und er trank zwei oder drei peg nach einander. Kopfschüttelnd sagte er dann: „Was soll man thun? Man muß die Vorurteile des Volkes achten . . .“

Ein anderes Zeichen des Fortschritts findet man in dem kleinen Werkchen eines Muselmannes, Khan Ahmad Schah, das in Lahore unter dem Titel Szhâr-i hacc oder Enthüllung der Wahrheit veröffentlicht wurde, und in dem die Skrupel der Muselmänner, mit Christen zu essen, bekämpft werden.

Zu allen Zeiten gab es Hindu, die sich gegen diese Vorurteile auflehnten. Die Peeralee oder Tagore von Kalkutta sind in den Augen der orthodoxen Brahmanen vollständig entartet; diese haben aber nie darnach verlangt, in den Schoß der heiligen Mutter-Kirche wieder zurückzukehren, weil sie zu stolz und

zu reich sind. Einst aber versprach ein peeralee dem Rajah Krischna Chunder Roy fünf Lac Rupien (eine Million zweimal hundertfünfzigtausend Lire), wenn er ihn mit einem Besuche, wenn auch nur von wenigen Minuten, beehren würde. Und dennoch verweigerte der Rajah trotz seiner Gelehrsamkeit und hohen Bildung diesen Besuch.

Der Babu Ramdoolal Dey, einer der reichsten Kaufleute von Kalkutta, pflegte oft über die Kasten zu lachen und fragte, indem er mit den Knöcheln seiner Finger auf seinen eisernen Geldschrank klopfte: „Hier ist meine Kaste!“ Aber auch er opferte dem Äskulap seinen Hahn, denn er verzichtete stets darauf, mit Ochsen oder anderen Tieren zu handeln, und erlitt so freiwillig einen jährlichen Verlust von vielleicht vierzigtausend Rupien. Heute aber schlägt wohl kein Babu Kommissionen oder Handel mit Häuten von Ochsen oder anderen heiligen Tieren aus.

Noch eine letzte Anekdote, die das Bild von den heutigen Kasten in Indien vervollständigen wird. Der Babu Ram Gopal Ghose, einer der ausgezeichnetsten und reichsten Kaufleute von Kalkutta, der vor kurzem gestorben ist, besaß eine prächtige Villa in Bagati bei Tribang, ungefähr hundert Meilen östlich von der Hauptstadt gelegen. Dort lebte seine Mutter, eine alte, bigotte Frau, deren religiöse Gefühle der Sohn aber mit kindlicher Zärtlichkeit achtete. In jedem Jahre pflegte die gute Frau am Durga Poojah, einem Feste, das wir später noch beschreiben werden, durch ihre Diener die gewöhnliche noybidhi, Reis, Obst und süßes Backwerk, unter die Brahmanen der Nachbarschaft verteilen zu lassen. Aber siehe da! eines Tages verweigern sämtliche Priester die Annahme und senden die Gaben mit der Bemerkung zurück, daß Ram Gopal Ghose kein Hindu wäre, weil er keinen Glauben mehr an ihre Religion hätte. Die gute Alte begann zu weinen und gab sich der grausamsten Verzweiflung hin. Diese Weigerung bedeutete, daß sie entehrt sei, daß sie ihre Kaste verlieren werde. Ram Gopal, der eine gute englische Erziehung genossen hatte und seine Pappenheimer kannte, tröstete seine Mutter,

und sandte ihnen die ausgeschlagenen Geschenke von neuem zu, indem er dem Gebäck und dem Reis fünf Rupien für jeden Brahmanen hinzufügte. Die Versuchung (wie Bose sagt) war zu groß, als daß die braven Priester hätten widerstehen können, und so wurden die Geschenke mit offenen Armen in Empfang genommen und jede Gefahr der Exkommunikation abgewendet.

Bose hat wohl recht, wenn er sagt: „Von welcher Seite man die Kasten auch beleuchten mag, sei es von der religiösen, moralischen oder sozialen Seite, immer muß man zugeben, daß das System anormal und nur geeignet ist, die Unwissenheit und den Verfall der Rassen zu befördern.“ Und weiter: „Sobald die orthodoxen Häupter der Hindu-Familie verschwunden sind, wird der Wahlspruch der werdenden Generation sein: Möge die Kaste mit allen ihren ungeheuerlichen Übeln zu Grunde gehen!“*) Es scheint aber, daß der arme Bose zu kühn und zu optimistisch war, denn mir wird eben mitgeteilt, daß er sein Buch selbst aus dem Handel zurückgezogen habe, weil es unter seinen Landsleuten eine übermäßige Entrüstung hervorgerufen habe.

Die verschiedenen Arten und Weisen, durch welche man seine Kaste verlieren kann, sind folgende: Das Aufgeben der Hindu-Religion, Reisen in fremden Ländern, weil man dadurch gezwungen wird, verbotene Speisen zu essen, das Genießen von Speisen, welche ein Koch von niederer Kaste bereitet, oder das Essen von verbotenen Speisen, bei der Frau die Sünde der freien Liebe, die Liebe zu einer Frau aus niederer Kaste oder zu einer Ausländerin, die Übertretung der in den shastras vorgeschriebenen Riten.“

Ich will diese karge Studie über die Kasten mit einigen Bemerkungen über die Brahmanen enden.

* * *

Der Ruhm von ihrem Wissen und ihrer Strenge machte auch auf Alexander den Großen einen mächtigen Eindruck. Einer

*) Shib Chunder Bose. In dem schon zitierten Werke, Seite 179.

von ihnen, der Brahmane Kalanos, ließ sich trotz der Vorwürfe seiner Kollegen verführen, in den Dienst des Eroberers zu treten. Als er in Persien erkrankte, entschloß er sich, seine Sünde durch einen glorreichen Tod zu sühnen. Vergebens überschüttete Alexander ihn mit Juwelen und versprach ihm unsterbliche Ehren, er verteilte die königlichen Geschenke unter die Anwesenden, und mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, seine indischen Lieder singend, stieg er unerschrocken auf einen Scheiterhaufen, den er sich selbst hatte aufrichten lassen.

* * *

Obgleich die Kshatriya oft mit den Brahmanen um die Vorherrschaft rangen, so gelang es diesen letzteren doch, die erste Stelle definitiv einzunehmen, die sie auch noch nach so vielem Wechsel der Zeiten und so vielen aufeinanderfolgenden Regierungen behaupten.

Einst waren die Brahmanen allmächtig. In Benares war es ein sehr gewöhnlicher Anblick, sie mit Gift und mit einem Dolch vor der Thür ihres Hauses zu sehen, wo sie drohten sich zu ermorden, wenn man ihnen Gewalt anthäte. Dies Mittel wendeten sie an, um einen Prozeß zu gewinnen, oder um etwas zu erlangen, was sie auf andere Weise nicht erreichen konnten. Sie drohten Hungers zu sterben, wenn sie ihre Absicht nicht verwirklichten. Das nannte man *im dharna sitzen*. Auch die Frauen greifen zu diesen eigentümlichen Mitteln moralischer Gewalt.

Ihre Kraft besteht darin, daß sie die ersten sind, welche den von ihnen aufgestellten Gesetzen gehorchen, und daß sie allen übrigen sozialen Klassen als Beispiel dienen. Die Moral kann auch ohne Religion existieren, aber sie ist die wichtigste und mächtigste Verbündete derselben, und wenn der Priester eine Moral lehrt, die er zuerst auch verletzt, so entsteht daraus ein schmerzlicher Kontrast, der die Religion aus ihren Grundvesten hebt. Dann haben wir die Reform oder die Auflehnung gegen den Glauben.

Keine Priesterschaft hat strengere Vorschriften. Schon seit den ältesten Zeiten wurde das Leben des Brahmanen in vier Abschnitte geteilt.

Sobald er aus der Kindheit heraustritt, wird er durch die auf seine Haut gelegte Schnur mit seinem heiligen Charakter bekleidet.*) Dann beginnt der religiöse Unterricht und der Neophyt lernt die heiligen Schriften, dient dem Lehrer und unterhält das heilige, nie verlöschende Feuer.

Sind die langen Studien beendet, so tritt der Brahmane in ein anderes Stadium, er nimmt eine Frau und arbeitet, um seine Familie zu erhalten und ihr Wohlstand zu erwerben.

Darauf zieht er sich in den Urwald zurück, um die dritte Periode durchzumachen, nährt sich von Wurzeln und Obst, denkt nach und betet.

Endlich wird er asketischer Bettler, und indem er jeder Bequemlichkeit, jeder irdischen Freude entsagt, strebt er nach dem höchsten Ziel, sich nämlich mit der Gottheit zu vereinigen. Er lebt nur von dem, was man ihm gibt, aber er bettelt um nichts

*) Diese heilige Schnur, welche sich von der linken bis zur rechten Hüfte herabzieht, heißt im Sanskrit upavita, im Bengali paita. Sie ist aus drei Baumwollflechten gemacht, die jede aus sehr vielen Fäden besteht. Sie stellen die Trimurti dar, und bei der Ehe werden sie zu dreimal drei, das heißt neun getragen.

Die Baumwolle, welche zu den paita genommen wird, muß von Brahmanenhänden gesammelt, und von Brahmanen gesponnen und gewebt sein. Die Investitur mit der paita ist eine sehr heilige, feierliche und kostbare Zeremonie und darum wird meist eine Kollekte veranstaltet, um die Ausgaben bestreiten zu können.

Außer der Paita tragen die Brahmanen des Nordens auf der Stirn eine senkrechte Linie, die mit Sandelholzfarbe gemalt ist. Die Anhänger Wishnus tragen drei senkrechte, aber an der Nasenwurzel convergierende Linien, welche den Dreizack darstellen. Die mittlere Linie ist rot oder gelb, die andern beiden weiß, und da sie mit einer Art von Kreide, nama genannt, gemalt werden, so dient das Wort auch dazu, die Figur damit zu bezeichnen.

Die Anhänger Shiwas tragen einen kleinen Lingam.

und hält sich nur einen Tag in jedem Dorfe auf. Er trinkt keine spirituösen Getränke, berührt keine Frau und bezähmt jeden Wunsch. Er ist dem alten Wahlspruch treu: „Was ist diese Welt? Der Zweig eines Baumes, auf dem der Vogel eine Nacht hindurch sich niederläßt, um am folgenden Morgen davonzufliegen.“

Dies ist der äußere Teil, aber darin liegt auch ein Kern, ein fruchtbares Samenkorn.

Die Brahmanen waren es, welche Indien eine edle Sprache und eine herrliche Litteratur gegeben haben. Jahrhunderte lang sind sie nicht nur Priester und Philosophen, sondern Gesetzgeber, Verwalter, Männer der Wissenschaft und die Dichter ihrer Rasse gewesen.

Wilson, der den größten Teil seines Lebens in Indien zugebracht hat, hinterließ ein posthumes Werk über die Kasten in zwei Bänden, in dem er nur die Brahmanen studiert hat, und das Werk erregt einem Schwindel, wenn man die ungeheure Zahl der Unterabteilungen der Kasten sieht.*)

Einige Ziffern werden genügen.

Die Sarasvata-Brahminen, die in Lahore, im Pendschab u. s. w. leben, werden in viele Kasten geteilt, fünfzig hohe und hundertzweiundsiebzig niedere. Und diese sind nur in einigen Gegenden.

Die Kulina-Brahmanen, die von allen Seiten begehrt werden, heiraten eine ungeheure Zahl von Frauen aus den hohen Kasten, um die Freunde zufrieden zu stellen, und aus den niederen, weil es ihnen Vergnügen macht oder ihr Interesse es erheischt. Es gibt einige unter ihnen, die hundertundzwanzig Frauen über die Ebene von Bengalen zerstreut besitzen und die sie auf ihren Wanderungen der Reihe nach besuchen. Bei jeder neuen Ehe bekommt der glückliche Pascha wieder Geschenke, die bei jedem Besuche erneuert werden.

* * *

*) Wilson. S. 127.

In Kaschmir sind die untergeordneten Kasten alle Muselmänner, obgleich sie ethnologisch Hindu sind. Auch ist dort nur noch eine andere Kaste, nämlich die Brahmanen oder wie sie sie nennen, die panditti. Wilson gibt einen Katalog von zweihunderteinundzwanzig und fügt dann noch zwei hinzu u. s. w.

Wie wir schon gesagt haben, sind die indischen Kasten bestimmt zu verschwinden und sie werden verschwinden.

Die Kasten werden verschwinden, aber die menschlichen Verschiedenheiten werden bleiben, die Verschiedenheit in Schönheit, Talent, Gefühl, und auf dieser Verschiedenheit werden, so lange der Fuß des Menschen noch auf dem Boden unseres Planeten einhergeht, neue Hierarchien gegründet werden, denn die Gleichheit ist die verrückteste aller Utopien der französischen und heute nur zu sehr europäischen Demokratie.

Das Ideal der Freiheit und Gerechtigkeit ist dies: Wer auf der Höhe steht, muß die Verantwortlichkeit übernehmen, so wie er die Vorrechte hat, und die Zügel der Regierung sollen in den Händen der Besten, nicht der Gewaltthätigsten, sondern der Weisesten und Gelehrtesten sein, und nicht derjenigen, welche mit dem Namen alle Rechte ohne irgend welche Pflicht geerbt haben.

Siebzehntes Kapitel.

Die Religion in Indien. — Die großen Höhen und Tiefen. — Die großen, kleinen und kleinsten Götter. — Der Fetischismus und der Volksaberglaube. — Fortschrittliche Entwickelung der indischen Religionen. — Islamitisches Aposteltum. — Protestantische und katholische Missionen. — Die Reform Brahma-sabha und die orthodoxen Bewahrer der brahmanischen Religion.

Es ist schmerzlich und demütigend, wenn man bei der Betrachtung der Religionen zugleich alle menschliche Größe und alle menschliche Scham vor Augen hat, alles, was der Mensch denken und was er beflecken kann, alles das, was er thun könnte und was er in Wirklichkeit thut. Aber wie in der Religion das Kapitol dicht neben dem Tarpejischen Felsen ist, so sehen wir, wie zum Spott fast sich dieselbe Thatsache bei allen Geschichten des Menschen wiederholt.

Das Brahmanentum entsprang dem Geiste eines großen Denkers und großen Dichters, und wenn er sich jetzt aus dem Grabe erheben würde, so würde er sagen: „Proiecisti porcis margaritas.“

Die Basis des Brahmanentums ist viel erhabener als die christliche Trinität, viel schöner als die griechische Mythologie. Sie ist eine Dreieinigkeit, welche die drei Hauptmomente des Menschenlebens und des Lebens aller Wesen personifiziert, eine Kraft, welche schafft, eine Kraft, welche bewahrt, eine Kraft, welche zerstört: Brahma, Wishnu, Siwa.

Von diesen metaphysischen Polen der Religion steigt man zur Anbetung jungfräulicher Kühe herab und zum Trinken des Wassers, in dem sich die bettelnden Brahmanen die Füße gewaschen.

Heute kennen viele Hindu Brahma nicht mehr, der übrigens, weil er ein zu erhabener Gott ist, nur einen einzigen Tempel in Indien hat.

Die Verehrung Wishnus ist viel neueren Datums als die Siwas, dessen höchste Glanzperiode mit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung zusammenfällt.

Als Bewahrer aller Dinge hat er verschiedene Formen oder Verkleidungen annehmen müssen, welche die Hindu avator oder Metamorphosen nennen. Von diesen Fleischwerdungen sind zehn allgemein bekannt, nämlich als Fisch, Schildkröte, Bär, Löwen-Mensch, Zwerg, die beiden Ramas, Krishna, Buddha und Kalki. Die ersten neun sind vorüber, die zehnte erwartet man.

In unserer Zeit werden nur Wishnu und Siwa und die mit ihnen verwandten Göttinnen verehrt. Sie haben immer menschliche Formen und verschiedene Inkarnationen oder Verwandlungen.

Die indische Mythologie ist viel tiefer, viel geheimnisvoller, viel erhabener als die griechische. Sie stützt sich auf einen Pantheismus, der Gott zur Weltseele erhebt, zur Kraft, die alles durchdringt und alles sich gleich macht. Pope drückt dies in herrlichen Versen aus, die, als sie einem weisen Brahmanen an den Ufern des Ganges vorgelesen wurden, diesen zu dem Ausspruche veranlaßten: „Gebt mir eine Kopie dieses Buches; sein Verfasser muß ein Hindu sein.“ Hier folgt eine wörtliche Übersetzung.

„Alle Dinge sind nur Teile eines bewundernswürdigen Ganzen,
„Dessen Körper die Natur ist und dessen Seele ist;
„Und wenn es sich ändert, so ist es doch immer dasselbe,
„Groß auf der Erde wie in den ätherischen Räumen,
„Das sich in der Sonne erwärmt und in der Brise erfrischt,
„Das in den Sternen dort funkelt und in der Pflanze erblüht,

„Das in jedem Leben webt, die weitesten Räume erfüllt,
„Das ungeteilt sich ergießt und unerlöschlich stets wirkt,
„Das jede Seele durchweht, unsern sterblichen Körper auch bildet,
„Ebenso voll und vollkommen im Haare wie in dem Herzen,
„Ebenso voll und vollkommen im elenden, weinenden Menschen,
„Wie in der Extase des Seraphs, der in Anbetung vergeht,
„Für ihn ist nichts hoch und nichts niedrig, nichts groß und nichts klein ist für ihn,
„Er erfüllt alles, verbindet, vereint und macht gleich."

Die Basis der brahmanischen Religion ist erhaben und rein. Hört Gott, der in den Wedas von sich selbst sagt:

„Ich gehe mit den Rudras, den Vasus, mit den Adityas, mit den Wisvadevas. Ich trage den Ozean, das Firmament und das Feuer und die beiden Asvini. Ich erhalte den Mond in der Schwebe, die Zerstörerin der Feinde, und die Sonne, die sich nennt Twashtri, Pushan oder Bhaga. Ich gebe Gedeihen dem ehrlichen Gläubigen, der den Göttern opfert, ihnen Gaben spendet und sie zufrieden stellt. Ich, die ich die Königin bin, die Spenderin des Glückes, die Besitzerin aller Wissenschaften, die erste unter allen, die Anbetung verdienen, und welche die allgegenwärtigen und alle Wesen durchdringenden Götter anbeten. Der, welcher die Speise durch meine Vermittelung genießt, so wie der, welcher durch mich sieht und atmet und hört und mich noch nicht kennt, ist verloren. Hört also den Glauben, den ich verkünde. Ihn erkläre ich, der ich von Göttern und Menschen angebetet werde; den ich erwähle, mache ich stark, ich mache ihn zum heiligen, weisen Brahma. Für Rudra spanne ich den Bogen, um den Dämon zu töten, den Feind Brahmas; für das Volk führe ich Krieg mit seinen Feinden und nehme Himmel und Erde ein. In meinem Haupte trug ich den Vater dieses Universalgeistes, und mein Ursprung ist im Mittelpunkte des Ozeans und darum durchdringe ich alle Wesen und berühre diesen Himmel mit meiner Gestalt. Wie ein Hauch gehe ich vorüber und bringe alle Wesen

hervor, ich bin über diesem Himmel, jenseits dieser Erde und allein was groß ist, und das bin ich."

Das Paradies Indras wird folgendermaßen beschrieben:

„Alle Säulen, fast wie wenn sie die Schönheit des Firmaments nachahmen wollten, sind von Diamanten, und der Palast ist von reinem Golde. Dann ist alles mit Edelsteinen aller Art, mit Jaspis, Opal, Chrysolith, Topas, Saphir und Smaragden reich geschmückt, so daß ihr Glanz den der vereinigten zwölf Sonnen besiegt. Wälder sind darin und blühende Gärten. Dort leben die Guten und Weisen unter Musik und Tanz, Gesang und aller Art von Vergnügungen."

Die Hindu beten die Elemente und besonders das Wasser an.

Das Wasser wird von den Hindu mehr verehrt als alle übrigen Elemente.

Ich gebe hier ein Gebet wieder, das der Brahmane an das Wasser richtet, nachdem er sich im Ganges gebadet hat:

„O Du Wasser! da Du die Freude gibst, so sichere uns auch die gegenwärtige Glückseligkeit und den bezaubernden Anblick des letzten Tages. Gleich einer zärtlichen Mutter laß uns an Deinem glücklichen Wesen teilnehmen. Wir wollen mit Deiner Essenz zufrieden sein, mit der Du das Universum befriedigst. O Du Wasser! sei uns Bürge dafür!"

Sie verehren die Gestirne und unendlichen Dinge.

Siwa wird besonders unter der Form des Lingam verehrt. In Benares sieht man nichts als Lingam.*)

Die untergeordneten Götter zählen nach tausenden und hunderttausenden.

---

*) Vielfach wurde die Schlange in Indien in ihren Beziehungen zum Siwa-Kultus studiert, aber man darf nicht vergessen, daß sie oft nur ein Element der Ornamentation ist, wie Rivett Carnac sehr richtig bemerkt. The Snake Symbol in India, specially in connection with the worship of Siva. Proceed. of the Asiatic Society of Bengal. 1879. N. 3. p. 80. Fergusson. Tree and Serpent Worship.

Die berühmtesten sind Kamadeva, der Gott des Lebens, und Krishna Kamadeva, der Sohn Brahmas, der unter der Gestalt eines schönen Jünglings dargestellt wird, und in seinen Händen einen Bogen und einen mit Blumen geschmückten Pfeil hält. Er ist immer von seiner Gattin Rati, der Göttin des Vergnügens, von Kolibris und Zephiren begleitet. Er geht immer durch die drei Welten spazieren, plaudert mit seiner Mutter und mit seiner Frau in Gärten und Tempeln, oder reitet bei Mondschein auf einem Papagei spazieren und Nymphen oder Bajaderen, die immer sein Banner, einen Fisch im roten Felde, tragen, folgen ihm.

* * *

Wenn es auch nur wenige höhere Götter gibt, so sind doch die Gegenstände der Anbetung zahllos.

Zu gewissen Zeiten des Jahres wird auch der Brahmane von seiner Frau angebetet. Die Töchter der Brahmanen unter acht Jahren werden als Formen und Gestalten der Göttin Bhavani angebetet. Auch die Frauen von Brahmanen werden von andern Männern angebetet, die sie in ihre Häuser kommen lassen und ihnen, nachdem sie Lobeshymnen gesungen, kostbare Geschenke machen. Es scheint auch, daß man bei gewissen Gelegenheiten selbst eine nackte Frau als die Repräsentantin der Göttin Bhavani anbetet.

Auch Tiere als Symbole der Götter, Pflanzen, Bücher und Steine, salagrama genannt, werden angebetet. Diese letzteren findet man in der Nähe des Flusses Gundhak und sie enthalten fossile Ammoniten, das Bild Wishnus.

An den Kultus der Götter knüpft sich immer ein niederer Aberglaube, der gewissermaßen das kleine Geld der Religion ist.

* * *

Um Reisen zu unternehmen, gibt es glückliche und unglückliche Tage. Es ist von übler Vorbedeutung, wenn man bei der Abreise ein leeres Gefäß sieht, oder mit dem Kopf gegen einen

Gegenstand stößt, oder zurückgerufen wird, oder eine Eidechse oder jemand, der niest, sieht. Es ist unheilbringend, wenn man am Morgen als erste Person einem elenden Menschen begegnet.

Von guter Vorbedeutung bei der Abreise ist es, wenn man einen Toten, ein mit Wasser gefülltes Gefäß oder zur Linken einen Schakal oder zur Rechten einen Brahmanen, einen Hirsch oder eine Kuh sieht.

Wenn zwei Dörfer sich gegenseitig ein Stück Land streitig machen, und es kein anderes Mittel, die Frage des Eigentumsrechts zu lösen, gibt, so wählt man mehrere Männer aus den beiden streitenden Parteien und stellt sie, mit einem Beine in die Erde gegraben, auf. Dort bleiben sie so lange, bis keiner mehr da ist, um Freiheit zu verlangen. Diese Bitte entscheidet den Sieg zu gunsten derjenigen, welche bei dieser merkwürdigen Folterqual am längsten Widerstand geleistet haben.

Wenn nur eine einzige Zuckerrohrpflanze zur Blüte kommt, so bringt es dem Eigentümer und seiner ganzen Familie schweres Unglück.

Fast alle glauben an die Wirksamkeit der Talismane und Amulete und vielen Edelsteinen werden bestimmte Kräfte zugeschrieben.

Um die niedrigste Grenze der Hindu-Religion zu bezeichnen, muß ich mit wenigen Strichen eine Skizze von den antarjali, adhorpunt und fakir entwerfen.

Antarjali oder Untertauchen ist der Überrest einer abscheulichen indischen Sitte, die darin besteht, den Tod der Sterbenden zu beschleunigen, indem man sie in den Wellen eines Flusses ertränkt.

Am 20. Mai 1875 wurde in Kalkutta ein zur Weberkaste gehöriger Mann von hohem Wuchse, welcher dem Tode nahe schien, auf einer Bahre in Prozession einhergetragen. Sein Kopf schwankte hin und her und seine zitternden Hände suchten seine Augen vor den versengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Sein Sohn bemerkte diese Bewegung und verschaffte ihm mit einem

Sonnenschirm Schatten. Als sie am Flusse angelangt waren, wurde er am Ufer niedergesetzt und man erwartete seinen Tod. Er verlangte zu trinken und man gab ihm Milch, dann blieb er zwei Tage dort, ohne sich zum Sterben zu entschließen. Darauf wurde der Sterbende weiter stromauf getragen und bis an die Brust ins Wasser getaucht, bis er gestorben war.

In demselben Jahre wurde in Allahabad eine sterbende alte Frau an den Ufern des Ganges verlassen. Die anwesenden Töchter wußten nicht was sie thun sollten, da die Mama gar nicht sterben wollte. Unter den Umstehenden rieten einige zur Leichenverbrennung ante mortem, andere zum Begräbnis, als dem billigeren Mittel. Nachdem sie lange und vergebens gewartet hatten, wollten sie die arme Frau wieder in ihr heimatliches Dorf zurückbringen, aber der Zug weigerte sich eine Sterbende aufzunehmen. Da packten sie diese recht gut ein und schickten sie als Gepäck nach Hause.

* *
*

Die niedrigsten Repräsentanten der Religion findet man an den Thoren von Benares. Es sind die Fakire aghorpunt, die ekelhaftesten Vertreter des Pessimismus. Sie sind ganz nackt und tragen einen Schädel in den Händen, dessen Augen, Fleisch und Gehirn sie selbst gegessen haben. Aus diesem trinken sie mit derselben Gleichgültigkeit Milch, Wasser oder Branntwein. Sie sagen, daß ihnen alles auf dieser Welt gleich sei, und empfangen mit derselben Gleichgültigkeit eine Ohrfeige oder einen Segensspruch.

* *
*

Die Fakire foltern sich auf hunderterlei Weise. Sie lassen sich die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohren und bei dem Tempel von Chiusurah lagen die Anhänger dieser Folter in langen Reihen und warteten auf einen Schmied, einen Spezialisten, der diese Operation sehr gut und zu einem billigen Preise ausführte.

Sehr verdienstvoll ist das Spazierengehen mit trockenen Erbsen in den Schuhen. Fakire, die vom Beharren in derselben Stellung gelenklahm wurden, sind sehr häufig. Andere sieht man, deren Schuhe an die Füße genagelt sind. Wieder andere lassen sich an Haken, die in das Fleisch geschlagen sind, aufhängen.

Man hat Fakire gesehen, die in den heißesten Sommertagen, auf einem Beine stehend, sich rings um sie her vier große Feuer anzünden ließen und dort blieben, die Blicke fest auf die Sonne gerichtet, ohne mit den Wimpern zu zucken; dann blieben sie drei Stunden lang mit dem Kopfe nach unten und den Beinen in der Luft, worauf sie sich wieder niedersetzten und den ganzen Tag im Feuer verharrten.

Andere lassen sich bis an den Hals eingraben und lassen nur ein kleines Loch frei, um atmen zu können, oder sie ketten sich ihr ganzes Leben lang mit einem Fuße an einen Baum.

* * *

Die Religion in Indien befindet sich in einer tiefen, ausgedehnten und dauernden Entwickelung. Der äußere Schein wird noch lange bewahrt bleiben, aber eines schönen Tages wird das ganze Gebäude zusammenstürzen, wie ein altes, wurmstichiges, zerbröckeltes Haus.

Die Hindu-Religion wird vom Islam, vom Christentum, von der Reform und mehr als alles von der allgemeinen Apathie bekämpft. Der Fanatiker gibt es nur noch wenige und unter diesen wenigen haben nur wenige wahren Glauben.

Der Islam ist ganz dazu geeignet, sich in Indien auszubreiten und unausgesetzte Fortschritte zu machen. Man glaubt, daß sich die Frauen demselben widersetzen, und doch waren es gerade die Frauen, welche vor kurzem in Sind in Massen zum Islam übergetreten sind.

Auch die Muselmänner Indiens sind in unzählige Sekten geschieden. Da sind die Sunniten oder Sunnis, welche sich für rechtgläubig halten, die xhias oder Schiiten, die man für

Dissenter erklärt, und die Wahâbi oder Vaabiten, welche die radikalen Muselmänner sind. Die gebildetsten unter ihnen leben aber in guter Harmonie, obwohl sie zu verschiedenen Sekten gehören.

In Utacamund habe ich einen jungen Muselmann kennen gelernt, dem es widerstrebte, in mein Zimmer einzutreten, weil Hindu-Idole darin waren, die ich für mein Museum in Florenz sammelte. Als er erst vertrauter mit mir geworden war, überhäufte er die armen unschuldigen, auf Papier gezeichneten oder in Holz modellierten Gottheiten mit den unglaublichsten Schimpfwörtern.

Vor wenig mehr als sechzig Jahren haben die englischen Missionäre ihre Predigten angefangen, und im Jahre 1871 sagte Garcin de Tassy, daß schon siebenundachtzigtausend Eingeborene zur anglikanischen Kirche gehörten und unter ihnen Personen aus den besten Ständen.

Heute berechnet Richard Temple die zum Christentum bekehrten Indier auf vierhunderttausend, und zu diesen kommen noch alle eingeborenen Kinder, welche die Schulen der Missionäre besuchen und indirekt zum christlichen Unterricht verpflichtet werden. Dies könnte die vorige Ziffer bis auf fünf- oder sechsmalhunderttausend Seelen erhöhen.*) Alle christlichen Missionen zusammengenommen geben in Indien jährlich dreihunderttausend Pf. Sterling aus, aber nicht alle Engländer sind von der Nützlichkeit dieser Ausgabe überzeugt, und so herrschen darüber die verschiedensten Ansichten. Nach einigen soll das Christentum Indien und die Indier wieder zum neuen Leben erwecken, und sie mit Gewalt auf den Pfad eines neuen Bürgerstandes und künftigen Glanzes führen. Nach anderen ist der Glaube, daß die Indier, wenn sie erst Ochsenfleisch essen und zu dem fleischgewordenen Gottessohne beten, ein moralischeres und bürgerlich stärkeres Volk werden würden, eine heilige Täuschung.

Ich glaube, daß diese beiden entgegengesetzten Meinungen

*) Mitra. Journal of the National Indian association. Jan. 1874.

erklärlich sind, je nachdem man die eine oder die andere Klasse der zum Christentum Bekehrten hört. Manche Hindu nehmen den christlichen Glauben aus erhabenen Gründen der Moral und des Fortschritts an, weil sie überzeugt sind, daß das Brahmanentum mit der europäischen Zivilisation nicht gleichen Schritt halten kann. An diese wendet sich wahrscheinlich jener moderne indische Dichter, der vor kurzem in einem schönen Gedichte „Die Klagen eines Inders“ folgendermaßen schrieb:

„Erhebe Dich, mein Vaterland! Wach auf aus Deinem Schlafe! Nimm liebevoll die leuchtenden Lehren des Westens an und denk' an Deinen alten Ruhm! Mögen die glänzenden Strahlen der geistigen Wissenschaft die Finsternis der Unwissenheit zerstreuen, der wahre Glaube in Deinem Herzen erstehen, und die Idole sich fern von Dir halten.“

Anderseits habe ich im südlichen Indien sehr viele christliche Hindu gefunden, deren unglaubliche Unwissenheit und geringer moralischer Gehalt mich überzeugten, daß ihre Bekehrung nur dem Wunsche Rindfleisch zu essen entsprungen war, und weil sie kleine Geschenke von den Missionären erhalten hatten und noch erhielten.*)

Diese letzteren sind gewöhnlich sehr unterrichtet, sehr intelligent und von erprobter Moralität, und vielen verdanken Wissenschaft und Litteratur große Fortschritte. Ich brauche nur die folgenden hochgeschätzten Namen zu nennen: French, Sargent, Caldwell, Speechly, die Bischöfe waren. William, Smith, Lupolt, Thomas, Bailey, Baker, Pfander, Welland, Hugues, Clarke, James Long, Vaughan, Mullens, Shewing, Wanger, Alexander Duff, John Wilson, Hislop, Nesbit, Anderson, Murray-Mitchell u. A.

Auch die katholische Kirche hat, wie Temple sagt, in Indien

*) Auf der Küste Malabar liegen sehr blühende deutsche Missionen, an denen sehr unterrichtete liebenswürdige Damen sich beteiligen. In jener Gegend herrschte früher eine Religion der Dämonen, die sich nach der Einwanderung der Arier in den niedersten Volksschichten erhalten hat.

eine starke Lebensfähigkeit und übt ihre apostolische Mission in allen drei Präsidentschaften Kalkutta, Madras und Bombay. Es gibt dort Erzbischöfe, Bischöfe und apostolische Vikare und eine zahlreiche Phalanx von Priestern, Mönchen und Nonnen, die Frankreich, Deutschland, Belgien, Holland, die Schweiz, Italien und Portugal vertreten. In geringerer Anzahl sind katholische Missionäre aus England und Irland gekommen. Temple sagt, daß die beiden dem heiligen Xaver gewidmeten Kollegien, das eine in Kalkutta, das andere in Bombay, zu den besten Erziehungsinstituten Indiens gehören.

* * *

In dem weiten, ausgedehnten Kaiserreiche fehlt es auch nicht an Reformatoren, welche die Hindu-Religion ändern möchten, indem sie dieselbe in vielfacher Beziehung mit dem Christentum in Übereinstimmung zu bringen suchen.

Brahma samây oder sabha ist eine neuere Sekte, welche diese Absicht hat und von dem berühmten Râm Râė im Jahre 1830 gegründet wurde. Einige wollten dieser neuen Religion einen universalen Charakter geben und eine monotheistische Religion daraus machen. Im Jahre 1870 und 1871 hielt der Babu Partab Chandar zu diesem Zwecke eine Vorlesung in Madras und sagte nnter anderem:

„Obgleich es viele Religionen gibt, so existieren doch nichtsdestoweniger gewisse Prinzipien, die mehr oder weniger allgemein anerkannt sind, wie die Väterlichkeit Gottes und die Brüderlichkeit aller Menschen, die Unterwerfung des Menschen unter Gottes Befehle und der Glaube an ein zukünftiges Leben. Eine auf diese Prinzien gegründete Universal-Religion ist daher möglich."

Dieser Sekte Brahma sabha, welche die Reform repräsentiert, steht die Gesellschaft Dharma sabha oder Vereinigung des orthodoxen Gesetzes gegenüber, welche gegen die Reform reagiert.

Hier möge ein beredter Schrei der orthodoxen Entrüstung,

folgen, welcher in Haris Chandra's Magazine gegen die rationalistische Bewegung der Brahmaisten ausgestoßen wurde:

„Unsere Religion, die alle Religionen überragt, die keine Rivalen auf Erden hat, wird von ihnen als Aberglaube behandelt. Jede Religion, das einzige Band der menschlichen Gesellschaft und der sie bildenden Individuen, haben sie zu Boden geworfen. Sie bekennen sich weder zum Christentum, noch zum Muhammedanismus, aber sie verachten die Hindu-Religion. Und doch scheint mir das Brahmanentum die einzige Religion zu sein, welche den Namen einer Quintessenz der vergleichenden Religionen verdient: sie nennt diejenigen, welche keine Hindu sind, nicht Ungläubige. Sie lehrt, daß ein guter Hindu im wahren Sinne des Wortes ein Christ ist, wenn er auch nicht an Christi Person glaubt. Sie ist der einzige Kultus, der uns lehrt, daß die wahre Religion bei den Alten existierte, und daß sie sogar dem Anfang der menschlichen Rasse nicht unbekannt war. Mögen die Missionäre entscheiden, ob nicht Christus sich an die Hindu wendete, als er sprach: „Viele werden von Osten kommen und mit Abraham und Isaak und Jakob in das Himmelreich aufgenommen werden."

Hier wie immer und überall ist Aktion und Reaktion, Bläue am Himmel und Schmutz auf der Erde, hier wie überall sehen wir die Religion, eine menschliche Schöpfung, die uns nur Hoffnung und Trost spenden sollte, uns den Handel mit Ablaßzetteln, die Segnung der Schweine, das Trinken von Kuhurin und das Einschlagen von Nägeln in die Fußsohle bringen.

Wahrlich niemand hat den Menschen der christlichen Traditionen besser definiert: „Eine Hand voll Erde, von einem Gott angehaucht."

Achtzehntes Kapitel.

Das häusliche Leben der Hindu. — Das Haus des Armen und des Reichen. — Der Krodaghara. — Hierarchie einer indischen Familie. — Ein Tag im Hause. — Die Diener. — Barbier, mâgadha, Wäscher, Schuhmacher und Räuber. — Spiele und häusliche Vergnügungen. — Entbindung und Wochenbett. — Das Kind in der Wiege. — Das Säugen und die Taufe. — Der erste Schulgang. — Poesie und Strafen.

Wie der Botaniker, nachdem er eine Pflanze beschrieben hat, uns sagt, wo sie wächst und unter welchen Bedingungen sie gedeiht, wie der Zoologe, nachdem er uns die Linnésche Definition einer Gattung gegeben hat, uns ihre Naturgeschichte vervollständigt, indem er uns von ihren Gewohnheiten erzählt, so müßte der Ethnologe, nachdem er uns eine Rasse oder ein Volk beschrieben, uns ein Bild des Hauses geben, in dem er lebt, denn wenn wir auch unsere Behausung nicht wie die Schnecke oder der Einsiedlerkrebs mit uns herumtragen, so gehört doch das Haus zum Menschen, wie die Psychologie zur Anatomie. Der Mensch macht sich sein eigenes Haus und macht es nach seinem Bilde, und wenn es einmal fertig wird, so übt es wiederum einen Einfluß auf die eigene Moral, die Gewohnheiten, den Geschmack und den Gedanken des Zweifüßlers, der es erbaut hat, aus.

Viele Hindu haben das Haus auf eine Null reduziert. Der Kuli hat, wenn es nicht regnet, ganz Indien zu seinem Schlafzimmer, und wo der Schlaf ihn überfällt, dort legt er sich nieder, sei es unter dem Schatten einer Tamarinde, oder der Wurzel eines Ficus religiosa, unter der Ruine eines Tempels oder in

einer Hausflur. Er wickelt sich in seinen Mantel ein, kauert sich zusammen und schläft.

Auch das Leben der Diener ist wenig von diesem verschieden. Ein indisches Gasthaus zu später Nachtstunde bietet wirklich ein merkwürdiges Schauspiel. Man glaubt bei jedem Schritte, den man in den Gängen thut, über Säcke mit Wäsche zu stolpern, und das sind ebensoviel Menschen, Brüder in Christo, die nicht im Schoße des Herrn, sondern in dem der Erde, unser aller Mutter, schlafen.

Der Landmann hat ein Haus, das sich aber oft kaum von einer Höhle unterscheidet, und in dem er so wenig Zeit wie möglich verbringt, da sich sein Leben zum größten Teil in der freien Natur vollzieht.

* * *

Das Haus des wohlhabenden Indiers trägt durchaus die hervorstechenden Charakterzüge seines Bewohners: Mißtrauen, Eifersucht und Religiosität.

Bose sagt, daß der im Hindu-Hause vorherrschende Geschmack cabined, cribbed, confined sei, genug zum Abgeschlossenen neige.

Von außen hohe Mauern und kleine Fenster, einige fast nur Schießscharten in einer Festung, innen Labyrinthe, enge Gänge, die Möglichkeit zu fliehen und überall zu verbergen, große Furcht vor Licht und Wärme, Bäder überall.

Die vom übrigen Teil des Hauses getrennte Zenana ist das Frauengemach, oder der Harem. Überall sieht man kleine Heiligenschreine, kleine Kapellchen und Idole.

In den Häusern der Hindu ist ein Krodhagara genanntes Zimmer, oder Zimmer der schlechten Laune, in das sich der vom Spleen Besessene einschließt, bis der Anfall vorüber ist. Wenn einige Zeit verstrichen ist, so macht das Familienoberhaupt dem Gefangenen einen Besuch, um ihm die Erlaubnis zur Rückkehr in die menschliche Gemeinschaft zu erteilen.

Oft ist es eine Frau, die eine Sänfte haben will, um sich an den Fluß zu begeben und dort zu baden, oder irgend ein Juwel. Es wird ihr gewährt und alles ist vorbei.

Wir wollen jetzt in das Haus selbst eindringen und sehen, wer es bewohnt und wie man lebt.

Es befindet sich darin eine Familie, die vom kartà, einem wirklichen Patriarchen, regiert wird, dem ältesten Manne, der entweder aus Gründen der Wahl, der Autorität oder des Blutes die Zügel der Gewalt in der Hand hält. Die Zahl der Regierten thut nichts zur Sache, da es ebensowohl fünf, sieben, zehn als dreißig und mehr Personen sein können.

Auf den kartà folgt in der Rangstufe und der Bedeutung nach die ghinni oder das weibliche Haupt der Kolonie. Dem ersteren liegt die allgemeine Leitung ob, er erteilt Ratschläge, verwaltet, befiehlt, die letztere besorgt die Provisionen (und in wohlhabenden Häusern ist immer für wenigstens einen Monat Vorrat), bestimmt die Stunden der Mahlzeiten, sieht, daß jeder zu essen bekommt, daß die Sitten und Gebräuche respektiert und die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt werden.

Die Unterhaltung der Frauen im Hause dreht sich immer um denselben Gegenstand, sich ihre Juwelen zu zeigen, über deren Schönheit und Wert zu diskutieren, und sich von den Besuchern bewundern zu lassen.

Bose sagt, daß sie außerdem nichts sprechen können, weil ihre Kenntnisse in bezug auf die wichtigsten Dinge äußerst spärlich sind, unsinnig und absurd. Zum Beweise erzählt er von einem Gespräche, in dem die englischen Priester und Missionäre sehr gelobt werden, weil sie ihr ganzes Leben der Erziehung und dem Unterricht widmen. Ein junges Hindu-Mädchen antwortete: „Die Erziehungsthätigkeit ist etwas sehr Gutes, wenn sie uns lehrt, Geld zu verdienen, aber warum bemühen sich denn die Paters so sehr, unsere Kinder zu bekehren und sie der Religion ihrer Eltern, denen sie ihr Leben danken, abtrünnig zu machen? Das ist nicht

gut. Die brahmanische Religion verlangt dieses Opfer nicht. Sie sollten uns alles Geld geben, um Juwelen zu kaufen."

Keine Frau kann auch nur auf einen Augenblick das Haus verlassen, ohne von dem Familienoberhaupte Erlaubnis erhalten zu haben. Keine kann den Fuß in den für die Männer bestimmten Teil des Hauses setzen, noch die Stimme so laut erheben, daß irgend ein Mann sie hören kann. Die Hindu-Frau wird im Hause des Vaters viel liberaler behandelt als in dem des Schwiegervaters, selbst nachdem sie verheiratet ist.

Eine Frau, die vielleicht schon Mutter von drei, vier Kindern ist, darf in Gegenwart der Schwiegermutter oder anderer erwachsenen männlichen oder weiblichen Gliedern der Familie, in welche sie eingetreten ist, den Mund nicht öffnen, auch nicht den Schleier abnehmen, um mit ihrem Manne zu sprechen. Die Frau eines jüngeren Sohnes darf nicht einmal mit dem Schatten eines älteren Bruders des eigenen Gatten in Berührung kommen.

In ihrer Zenana liest die Frau die Mahabharata, oder die Ramajana oder einen Roman, oder näht, spielt Karten oder lauscht kindischen Geschichten. Sie schwatzen unausgesetzt und, wie Bose sagt, nicht immer in keuscher Weise. Hyperbeln verehren sie außerordentlich und schwärmen für Phantastereien, um die Monotonie ihres täglichen Lebens zu unterbrechen.

Ist die Stunde der Mahlzeit gekommen, so essen Männer und Frauen apart auf den Boden ausgestreckt. Die Frauen essen später und zwar die Überbleibsel von der Mahlzeit ihrer Herren. Der Hindu bedient sich zum Essen nur der rechten Hand und Messer, Gabel und Löffel sind ihm ein Greuel. Teller und Tassen sind von Metall.

Es ist eine religiöse Vorschrift, daß die Frau keine Speise kosten kann, bevor sie nicht dem Manne angeboten wurde.

Ich weiß nicht, ob ich die Hindu reinlich oder unsauber nennen soll. Wenn sich jeden Augenblick waschen reinlich sein heißt, so sind sie es, denn nur das Beiwohnen einer Trauerfeierlichkeit verpflichtet sie ganz ins Wasser tauchen, und ein Bad

ist sogar schon notwendig, wenn man eine Todesnachricht erhalten hat von jemand, der vielleicht tausende von Meilen entfernt wohnte.

Aber sie waschen sich in einem schlammfarbigen Wasser, das mehr angethan scheint sie zu beschmutzen als zu reinigen.

Einst wurden Erziehung und Unterricht in der Familie und zwar von der Mutter erteilt. Sie waren vor allem religiöser und moralischer Natur, und die erste Vorschrift, die auch heute noch die Grundlage der indischen Erziehung ist, lautet: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren!“ Auch heute noch werden Mädchen selten in die Schule geschickt. Die Frauen nehmen ein Bad und wechseln zweimal des Tages, morgens und abends, die Kleider.

Ein Teil des Tages ist dem Gottesdienst geweiht. Fast in jedem wohlhabenden Hause ist ein Titular-Gott, welcher aus Stein oder Metall nach einem der Bilder Krishnas gemacht ist, der auf einem goldenen und silbernen Throne sitzt, mit dem silbernen kleinen Sonnenschirm und anderen aus Silber gefertigten Gerätschaften, die zu seinem Dienste bestimmt sind. Jeden Abend und jeden Morgen wird er von dem erblichen Purohit angebetet.

* *
*

Hier mögen einige Details aus einem Tage in der Familie folgen.

Das Erste ist das Frühstück der kleinen Kinder, die in die Schule gehen müssen.

Darauf folgt das Frühstück der jungen Männer, die ins Bureau oder an ihre Geschäfte gehen sollen. Auf kleinen Stückchen Teppich kauern sie alle auf dem Boden nieder und werden von der Mutter der Familie bedient, die nicht ißt, sondern darauf achtet, daß alle gut bedient werden.

Zu gleicher Zeit aber unterhält sie sich mit ihnen und erkundigt sich nach den Angelegenheiten des Hauses oder den äußeren

Dingen. Z. B.: „Im nächsten Monat falgun (Februar) wird die Hochzeit Sharat Shashees, der jüngsten Tochter, sein, und es wäre gut, wenn wir Ehre damit einlegen und doch wenig ausgeben würden.“

Sparsamkeit ist die erste Tugend einer indischen Frau und muß dem Hang zum Luxus, welchem die Männer fröhnen, das Gleichgewicht halten. Die gute mater familias ist auch fromm, keusch, geduldig, voller Entsagung und eine Märtyrerin der häuslichen Angelegenheiten.

Vor allem beschäftigt sie sich mit dem Glücke ihrer eigenen Kinder, und wenn zwischen Schwägerin und Schwiegertochter Streitigkeiten entstehen, so macht sie jede mögliche Anstrengung, um die Harmonie wieder herzustellen.

Sind die Söhne an ihre Beschäftigungen gegangen, so wechselt die Mutter die Kleider und zieht sich an den Ort der Anbetung, den tacurgar, zurück; sie beugt ihr Knie und betet und fleht um die Hülfe des Hauptgottes; darauf zieht sie sich von neuem um, frühstückt und genießt einer kurzen Siesta, indem sie pansupari kaut.

* * *

Um die Herren des Hauses herum bewegen sich nun die untergeordneten Gestalten der Diener.

Das Haupt von allen ist der Koch, und dieser kann männlichen oder weiblichen Geschlechts sein; aber die Küche steht trotzdem noch unter der Leitung der Frau vom Hause. Man begnügt sich mit den einfachsten Gerichten, Fisch, Gemüse, Reis; keine Eier, kein Fleisch, keine Zwiebeln, kein Knoblauch, keine Gewürze (die jedoch von den Muselmännern verwendet werden). Es gibt kein anständiges Mittagsessen oder Frühstück ohne Fisch.

In vielen Familien wird das Mittagsessen von der Herrin selbst bereitet.

Die Fische werden in einem ganz besonderen Teile des Hauses zubereitet, denn eine Witwe darf nichts berühren, was auch nur irgendwie mit dem Fische in Kontakt gekommen wäre. So können

die Witwen auch nur solche Speisen essen, die von den Händen der Brahmanen zubereitet sind. Wenn ein Mann aus der Familie Ziegenfleisch, das einzig erlaubte außer dem Opferhammelfleisch, essen möchte, so muß eine sakta-Köchin es zurechtmachen; aber hierauf muß er sich reinigen, muß die Kleider wechseln und den Körper mit einigen Tropfen Gangeswasser besprengen.

Mit Ausnahme der kleinen, noch nicht verheirateten Mädchen, deren Eltern sakta sind (Anbeter der weiblichen Gottheit), kann die indische Frau nie Fleisch essen.

* * *

Neunmal unter zehn ist die Köchin eine Witwe, die monatlich sechs bis sieben Rupien bekommt, außerdem einige annas zum l'ekadashi, dem Fasttage aller Witwen, Kokusnußöl zu den Haaren, sechs Stücke Leinwand und drei Handtücher jährlich. Am Durga Pujah bekommen sie ein Kleid.

Wenn der Koch männlichen Geschlechts ist, so ist er immer ein Brahmane. Dagegen läßt sich sehr viel einwenden....

* * *

Außer dem Koch haben wir noch den jhee, oder den Hausknecht, der den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend in unausgesetzter Bewegung ist, um die Möbel zu polieren, das Küchengerät zu scheuern, Holz zu hauen für die Küche u. s. w.

Andere Mägde sind mit der Pflege der Kinder betraut und sind fast immer den niedersten Schichten der Gesellschaft entnommen, sind keine Modelle von Tugend, im Gegenteil sagt Bose, der sie sehr gut kennen muß, daß their conduct, or rather misconduct, sometimes leads to the most unhappy results. Außer Nahrung und Kleidung bekommen sie zwei Rupien monatlich. Eine wohlhabende Familie hat wenigstens ein halbes Dutzend männlicher Diener. Sie reinigen das Haus, machen die Pfeifen zurecht und die Lampen und gehen nach dem Bazar, um einzukaufen. Sie

verdienen monatlich außer Nahrung und Kleidung drei oder vier Rupien.

Ein reicher Herr kann sich aber mit dieser beschränkten Dienerzahl nicht zufrieden geben, sondern braucht noch einen durwan (Thürhüter), einen syce (Groom), Kutscher, Gärtner, Kassierer u. s. w. Jeder hat seine bestimmte Aufgabe und keiner von ihnen kommt in direkte Berührung mit den Damen oder überhaupt den weiblichen Wesen des Hauses. Am großen Nationalfeste Durga Pujah erhält jeder von ihnen außer seinem Lohn ein Geschenk an Kleidern.

Der Khansamah ist der vertraute Lieblingsdiener des Herrn, er kennt dessen intimste Geheimnisse, bedient ihn bei seinem täglichen Bade und reibt ihn mit Kokusnußöl ein.

Untergeordnete Gestalten in diesem Bilde des häuslichen Lebens in Indien sind noch der Barbier, mâgadha, Wäscher und Schuhmacher.

Überall in Indien findet man den Barbier, auf den Märkten und Straßen der Stadt, in der Nähe der Dörfer, sogar an den Eisenbahnstationen, wo er sich selbst erbietet im Waggon zu rasieren. Mit den bloßen Füßen tritt er in das Zimmer, ohne daß man ihn hört, und hat kein anderes Werkzeug als ein Rasiermesser und ein Metallbüchschen mit Seife. Auf seinem Vorderarm schleift er das Rasiermesser und dort legt er das nieder, was er vom Gesicht fortgenommen hat. Auch in Indien ist der Barbier ein Figaro und kennt daher alle Geheimnisse des Hauses, ist der Liebesbote und allgemeine Gelegenheitsdiener. Vielleicht nur, weil ich weder hindostanisch, noch Mharatti, noch Tamil, noch irgend eine Sprache Indiens sprach, habe ich ihn sehr schweigsam gefunden.

Kein Indier, und mag er auch noch so arm sein, rasiert sich selbst oder schneidet sich selbst die Nägel. Viele reinigen sich auch nicht die Ohren selbst, und alle diese niedrigen, wenn auch notwendigen Dinge werden vom Barbier besorgt, der häufig auch Mediziner und Pharmazeut ist. Die Frauen der Barbiere können

nur für Frauen arbeiten. Die Reichen rasieren sich täglich, die der mittleren Klasse einmal wöchentlich, die Armen zweimal im Monat. Die Operation wird auf offener Straße oder unter einem Baum vollzogen.

* * *

Die Mâgadhas gehören einer besonderen Kaste an und üben eine Profession, die in Europa nicht existiert. Sie haben das Amt, die Prinzen jeden Morgen zu erwecken, melden ihnen zugleich die Tageszeit, wiederholen die Namen der Götter, deklamieren ihnen freudige Glückwünsche und besingen die Schönheit des eben beginnenden Tages. Begibt der König sich auf die Reise, so laufen sie ihm voraus und kündigen ihn in den Dörfern und Städten, welche er berühren wird, laut an.

Die Wäscher oder Rajakas kannten in vielen Teilen Indiens bis vor kurzem den Gebrauch der Seife nicht und verwendeten an ihrer Stelle mit Bananenasche gemischten Kuhurin oder Argemone mexicana und schlugen die Wäsche mit schweren Holzhämmern. Sie haben einen Ruf als vorzügliche Räuber.

Die Schuhmacher sind die verachtetsten Handwerker der indischen Gesellschaft, besonders weil sie Kuhhäute bearbeiten, und weil man sie in Verdacht hat, darum die Tötung der Kühe zu begünstigen. Sie sind oft Musiker.

In Indien könnte man fast behaupten, daß auch das Räuberhandwerk ein anerkanntes Gewerbe sei, denn die Kaste der Kalaris hat immer das erbliche Recht zum rauben zu besitzen geglaubt. Vor nicht langer Zeit noch bildeten sie eine von den Sudras verschiedene Kaste in der Provinz Madura.

* * *

Das Leben des Hindu ist so innig mit der Religion verknüpft, daß man wohl sagen kann, er wird mit der Religion geboren, wächst, lebt, ißt, trinkt, schläft und stirbt mit der Religion.

Die Hindu-Frau wird zuweilen mit dreizehn Jahren Mutter, öfter aber mit vierzehn und fünfzehn Jahren.

Nähert sich der Zeitpunkt ihrer Entbindung, so wird sie in ein besonderes sootikagur oder antoorghur genanntes Zimmer gebracht, das kein Mann betreten darf.

Man läßt ihr ein besonderes Gewand mit rotem Saum bringen und auf der Thürschwelle werden zwei Bilder der Göttin Shashtki, aus Kuhexkrementen gebildet, aufgestellt, damit sie dieselben täglich mit ihren Gaben, Reis und durva, während der vierwöchentlichen Gefangenschaft, zu welcher sie verdammt ist, verehren kann.

Bis in die neueste Zeit hinein empfingen die Frauen nur den Beistand ganz unwissender Hebeammen, da sie das größte Vertrauen in die Anrufung des Namens des Gottes Hari Krisna setzten. Darauf wird kein jhall getrunken, noch wird thap gemacht, sondern nach der Entbindung wird ein kaltes Bad genommen, die gewöhnlichen Speisen gegessen, die man vorher dem Gotte Hari dargeboten, und am dreißigsten Tage wird eine poojah (Anbetung) veranstaltet, bei welcher sehr viel süßes Backwerk den früher genannten Gottheiten geweiht wird, das später unter die Kinder und andere Personen verteilt wird.

Das, was ich eben beschrieben habe, ist die moderne Methode. Wer nach der alten Weise entbunden wird, muß sich wohl hüten, sich mit kaltem Wasser zu waschen, und muß während fünf Stunden des Tages den Körper mit warmen Sachen behandeln.

Körper und Kopf des Kindes werden mit warmem Senföl gesalbt, weil man glaubt, daß dies die beste Art und Weise sei, um es gegen alle Krankheiten zu schützen.

* * *

Die größte Angst der Wöchnerin jedoch ist nicht die vor den furchtbaren Schmerzen, sondern, ob sie einem Knaben oder einem Mädchen das Leben geben wird Wird ein Mädchen geboren, so wird ihr das große Unglück so lange wie möglich verborgen, aber

die Besinnung kehrt ihr zurück und sie vernimmt nicht den sanka dhani (Klang einer Muschel). Also hat sie ein Mädchen bekommen, also ist sie die unglücklichste der Mütter! Wenn dagegen ein Knabe geboren wird, so eilen die Musikanten von allen Seiten herbei, um das tam-tam zu spielen, der Barbier des Hauses läuft zu allen Verwandten und Freunden der Familie, um ihnen die frohe Botschaft zu verkünden und erhält Geschenke und Geld. Die Familie selbst schickt Öl, Konfekt, geronnene Milch und andere Geschenke an die Bekannten und diese senden wieder ihrerseits ihre Glückwünsche.

Die Mutter vergißt ihre Angst und ihre Schmerzen, läßt sich das Kind bringen, streichelt es mit den Händen, bedeckt es mit Küssen und fleht die Segnungen Vidhatas (des Schicksalsgottes) auf sein Haupt herab, damit es gesund und alt werde.

Am sechsten Tage nach der Entbindung wird das Bild der Göttin Shashtki dem Zimmer gegenüber, in dem das Kind geboren wurde, angebetet. Der Priester, welcher den Poojah zelebriert, bringt ihr Reis, Bananen, Zuckerwerk, Kleider, Milch u. s. w. dar, und im Zimmer der Wöchnerin legt man ein Palmblatt, eine Feder mit Tinte, die Haut einer Schlange, einen Ziegel aus einem Siwatempel, atmore und reyla, zwei Arten Früchte, etwas Wolle, Gold und Silber nieder. Alle diese Gegenstände sind notwendig, damit der Schicksalsgott dem Kinde sein Schicksal auf die Stirn schreibt.

Am achten Tage wird die Zeremonie des Autconroy oder die Verteilung von acht Arten trockener Erbsen, Reis, Zuckerwerk und kleiner Münze unter die Kinder des Hauses und der Nachbarschaft gefeiert. Am Abend desselben Tages gehen alle diese Kinder, indem sie einen Fächer bewegen, an die Thür des Zimmers des Neugeborenen und fragen, indem sie mit kleinen Stöckchen an die Thür klopfen: „Wie gehts dem kleinen Kinde?“ und man antwortet ihnen: „Laßt es in Ruhe an der Brust seiner Mutter.“

Wenn der Vater das Kind besucht, so legt er ihm eine

Goldmünze in das Händchen und segnet es. Die Verwandten thun dasselbe.

Jede reiche Familie, die selbst etwas von sich hält, hat ihren eigenen Dowyboghee oder Astrologen, der das Horoskop des Neugebornen stellt, indem er den Tag, die Stunde und den Augenblick der Geburt notiert und Prophezeiungen über sein künftiges Geschick hinzufügt. Das Horoskop wird als kostbares Dokument in der Familie aufbewahrt und wird oft befragt, um das Betragen, das Regime und die Erziehung des Kindes danach zu leiten. Das Horoskop wird auch zu Rate gezogen, um die Ehen danach zu regeln, und mehr als einmal hat es schon die Macht gehabt, eine von zwei Familien gewünschte Verbindung zu verhindern. Zum Beispiel: Der Bräutigam ist unter der Konstellation des Löwen geboren und die Gattin unter der des Lammes. Wie könnten sie miteinander leben, ohne daß das eine von dem andern zerrissen würde?

* * *

Das Stillen dauert drei oder vier Jahre und wird meist von der Mutter besorgt.

Wenn das männliche Kind sechs Monate alt ist, so wird das Unnoprassun gefeiert, das unserer Taufe entspricht. Es erhält seinen Namen und zum ersten Male läßt man es Reis essen. Lieblingsnamen sind die der Götter und Göttinnen, zuweilen gibt man den Kindern aber auch widerwärtige Namen (Nafar, Goburdhone, Ghoode, Tinurwy u. s. w.), da sie glauben, dadurch das Unglück von ihren Häuptern abzuwenden.

Das Hindu-Kind ist schön. Mit seinen großen, schwarzen Augen, seinen von Kokusnußöl glänzenden Haaren, nackt wie ein Engel vor dem Sündenfall, trägt es höchstens ein Band mit einem Talisman von Metall um den Hals, um die bösen Geister fern zu halten.

Eine große Feierlichkeit ist mit dem ersten Schulgange verbunden. Mit fünf Jahren wird er in die pastala geschickt, nachdem man Saraswati, die Göttin des Wissens, angerufen hat.

Es muß ein glücklicher Tag gewählt werden. Das Kind nimmt ein Bad, legt ein neues Gewand an und wohnt dem Ritus, der Andacht des Hauskaplans, bei. Bose widmet dem ersten Schulgange des Hindu-Kindes ein ganzes Kapitel seines äußerst interessanten Buches.

In den indischen Schulen werden sehr viele Körperstrafen angewendet, die die Lächerlichkeit mit dem physischen Schmerze verbinden. Sogar Nesseln werden gebraucht, mit denen man den Rücken des kleinen Schuldigen bearbeitet. Wahr ist es aber auch, daß in Indien die Lehrer mehr als einmal von ihren Schülern gestraft wurden.

Ein indischer Lehrer erhält in den Dörfern von jedem Schüler ein monatliches Honorar von zwei bis sechs Soldi (8—24 Pfg.). Das ist freilich nicht viel, wird aber teilweise durch Gaben an Naturalien aufgebessert. In einem jedoch stehen die Indier weit höher als wir, daß sie aus dem Tage, an dem das Kind zum ersten Male in die Schule gebracht wird, ein wahres Familienfest machen.

Wir haben die Poesie aus dem Leben verbannt, ohne daran zu denken, daß sie der menschlichste und höchste Teil des Lebens ist.

Wir haben die Poesie der Religion und die des irdischen Lebens abgeschafft. Kein Lorbeer krönt mehr die Stirn der verdienstvollen Männer, keine Linnéschen Exkursionen durch die Felder von Musik begleitet.

Aber wenn uns auch die von Simonie korrumpierte Poesie nicht mehr gefällt, so sollten wir das Leben doch nicht zu einer Eß-, Trink- und Geldmache-Maschinerie herabwürdigen. Die menschliche Natur empört sich gegen diese grausamen Amputationen, und wenn wir keine moralische, hohe Poesie, wenn wir nicht Blumenkränze winden, die der Prosa des Lebens als Rahmen dienen können, so wird das Volk das erste beste Flittergold annehmen, das ihm von den Charlatanen der Religion und Demagogie angeboten wird.

Die Wissenschaft allein genügt nicht, und die Wahrheit allein

genügt nicht, weil wir aus Vernunft und Sinnen, aus Intellekt und Liebe gemacht sind.

* * *

Die Indier sind große Liebhaber des Schachspiels und ähnlicher Spiele. Im Innern ihrer zenana erfreuen sich die Frauen auch an gewissen dramatischen Aufführungen, jatras, die früher sehr ausschweifender Natur waren, jetzt aber einen heiligen Charakter tragen. In ihren Häusern wohnen sie auch dem panchaly bei, anderen von Schauspielerinnen dargestellten dramatischen Erzeugnissen, die auch jetzt noch einen durchaus pornographischen Charakter zeigen.

Auch die Gaukler, ebenso wie die Schlangenbändiger, denen wir bereits begegnet sind, dienen dazu, den wohlhabenden Hindu und Nabobs viele müßige Stunden zu vertreiben.

Neunzehntes Kapitel.

Die Ehe in Indien. — Erster Ritus des Siwa Poojah. — Der Brata-Hari's und die folgenden Brata. — Die Ghatuck und Ghatkee oder die Heiratsvermittler. — Die der Hochzeit vorhergehenden Prüfungen. — Der Pattra oder der geschriebene Kontrakt. — Die Verbindung des Gatten. — Die erste Ehe. — Der Mala Chandan. — Das Schlafzimmer des glücklichen Paares. — Besuch des Mädchens im Hause des Schwiegervaters. — Das mit Blumen bedeckte Bett. — Rückkehr der Braut in das eigene Haus und zweiter Besuch beim Schwiegervater. — Die Zeit zwischen der ersten und der zweiten Ehe. — Zeremonie, welche der Anstand uns zu verschweigen gebietet, beim Eintreten der Pubertät der Braut. — Gefangenschaft des armen Mädchens und der Nith Kith. — Die einundzwanzig Marionetten bei der letzten und Schlußheirat. — Der Tod eines Hindu. — Transport des Sterbenden an den Fluß und der antarjal. — Die Verbrennung im allgemeinen und eine besondere, welcher der Autor beigewohnt. — Standrede gegen die intoleranten Leichenverbrenner.

So wie die Natur ihr reichstes Arsenal von Organen, Künsten, Listen, fast möchte ich sagen Kabalen bei jeder Funktion, deren Zweck es ist, das Leben auf die kommenden Generationen zu übertragen, entfaltet hat, so haben auch die Menschen für die Art und Weise, in der sie die Verbindung der Geschlechter herstellen wollen, die wunderlichsten Zeremonien, die verrücktesten Kabalen, die bizarrsten Dinge von der Welt erdacht. Man darf über diese Fruchtbarkeit der Natur in der Art und Weise der Fortpflanzung, über die unendlichen Formen der Eheschließung bei den Menschen nicht erstaunen, denn auch im Pflanzenreich sehen wir die Blumen alle ihre ästhetischen Schätze an Farbe, Form und Duft in sich

vereinen, und in der Natur ist die Reproduktion der Formen die geheimnisvollste, höchste und verwickeltste Offenbarung der Kräfte der lebenden Materie. In Indien fängt ein Mädchen schon mit fünf oder sechs Jahren, kann man sagen, an zu denken und sich mit seiner künftigen Ehe zu beschäftigen, denn sie wird schon von einer alten Frau in die vorbereitenden Riten der Bratas eingeweiht, deren Zweck es besonders ist, ihr einen guten Mann zu verschaffen und sie für ihr ganzes Leben religiös und glücklich zu machen.

Die erste Zeremonie, welche sie zu erfüllen hat, ist der Siwa Poojah. Am letzten Tage des bengalesischen Jahres muß sie zwei kleine Bildchen der Göttin Durga aus Thon verfertigen, welche sie dann in die Frucht der Feronia elephantum (dem wood-apple der Engländer) legt, mit Blättern umwickelt und anzubeten beginnt, natürlich immer erst, nachdem sie ein Bad genommen und ihre Kleider gewechselt hat. Indem sie einige Tropfen heiligen Wassers auf die Häupter der beiden Statuetten spritzt, wiederholt sie folgende Worte: „Preis und Ehre Siwa (den man für den Mustergatten hält), Preis und Ehre Siwa, Preis und Ehre Hara (ein anderer Name für Siwa), Preis und Ehre den Bujjara!" (zwei kleine, erbsenähnliche Holzkügelchen, die an dem Körper der Statuetten befestigt sind).

Dann sammelt sie sich zum Nachdenken, wiederholt dreimal dasselbe Gebet und bringt der Göttin Blumen und Blätter dar.

* * *

Hierauf folgt der Brata Haris oder Krishnas. Mit einem weißen Teig aus Sandelholz, der auf einem Messingteller liegt, werden dem Gotte die Füße bemalt, und das Mädchen legt vor dem Gotte Blumen und Sandelholzpasta nieder.

Man nimmt an, daß der Gott fragt, welches Mädchen seine Füße verehre und welche Gunst sie von ihm verlange, und sie antwortet: „Möge der König ihr Gemahl sein, möge sie schön und tugendhaft werden, möge sie Mutter von sieben weisen,

tapfern Knaben und zwei schönen Mädchen werden. Mögen ihre Schwiegertöchter fleißig und gehorsam sein, mögen ihre Schwiegersöhne durch ihre vortrefflichen Eigenschaften in der Welt glänzen, mögen Speicher und Ställe immer gefüllt sein, der erstere mit Getreide jeder Art, die letzteren mit schönen Milchkühen. Und wenn sie sterben sollte, so mögen alle, die ihr nahe stehen und sie lieben, sich eines langen glücklichen Lebens erfreuen. Und wenn es möglich ist, möge sie durch den Segen Haris auch an den Ufern des Ganges sterben und sich so den Weg zum Paradiese bereiten!"

Diese Gebete scheinen für ein fünfjähriges Mädchen zu hoch zu sein, aber die kleinen Indierinnen sind nicht auf den Kopf gefallen, denn als Bose eine von ihnen fragte, warum sie lieber Siwa zum Gatten haben möchte und nicht Krishna, antwortete sie ihm, weil der erstere ein guter Gott wäre, der sich seiner einzigen Frau Durga ganz allein gewidmet hätte, während sich der andere mit Tausenden von Gopis amüsierte.

Der dritte Brata bezieht sich auf die Anbetung der zehn Götterbilder.

Das Mädchen muß die Bilder der zehn heilig gesprochenen Menschen oder Götter mit Reisteig auf den Fußboden malen.

Bei dieser Gelegenheit wird ungefähr folgendes Gebet gesprochen: „Möge ich einen Schwiegervater bekommen, der Dasarath, dem Vater Ram Chunders, gleich ist, eine Schwiegermutter wie Kousala, die Mutter Ram Chunders, einen Gatten, der Ram Chunder gleicht; einen dayur oder Schwager wie Luchmon, der jüngere Bruder Rams, eine Mutter werden wie Shasthi, deren Söhne alle leben, wie Kundi, deren drei Söhne wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe, ihrer Frömmigkeit, ihres Mutes und ihres Heldensinnes berühmt wurden, gleich dem Ganges, dessen Wasser den Durst aller stillt, gleich der mütterlichen Erde, deren Geduld unvergleichlich ist." Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, bittet sie wie Durga mit einem zärtlichen, liebevollen Gatten gesegnet zu werden und wie Dropadi sein zu können, die berühmt

ist wegen ihres Fleißes, ihrer Religiosität, ihrer Geschicklichkeit im Kochen, und Sita gleich zu werden, deren Keuschheit und Anhänglichkeit an ihren Gatten jedes Lobes würdig sind.

Diese drei Bratas werden im Monat April veranstaltet, weil man ihn für jede Art von Ehestiftung am geeignetsten hält.

Der vierte Brata wird Sajooty Brata genannt, ein Gelübde, welches den Zweck hat ihrem Hause alle Nebenbuhlerinnen fern zu halten.

Mit der gewöhnlichen Reispasta malt das Mädchen sehr viele Dinge auf den Boden, zum Beispiel, einen blühenden Baumzweig, eine Sänfte mit einem Mann und einer Frau darin, mit der Sonne und dem Monde, den Ganges und den Dschumna mit Barken, den Tempel des Mahadeo, verschiedene Schmuckgegenstände von Gold und Edelsteinen, Häuser, Marktplätze, Gärten, Kornböden und viele andere Dinge, die alle Reichtum und Überfluß bedeuten. Dann ruft sie Mahadeo an, während eine alte Frau anfängt ihr einen Chor von Flüchen und Verwünschungen gegen Sateen oder die Rivalin, welche sie einst haben könnte, vorzusprechen, den das kleine Mädchen wiederholt. Hier mag ein Beispiel folgen:

„Möge Sateen eine Sklavin werden.“

„Möge Sateen in Schimpf und Schande fallen.“

„Möge ich den Kopf Sateens essen.“

„Möge sie krepieren u. s. w., u. s. w.“

Diese Sateen oder Rivalin ist der erste, schreckliche Inkubus jeder Hindu-Frau, schon im Alter von fünf Jahren fängt sie an sich vor ihm zu fürchten, und mit dem letzten Seufzer ihres Lebens zittert sie noch, daß sie eine Sateen haben könnte.

Es wird für höchst moralisch und höchst religiös gehalten, wenn zwei Kinder ihr Wort verpfänden, später Mann und Frau zu werden. Im allgemeinen sind die Mädchen schon mit acht oder zehn Jahren verlobte Bräute.

Ist ein Knabe siebzehn, achtzehn Jahr alt geworden, so setzen sich die Ghatuck oder Heiratsvermittler in Bewegung. Sie

sind ebensolche Lügner, Übertreiber, Schwätzer, wie jeder andere Figaro.

Zum Beispiel sagen sie von einem Mädchen: „Sie ist schön wie der volle Mond, die Symmetrie ihres Körpers ist vollkommen, ihre Zähne gleichen den Samenkörnern eines Granatapfels, ihre Stimme ist außerordentlich sanft und mild, wie die des Kuckucks, ihr Gang ist anmutig, sie spricht wie die Göttin Lacki und wird jeder Familie, die sie zu der ihren machen wird, Glück bringen."

Spricht er dagegen von einem jungen Mann, so sagt er: „Er ist schön wie Cartic (der Gott der Schönheit), sein Betragen ist das eines Gentleman, er ist rein, ohne Laster und studiert Tag und Nacht, mit einem Wort, er ist ein kostbares Juwel und ein Schmuck der Nachbarschaft."

Natürlich rechnet man bei diesen Andeutungen und Hinweisen die bezahlte Beredsamkeit der Ghatuck ab. Heute verwendet man aber mehr die weiblichen Ghatkee, und in Kalkutta sind Shibi Ghatken und Mama Badni als solche berühmt und haben hunderte und aberhunderte von Ehen geschlossen; sie haben den Vorzug vor ihren männlichen Rivalen, daß sie die zenana betreten dürfen.

Indes erkundigen sich die Eltern ihrerseits nach der Reinheit der Kaste, nach dem Vermögen und anderen wertvollen Eigenschaften der beiden künftigen Gatten. Sind die Eltern in bezug darauf zufriedengestellt, so geben sie die gegenseitige Einwilligung, nachdem der Vater des Bräutigams von dem Vater der Braut eine gewisse Zahl von Juwelen und Silber- und Gold-Schmucksachen verlangt hat.

Einige Fragen, welche dem Ghatuck von den Eltern gestellt werden, würden uns sehr eigentümlich erscheinen: „Hat der junge Mann ein gutes Examen gemacht? Welche Nummer hat er erhalten?" Und natürlich wächst bei jedem gut bestandenen Examen, bei jeder höheren Nummer, bei jedem akademischen Titel der Wert des jungen Mannes, und man verlangt von den Eltern der Braut immer mehr Juwelen. Und man geht, man kehrt zurück, man

diskutiert, weil, wie ein indisches Sprüchwort sagt, man keine Ehe beschließt, ehe nicht ein Lac Worte ausgegeben wurde.

Eine kaum anständige Ehe bei respektablen Leuten kostet zwei bis dreitausend Rupien. Der verstorbene Rajah Raikima, Babu Rambulal Bey und andere verschwendeten mehr als ein Lac Rupien für die Ehe ihrer Söhne. Bei gleichen Gelegenheiten wurden fünf und gar zehn Lac ausgegeben.

Wenn die Präliminarien des Heiratskontraktes einmal festgesetzt sind, so wird von beiden Seiten eine Person abgeschickt, um dem Bräutigam und der Braut einen Besuch zu machen. Gewöhnlich erhält die letztere den ersten Besuch. Die Freunde des jungen Mannes begleiten den Abgesandten bei diesem Besuche, und sobald sie in dem Hause des Mädchens angekommen sind, setzen sie sich in dem Vorzimmer nieder, während die junge Braut sich umkleidet. Um der Etikette zu genügen, muß sie die Gäste fünfzehn bis zwanzig Minuten warten lassen; hierauf erscheint sie von Juwelen funkelnd und von einer Kammerjungfer, der unvermeidlichen Ghatkee und den Gliedern der Familie begleitet. Allen Anwesenden macht sie dann einen großen pranam oder Verbeugung und setzt sich dann auf dem weißen Zimmerteppich nieder. Nach einem langen Stillschweigen bricht endlich der Abgesandte dasselbe, indem er das Wort an das junge Mädchen richtet, das vor der Feierlichkeit des großen Tages erzittert und erbleicht.

„Wie heißen Sie?“

„Sri Balla.“

„Wer ist derjenige, der an Ihrer Seite sitzt?“

„Mein Vater.“

„Können Sie lesen und schreiben?

„Ja.“

„Gut, so lesen Sie.“

Inzwischen ermutigt die Ghatkee die schüchterne Braut, sie hält sie aufrecht, sie rechtfertigt und verteidigt sie, wenn sie keine gute Rolle spielt, und erhebt sie bis in die Wolken, wenn sie gut erzogen und liebenswürdig ist. Nicht selten geschieht es, daß die

Ghatkee das Mädchen in allem mit der Göttin Lackee, der Göttin des Gedeihens, vergleicht. Währenddem steht die arme Mutter hinter einem Vorhange, lauscht dem Examen ihres Töchterchens und folgt mit bangem Herzklopfen allen Wechselfällen desselben.

Vor dem Ende des Besuches legt der Vater oder der Bruder des Bräutigams eine Goldmünze in die Hände der Braut als greifbaren Beweis, daß sie der neuen Familie angenehm sein wird. Dies ist der erste Besuch, der pucca dheykha d. h. bestätigender Besuch genannt wird. Alle Brahmanen, alle Ghatuck und Ghatkee und Koolin, welche bei der Zeremonie zugegen sind, erhalten ein Geschenk von zwei oder drei Rupien. Wird der Besuch in den Morgenstunden gemacht, so gibt man kein Frühstück, weil es nicht schicklich ist zu essen, bevor man gebadet und seine Gebete verrichtet hat. Wenn dagegen der pucca dheykha am Nachmittage gemacht wird, so wird ein gutes Mittagsessen serviert, bei dem das beste Obst der Jahreszeit, süße und saure Milch und die trefflichsten Süßigkeiten nicht fehlen dürfen.

Den zweiten Besuch statten die Verwandten der Braut dem jungen Bräutigam ab, und in diesem Falle begleitet sie ein gelehrter Professor, der ihn je nach seiner sozialen Stellung und bisher erhaltenen Erziehung einem ziemlich strengen Examen unterwirft. Auch hier große Furcht bei dem Kandidaten, auch hier alle Peripetien einer Prüfung, die glücklich, mittelmäßig, befriedigend oder sehr unglücklich ausfallen kann. Das Opfer aber empfängt seine vorschriftsmäßigen Goldmünzen und nimmt am Mittagsessen teil, sobald dieses stattfindet.

Sind die Besuche abgethan, so wird ein glücklicher Tag bestimmt, um den Ehekontrakt oder pattra aufzusetzen, der von einem Brahminen auf indischem Papier, mit indischer Feder (Bambusrohr) und indischer Tinte geschrieben werden muß. Ich lasse einen solchen Kontrakt in der Abschrift folgen:

„Ich, Ram Chunder Bose, verpflichte mich, meinen zweiten Sohn Gopinauth Bose mit Nobinmoney Dossee, der erstgeborenen

Tochter Issen Chunder Dutt's, der sich ebenfalls durch diesen Kontrakt verpflichtet, zu verheiraten. Die Ehe wird an einem noch näher zu bestimmenden Tage eingesegnet werden."

Hierauf folgen die Unterschriften der beiden Väter und der Zeugen und das Dokument wird zusammengerollt und mit einem roten Faden gebunden. Darauf machen sie sich tiefe Verbeugungen, heilige Muscheln werden geblasen, Geschenke gegeben u. s. w.

Bei dieser Feierlichkeit wird dann ein Mittagsessen von mindestens fünfzig bis sechzig Gedecken aufgetragen.

Während der Abfassung des Ehekontrakts wird auch der Tag zum Gátrey haridrà oder der Salbung des Bräutigams mit indischem Safran bestimmt. An dem Tage stellt sich der Verlobte, nachdem er ein Bad genommen und sich in rote Gewänder gehüllt hat, auf einen von vier Bananenpflanzen umgebenen Stein, und fünf Frauen, von denen die eine Brahminin sein muß, und deren Männer noch leben, drehen sich fünf oder sieben Mal im Kreise herum, salben den Körper mit indischem Safran und berühren seine Stirn mit heiligem Wasser, Arekanüssen, Betel, mit einem Sri aus Reisteig in Form eines Zuckerhutes und zwanzig anderen Dingen, wie verschiedene Arten von Erbsen, Reis, Gold, Silber u. s. w. Von dem Tage an muß der Verlobte immer einen silbernen Nußknacker für Arekanüsse bei sich tragen und das junge Mädchen ein Paar kajulnatha, Schächtelchen mit schwarzer Tusche, mit denen die Augenlider gefärbt werden. Die Gegenstände haben den Zweck, die bösen Geister von den Verlobten fern zu halten, und entsprechen dem Korallenhorn der Italiener gegen die jettatura (den bösen Bick).

Mit der Salbung des jungen Mannes sind die Ehezeremonien noch nicht beendet. Von neuem wird der Kalender befragt, um einen Tag von guter Vorbedeutung zu finden und das Ahibarra-bhàt oder die Vorfeier der Ehe zu begehen, die ich weiter nicht beschreiben will, da sie nur in einem Austeilen und Empfangen von Geschenken besteht, im Geben von zahlreichen Mittagsessen und der Prachtentfaltung von Kleidern und Juwelen.

Aber endlich ist der Tag der Ehe (der noch immer nicht der wahre ist) gekommen. Bräutigam und Braut können an dem feierlichen Tage nur ein wenig Milch und Obst essen, und zu denselben Fasten sind auch die Eltern der zukünftigen Gatten und die Priester der beiden Familien verdammt. Die beiden Väter müssen auch ihren Vorfahren Opfergaben darbringen und Gelübde thun für die Wohlfahrt und das Gedeihen der Familie.

Nachdem dies alles geschehen ist, nehmen die beiden Verlobten in den beiden respektiven Häusern ein Bad, und fünf Frauen, deren Männer noch am Leben sind, wie die Phrase der indischen Liturgie lautet, berühren ihre Stirnen mit den bereits früher angedeuteten Gegenständen und andere untergeordnete Zeremonien werden vollzogen, die alle nur den guten Zweck haben, den Gatten ein wolkenloses Glück zu sichern. Diese letzteren Zeremonien sind von den heiligen Büchern nicht vorgeschrieben, sondern von der frommen Phantasie der Frauen des Hauses erfunden worden. Sie schreiben zum Beispiel mit roter Tinte die Namen der einundzwanzig glücklichen Gatten hinter den Stuhl, auf dem die Braut sitzen soll, und umtanzen die Braut siebenmal. Den Namen der Göttin Durga schreiben sie auf den seidenen saree, den die Verlobte bei der Hochzeitszeremonie tragen wird, weil Siwa, der Gemahl der Durga, seine Gattin anbetete, und so fort.

Indes werden im Hause des Bräutigams wahre Berge von Carton, Feuerwerk, und vielfarbige Lampen zurechtgemacht, um die Prozession, mit welcher er sich in das Haus der Braut begeben wird, zu verschönern. Diese ist wie ein Heiligenbildchen gekleidet und Musikchöre, Männer, Frauen und Kinder begleiten sie, indem sie einen wahren Höllenlärm machen.

Der Verlobte wird auf einen mit scharlachroter Seide bedeckten Stuhl gesetzt, den drei Kissen in derselben Farbe zieren, und während man ihn begrüßt, ihn feiert und ihm Glückwünsche darbringt, hört man von allen Seiten rufen: „Tretet ein, tretet ein, meine Herren, und setzt euch . . . . Bringt Tabak, bringt Tabak, sowohl für die Brahminen, als für die Sudra.“ Dann

bringen die Kinder des Hauses, besonders die kleinen Schwäger des Bräutigams, ihm zwei Arecanüsse, die er mit dem Nußknacker, den er immer bei sich getragen hat, knacken muß. Sobald alle sitzen, lassen sich viele Kinder einander gegenüber nieder, richten auf ihren Unterricht bezügliche Fragen an einander und suchen sich gegenseitig in Verlegenheit zu setzen, um das Publikum zum Lachen zu reizen.

Wann diese Posse vorüber ist, dann erheben sich zwei oder drei Genealogen von Profession in großen Tuniken und Turbanen und in rhythmischen Reimen deklamieren sie den Stammbaum der beiden Familien, die eben im Begriff sind, mit einander in Verbindung zu treten, und mit bewunderungswürdigen Worten besingen sie die Thaten der Vorfahren und erheben sie bis in den Himmel.

Aber im Thakur dhallan oder dem Zimmer der Verehrung und Anbetung ist schon alles bereit, um die Hochzeit zu feiern. Alles ist an seiner Stelle: gestickte Teppiche, Holzschuhe und gestickte Schuhe, goldene Uhr und Kette, Diamantringe, Perlenschnüre, silberne Gefäße, Blumen, Sandelholzpasta und heiliges Wasser in kupfernen Gefäßen. Dorthin wird der Bräutigam getragen, der sein gesticktes Gewand ablegt und ein anderes ebenfalls von roter Seide überwirft, während zugleich die junge Braut aus dem Innern der Zenana auf einem Holzstuhl von zwei Dienern hereingetragen und zur Linken des jungen Mannes niedergesetzt wird.

Bose behauptet, daß in dem großen Augenblick die Erregung ihrer Seele durch den Anblick der reichen Juwelen, die in solcher Fülle zum ersten Male ihre Person schmücken, gemildert und besänftigt wird.

Der fungierende Priester legt jetzt vierzehn Blätter von dem Kraut khoosh in die Hände der Braut; dann teilt er diese in zwei Sträußchen, die er um ihre Gesichter bindet. Hierauf gießt er ein wenig Gangeswasser in die rechte Hand der Braut, während ihr Schwiegervater eine mantra oder Beschwörung murmelt,

worauf sie das Wasser wieder auf die Erde fallen läßt. Von neuem wird Wasser ausgegossen, dann saure Milch und wieder Wasser. Hierauf fordert der Priester ihn auf, seine Hand in ein Kupfergefäß zu legen, legt darauf die Hand der Braut auf dieselbe und bindet sie mit einer Blumenguirlande zusammen, indes der Schwiegervater sagt:

„Aus der Familie Goutam, die Urenkelin Ram Churn Boses, die Enkelin Bullorum Boses, die Tochter Ramsunder Boses, welche die und die Kleider, die und die Juwelen trägt. Ich, Dwarkeynath Bose, gebe Dir Oma Churn Dutt aus der Familie der Bharadaj, Urenkel des Dimonath Dutt, Enkel des Shib Churn Dutt, Sohn des Jodonauth Dutt."

Der Gatte antwortet: „Ich habe sie empfangen."

Hierauf löst der Schwiegervater die Blumenguirlande, welche die Hände der Verlobten verband, gießt heiliges Wasser auf ihre Häupter und segnet sie. Ein Stück Seidenzeug, Lajà burtur genannt, wird jetzt auf ihre Köpfe gelegt und sie werden aufgefordert, sich zum ersten Male ins Gesicht zu sehen."

Die Gatten werden nun in den innern Hof des Hauses getragen, wo alle Frauen sie erwarten, um Lärm zu machen, sie zu feiern und hundert andere kleine Zeremonien an ihnen zu vollziehen, die ich nicht beschreibe, weil sie zu unwichtig sind und ermüden würden.

Bevor noch die Zeremonie beendet ist, erscheint die Menge der Knaben aus der Nachbarschaft, um den Gramvati und den Barawari Poojah zu verlangen. Sie beginnen damit, sich in höflicher Weise an den Vater der Gattin zu wenden. Er bietet ihnen zwanzig Rupien, aber sie bestehen auf hundert. Sie fangen an zu streiten, beschimpfen sich wechselseitig, bis sie sich dahin geeinigt haben, dreißig oder vierzig Rupien zu geben und zu empfangen. Das Geld dient dazu, den Kindern ein Fest zu veranstalten, doch wird ein kleiner Teil des Geldes zurückbehalten, um den Barawari Poojah, einen heiligen Ritus, von dem ich später noch sprechen werde, zu feiern.

Als Epilog zum Hochzeitsritus muß sich der junge Gatte auf einen Stein setzen, während zwei Männer die junge Gattin auf einen Stuhl placieren, sie höher heben als das Haupt des jungen Gatten, sich dreimal mit ihr im Kreise um ihn herumbewegen und die Anwesenden fragen: „Wer von den beiden ist größer?“ Die Antwort ist immer dieselbe: „Die Gattin.“ Dann breiten die Frauen ein Tuch über die Köpfe des jungen Paares und fordern dasselbe auf, sich mit Liebe und Zärtlichkeit zu betrachten. Dieser Blick wird shuvadristi oder der glückliche Blick genannt, weil er ein Versprechen, eine gute Vorbedeutung für das künftige Glück sein soll.

Der Gatte kehrt zum Thacurdhallan oder dem Ort der Anbetung zurück und hier schließt endlich die Zeremonie, indem der Priester seine Beschwörungen wiederholt und den Göttern die letzten Opfer bringt. Hierauf werden die Priester bezahlt, und der arme Gatte kann endlich nach der Langeweile aller dieser Zeremonien und Riten frei aufatmen.

In diesem Augenblick erhebt sich nun das Oberhaupt der Familie und bittet um die Erlaubnis, die Zeremonie des Mala Chandan oder die Austeilung der mit Sandel parfümierten Kränze vorzunehmen. Dem Dullaputty oder Haupt des Geschlechts fällt die Ehre zu, den ersten Kranz zu empfangen, und diese Ehre wird in Indien so geschätzt, daß sie vererbt wird oder mit unsinnigen Summen wie bei uns die höchsten Adelstitel bezahlt wird. Der verstorbene Rajah Rajkima Bahadhur, der Babu Ram Doolal Dey, Kisto Ram Bose, Modu Mohum Dütt, Santi Ram Singh, Ram Rutton Roy und andere haben jeder einen Lac Rupien ausgegeben, um den Tittel Dullaputty zu besitzen. Sie erhielten dieselbe, indem sie einigen Koolin erster Klasse das Geld gaben, um sich mit Töchtern aus den Familien zu verheiraten, die nach dem Dullaputtiat strebten.

Ein Mittagsessen, dem fast immer eine große Menge nicht eingeladener Parasiten beiwohnt, beschließt die komplizierte, langweilige Zeremonie.

Ist die heilige Zeremonie vorüber, so müssen die armen Verlobten ihrerseits noch die Frauen des Hauses amüsieren. Wenn alle Gäste, glücklich über das gute Mittagsessen auf Kosten der jungen Gatten, sich entfernt haben, so werden sie in den Basurghur oder das Schlafzimmer des glücklichen Paares geführt. Der Gatte sucht den ihn erwartenden Verfolgungen zu entfliehen, indem er Kopfschmerzen oder Müdigkeit vorschützt, aber alles ist vergebens. Unter dem Vorwande ihn zu heilen, geben die Frauen ihm Eis und Sodawasser oder baden ihn buchstäblich in Rosenwasser oder Kölnischem Wasser, indes sie sich vorbereiten, ihn auf tausenderlei Art zu quälen. Bald setzen sie ihm die schüchterne Gattin auf die Kniee und fordern sie auf, sich anzusehen und sich verliebte Blicke zuzuwerfen, bald lassen sie ihn mit Gewalt pansupari verschlucken, welches das junge Mädchen zur Hälfte gekaut hat, dann müssen sie sich beide neben einander auf demselben Bett ausstrecken, und jeder Scherz wird mit pikanten, kleinen Geschichten oder erotischen Liedern begleitet. Dies Gebahren dauert die ganze Nacht hindurch; und wenn die jungen Gatten vielleicht viele Dinge lernen, die sie früher nicht wußten, so weiß ich nicht, welche schmeichelhafte Vorstellung sie sich von den Wonnen des Ehelebens machen sollen. Wenn der Morgen gekommen ist, so muß der arme junge Gatte all jenen unermüdlichen Lästigen, die ihn die ganze Nacht hindurch gequält haben, noch Rupien schenken.

Würde man es glauben? Am zweiten Tage hat er sich einer buchstäblichen Wiederholung aller der Hochzeitsriten vom ersten Tage zu unterziehen, nur mit dem Unterschiede, daß die Priester nicht mehr intervenieren und nur mit den Frauen allein. Dieser Ritus wird der Basso Bibàha genannt und hat, wie alle übrigen Dummheiten, den heiligen Zweck, das künftige Glück der Verlobten zu sichern und zu befestigen.

Der Kürze wegen lassen wir viele allegorische Spiele, welche die beiden jungen Gatten ausführen müssen, unerwähnt und bereiten uns endlich vor, mit der Prozession das Haus der Braut

zu verlassen. Das ist wieder ein Augenblick, in dem die Schnüre der Börse von neuem gelockert werden müssen. Der Vater der Braut muß wenigstens fünfzig Rupien als Sarjaytollani für die Schwestern des Bräutigams geben und dessen Vater muß dieselbe, wenn nicht sogar eine größere Summe als Nanadkhaymi für die Schwestern der Braut spenden. Und noch ist es damit nicht abgethan. An der Thür des Hauses erwartet sie eine ungeduldige Menge von Fakiren, Bettlern und anderen freiwilligen Gästen alle mit offenen Händen, die alle ein reichliches Almosen erwarten und schreien: Jay! Jay! (Viktoria, Viktoria), und Bar, konay, bachay thakug! (Lange lebe der Bräutigam und die Braut!)

Vor dem Fortgehen neue endlose Zeremonien, Thränen und Klagen, weil sich die Gattin von den Eltern trennt u. s. w. u. s. w. Sind die Verlobten im Hause des Gatten angekommen, so beginnen endlose Riten, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, wie wenn gar keine Zeremonie stattgefunden hätte. Ich will hier mit vieler Diskretion nur einige Einzelheiten wiedergeben.

Um sich den fortwährenden Gehorsam der Schwiegertochter zu sichern, steckt die Schwiegermutter dieser Honig in die Ohren und Zucker in den Mund, damit sie ihre Befehle immer wie ein sanftes, gehorsames Kind empfangen und ausführen möge.

Einige Frauen setzen dem jungen Gatten ein männliches Kind auf die Hüften, welches er dann seiner Verlobten bringt.

Kaum erblickt die Schwiegermutter das Gesicht der Schwiegertochter, so muß sie ihr zwei goldene Armbänder schenken. Andere Frauen der Familie geben ihr Armbänder, Ohrgehänge und andere Juwelen. All die braven Leute folgen bei dieser Veranlassung nur dem Rate Manus: „Sehet zu, daß die Frauen bei den Festen und Zeremonien immer Juwelen tragen, denn wenn die Frau nicht reich geschmückt und mit Eleganz gekleidet ist, so kann sie ihren Mann nicht erfreuen.“ „Wenn eine Frau reich geschmückt ist, so wird das ganze Haus dadurch verschönert.“

Jetzt besucht die Braut die Küche, wo außer Fleisch alle guten Gaben Gottes zu einem vortrefflichen Hochzeitsmahl oder Bowbhàt bereitet werden.

Der folgende Tag ist einer der interessantesten, denn er bezeichnet in den Hochzeitsriten die Nacht des Foolsajya oder des mit Blumen bedeckten Bettes. Gegen acht Uhr abends schickt der Vater der Braut seinem Schwiegersohn eine ganze Batterie von Geschenken, nämlich alle Arten Obst, Backwerk und Gebäck in Form von Männern, Frauen, Fischen, Vögeln, Wagen, Pferden, Elefanten, von denen jedes sechs bis zehn Pfund wiegt, süße und saure Milch, Kuchen und Konfekt jeder Art, Betel, Schmucksachen und Spielzeug, aus Reis verfertigte Zierraten, Rosenwasser und Rosenessenz, Kleider, Decken, Teppiche, Kränze und Ketten von Blumen, geschickte Schuhe u. s. w. u. s. w. Zuweilen bedarf es hundertundzwanzig bis hundertundfünfzig Diener, um alle diese Geschenke zu tragen, die, im Thàcurdallan aufgestellt und gut geordnet, von den männlichen Verwandten bewundert werden, um dann in die zenana getragen zu werden, damit auch die Frauen sich daran erfreuen können.

Die ganz mit Blumen bekränzten Gatten in reich mit Scharlach verzierten Kleidern, und Sandelpasta auf der Stirn, setzen sich neben einander nieder und werden aufgefordert, von den zum Geschenk gesandten Speisen zu kosten. Es ist Vorschrift, daß der Gatte der Gattin die Speisen anbietet und umgekehrt, und die Komplimente, die sich die jungen Gatten in ihrer natürlichen Schüchternheit machen, reizen die Anwesenden zum Lachen und belustigen sie höchlich. Wenn sie gegessen haben und der Flügel des Schlafs ihre fast noch kindlichen Augenlider leise zu schließen beginnt, so werden sie in ein Zimmer geführt, wo das für sie bereitete Bett ganz mit Blumen bestreut ist, und wo ihre Kleider von oben bis unten mit Rosenwasser besprengt werden. Sie bleiben jetzt allein, aber an den Spalten der Thüren und Fenster stehen alle Neugierigen aus dem Hause, um zu hören und zu sehen, was die beiden kindlichen Gatten sagen und thun können.

Bei Tagesanbruch öffnet der Knabe ungeduldig die Thür und das Mädchen erwartet mit noch größerer Ungeduld den palkee, der sie nach dem Hause ihrer Eltern zurückführen soll. Bevor sie das Haus verläßt, wäscht man ihr die Füße und folgender Segensspruch begleitet sie: „Könntet Ihr fortfahren, unter dem Dache Eures Schwiegervaters im Genusse des ehelichen Glücks zu leben.“

Die junge Gattin, die zwar als Jungfrau, aber nicht unschuldig nach dieser Scheinehe nach Hause zurückkehrt, wird mit wahrem Jubel empfangen. Die Mama nimmt sich den Schleier ab und sagt:

„Meine Bacha (mein Kind), meine sonarchand (goldener Mond), wo bist Du gewesen? Hat Dein Herz nicht um uns geweint? Unser Haus war durch Deine Abwesenheit ganz khakha (öde). Was haben sie von unsern dayway thowya (Geschenken) gesagt? Haben sie dieselben getadelt? Wie haben sich die Frauen gegen Dich betragen? Wie waren der Schwiegervater und die Schwiegermutter?“

Und nun zieht man der Braut die seidenen Kleider aus, und alle Männer und Frauen prüfen die ihr geschenkten Juwelen und tadeln oder loben sie und schätzen ihren Wert ab. Die kindliche Gattin kehrt dann wieder zu ihren Spielen, ihren Puppen, ihren gewohnten Näschereien zurück. Am folgenden Tage wird sie noch einmal ihren unschuldigen Beschäftigungen entrissen und in großer Gala zu einem zweiten Besuche bei ihrem Schwiegervater geführt. Dieser Besuch heißt gharbasath und hat den Zweck, ihrem Köpfchen wohl einzuprägen, daß das Haus, das sie jetzt wieder besucht, einst das ihre sein wird. Sie muß gehen und eine ganze Nacht dort zubringen, und sie weint und widerstrebt; aber sie muß gehorchen, denn ohne den gharbasath würde die Ehe nicht gültig sein und wenn sie diesen Besuch nicht innerhalb acht Tagen nach der Verbindung macht, so kann der Ritus erst ein Jahr später vollzogen werden.

Wenn sie am folgenden Tage in das väterliche Haus zurück-

gekehrt ist, so bleibt sie ruhig ein oder zwei Jahre dort und macht nur von Zeit zu Zeit einen Besuch im Hause des Schwiegervaters.

Die zweite oder eigentliche Ehe wird erst geschlossen, wenn sie das heiratsfähige Alter erreicht hat, nämlich mit zwölf oder dreizehn Jahren.

Bose sagt, daß die Zeremonien, welche sich auf dies Ereignis im Leben der Frau beziehen, so abscheulich sind, daß ihre Beschreibung eine Beleidigung der Schamhaftigkeit wäre.

In einer Anmerkung fügt er jedoch hinzu, daß die Frauen, um sich so schnell wie möglich eine Festlichkeit zu verschaffen, oft künstliche Mittel anwenden, um glauben zu machen, daß der Moment eingetreten sei, und treiben sie so zu einer Ehe, ehe sie noch Weib geworden ist. Das Eintreten der Pubertät wird durch den gewohnten Muschelklang verkündet, und der Barbier, der Haus-Merkur, teilt den Nachbarn, Verwandten und Freunden die frohe Kunde mit, indes die Frauen des Hauses sich alle zum Zeichen der Freude mit Safranwasser baden.

Während sich alle freuen, wird das arme Mädchen vier Tage lang zur Gefangenschaft verurteilt. Es ist eine dunkle, traurige Gefangenschaft und niemand darf sie berühren, denn sie ist unrein. Sie darf in dieser Zeit nur ungesalzenen Reis, Milch, Zucker, curd und Tamarinden genießen. Am Morgen des fünften Tages wird sie zu einem nahen Bad getragen, und zwar von fünf Frauen, deren Männer noch leben. Sie baden sich alle, kehren dann nach Hause zurück und werfen die Matte und alles, was sich in dem Gefängnis des armen Mädchens befand, fort. Darauf wird sie in ein anderes Zimmer gebracht, wo eine Frau aus einer niederen Kaste eine Reihe obscöner Förmlichkeiten vornimmt, die Nil Kith genannt werden, und welche Bose, der selbst Hindu ist, außerordentlich unanständig und unmoralisch nennt. In diesem Ritus ist ein Teil, der kada oder mire genannt wird. Dazu wird im Hofe eine Grube gegraben, die mit Wasser gefüllt wird und in der zwei Frauen, die einen König und eine Königin vor-

stellen, sich zu baden scheinen. Sie wechseln ihre Kleider, legen sich Strohzieraten an, essen Überbleibsel von Gemüse und Kräutern, während eine Sängerin obscöne Lieder rezitiert und noch andere viel unanständigere Dinge vorgenommen werden.

An dem Tage essen viele eingeladene Frauen im Hause zu Mittag und ziehen sich zurück, indem sie der Gattin einen schönen, starken Knaben wünschen.

Einen oder zwei Tage darauf wird der religiöse Teil der Zeremonie vollzogen, in dem aber nichts Unanständiges liegt. Der Priester liest einige Gebete, die von dem Gatten wiederholt werden; dann opfert er den Göttern und Göttinnen Shasthi, Marcando, Soorja, Soothachini, Gannesk und den neun Planeten Reis, Konfekt, Bananen, Kleider und Blumen. Die Hände der Verlobten werden ineinander gelegt, der Priester spricht einige rituale Sätze aus, und der Gatte verbirgt einen Ring in den Kleidern seiner Begleiterin. Hierauf werden einundzwanzig kleine Figuren aus Reisteig, zwanzig männliche und eine weibliche, vor ihnen aufgestellt, und der Priester gibt der Braut Zucker, Butter, Milch, Urin und Exkremente eines Kalbes zu essen und zu trinken. Dann wird ein großes Mahl hergerichtet, bei dem die Gattin nur die Überbleibsel von dem Teller ihres Gatten ißt. Die einundzwanzig Figürchen werden in das Hochzeitszimmer getragen, das von nun an die offizielle Residenz der armen Sklavin wird.

Bose, der ein großer und aufrichtiger Moralist ist, gibt den Gatten den Rat: „Jeder von euch soll die Gattin wie sich selbst lieben, und die Frau soll ihren Mann verehren.“ Aber auch ohne diesen Rat lieben sich viele indische Gatten aufrichtig und bleiben dem geschworenen Eide treu, stirbt aber die Frau, so dauert die Trauer des Gatten, und wäre die Frau noch so jung, schön und geliebt gewesen, nur einen Monat, und schon während dieses kargen Tributs der Klage werden Unterhandlungen zu einer neuen Ehe angeknüpft, wenn auch nicht von seiten des Witwers, so doch von seinem Vater und seinen Brüdern. Nichts ist uner-

träglicher in Indien als das Cölibat, nichts ist schimpflicher und verdammenswerter.

* * *

Nachdem man geboren worden ist, nachdem man sich verheiratet und Kinder in die Welt gesetzt hat, muß man sterben. Das ist die letzte und notwendige Seite des Lebens.

Kaum fühlt sich ein Hindu ernstlich krank, so schlägt er im Kalender nach, um zu sehen, welches Gestirn über seinem Haupte glänzt, und um den Hauspriester zu bitten, den religiösen Ritus, Sastyana, zu vollziehen, der die bösen Geister entfernen und den Kranken wieder herstellen soll. Morgens und abends wird gebetet, und seine Mutter oder seine Frau machen einem Gott Gelübde, indem sie ihm Geschenke versprechen und eine gewisse Summe Geldes beiseite legen, um Gott zu überzeugen, daß das Anerbieten aufrichtig und das Gelübde treulich erfüllt werden wird.

Inzwischen kommen und gehen die Verwandten und Freunde und wenn der Erkrankte reich ist, so wechseln die Besuche des Khobiraj oder einheimischen Arztes mit denen des englischen ab. Das ist ein fast sicheres Zeichen, daß die Krankheit wirklich besorgniserregend und der Tod nahe ist. Dann wird der Kranke mit großer Feierlichkeit an den Fluß getragen.

* * *

Oft aber will der Sterbende trotz dem manchmal zwei bis drei Meilen langen Transport, trotz der Stöße, der Sonne u. s. w., trotz dem Gangesschlamm, der ihm in den Mund gesteckt wird, nicht sterben, und nach langem, ungeduldigem Warten wird er wieder nach Hause getragen, nachdem man ihn noch dem antarjal oder dem Eintauchen ins Wasser ausgesetzt hat.

Wenn der Sterbende alt ist, so wird diese Rückkehr nach Hause für schimpflich und skandalös gehalten. Schlimmer ist es noch dann, wenn es sich um eine Witwe handelt. Dann ist die Auferstehung ärger als der Tod. Bose kannte eine alte Witwe,

die fünfzehnmal nach Hause zurückgebracht wurde, nachdem sie fünfzehnmal in den Ganges getaucht worden war. Nachdem sie ein Jahr lang verachtet und von aller Welt getadelt gelebt hatte, fiel es ihr ein, dem selbst schließlich ein Ende zu machen, und sie warf sich in den Fluß.

Dies erklärt den so häufigen Ausruf der alten Witwen: „Aber werde ich denn endlich sterben?“

Einst, wenn der Sterbende sehr reich war, steckte man ihm außer Gangeswasser noch Gold, Rubinen, Diamanten, Perlen in den Mund, auf seine Brust legte man tulsi-Zweige und auf die Stirn machte man ihm ein Zeichen mit einer besonderen Art von Kreide.

Heute, wie überall, fallen auch hier die alten Religionen Stück für Stück ab, die Zeremonien werden verkürzt, bis nichts mehr bleibt, wie ein Modeschriftsteller sagen würde, als eine Epiphanias ohne Inhalt.

Auf keinen Fall aber gibt es einen schlimmeren Tod als den eines Hindu. Stelle man sich ihn nur vor, wie er am Ufer eines Flusses, den Strahlen einer sengenden Sonne ausgesetzt, liegt, wie er von Zeit zu Zeit in die heiligen Wellen hinuntergetaucht wird, um den Tod zu beschleunigen, und wie ihm als Intermezzo dann in frommer, heiliger Weise eine Litanei der Götter ins Ohr gemurmelt wird, um ihn zu der großen Reise würdig vorzubereiten!

Wenn es der Natur, die oft mitleidiger ist als die Menschen, endlich gelingt, den armen Hindu wirklich und für immer sterben zu lassen, so wird er sofort an den Ort der Verbrennung getragen.

In ein Stück neuen Stoffes eingewickelt, wird er mit Butter bestrichen, und in ein neues Gefäß gießt man Wasser mit tulsi und Leinsamen, das dann über das Haupt des Verstorbenen ausgegossen wird.

Der Körper wird von den alten Schmucksachen entblößt und mit neuen geziert. Der Scheiterhaufen der Reichen besteht aus Aloe- und Sandelholz, aber auch die Armen sehen zu, daß sie

hier und da ein Stückchen Sandelholz zwischen die Scheite legen können.

Ein Brahmane sagt einige Gebete her, gießt der Leiche Butter in den Mund und einige Goldkörner in die Augen, in die Nase, Mund und Ohren.

Wenn ein Sohn vorhanden ist, so muß er den Scheiterhaufen anzünden; ist keiner da, so thut es ein naher Verwandter.

Butter und Pech wird auch auf den Scheiterhaufen gegossen. Der Körper wird in ein Stück neues Zeug eingewickelt, mit dem Gesichte nach oben, wenn es ein Mann, mit dem Gesichte nach unten, wenn es eine Frau ist, der Kopf wird nach Norden, die Füße nach Süden gewandt. Der Sohn oder sein Stellvertreter geht dreimal mit angezündetem Stroh und abgewendetem Gesicht um den Scheiterhaufen herum, berührt dann den Mund des Verstorbenen mit dem brennenden Strohwisch, worauf alle Anwesenden ebenfalls Feuer hineinwerfen.

Das Feuer dauert ungefähr zwei Stunden.

Ist die heilige Handlung vorüber, so wird der Ort, an dem der Scheiterhaufen gestanden, mit Wasser gewaschen und ein kleiner Graben gegraben, damit das Wasser des Scheiterhaufens sich mit den Fluten des Ganges vermischt. Dann wird ein Gefäß mit Wasser gefüllt, mit einem irdenen Teller geschlossen und auf diesen wirft man acht cowries. Hierauf wird das Gefäß mit einem Hackenstiel zerbrochen, das Wasser verschüttet und alle entfernen sich, indem sie „heribol!“ rufen.

Eine ältere Gesetzgebung rät folgende Gebete herzusagen:

„Thöricht ist derjenige, welcher Beständigkeit im menschlichen Leben sucht, das zerbrechlich wie der Stamm der Banane, flüchtig und vergänglich wie der Meeresschaum ist. Wenn ein aus fünf Elementen gebildeter Körper zu seinen fünf Ur-Bestandteilen zurückkehrt, um den Lohn seiner in diesem Leben vollführten Thaten zu empfangen, warum soll man ihn beklagen? Die Erde vergeht und der Ozean, selbst die Götter gehen dahin, warum sollte denn eine solche Kleinigkeit wie der sterbliche Mensch unzerstörbar sein?

Alles was niedrig ist, muß zuletzt zu Grunde gehen, alles was hoch und erhaben ist, muß zuletzt fallen, alle zusammengesetzten Körper lösen sich endlich auf und so muß auch das Leben mit dem Tode enden. Die Hände des Toten dulden nur mit Widerwillen die von seinen Gefährten vergossenen Thränen, darum seufzet nicht, sondern vollzieht mit allem Fleiß das Leichenbegängnis des Verstorbenen.“

In Indien hatte ich Gelegenheit, viele Leichenverbrennungen aus der Ferne zu beobachten, aber nur eine sah ich ganz nahe und sie erfüllte mich mit Schauder und Abscheu. Ich befand mich in Bombay und vermittelst einer Rupie Trinkgeld gelang es mir, in den muselmännischen Kirchhof einzutreten, der hinter dem Leichenverbrennungsfelde der Hindu liegt, und den die Christen nicht betreten dürfen. Als ich die Mauer, welche die beiden Leichenfelder trennt, erklettert hatte, erblickte ich drei oder vier Scheiterhaufen, von denen einer mir so nahe war, daß ich ihn mit einem Stock hätte berühren können. Es war gewiß der eines armen Mannes, denn nur wenige schlecht gekleidete Hindu hielten an dem brennenden Holzstoß Wache, und das Holz war so sparsam aufgeschichtet, daß man zwischen den einzelnen Scheiten den Körper des armen bratenden Menschen sah. Kein Splitterchen Sandelholz konnte dabei sein, denn man nahm keinen anderen Geruch als den von gebratenem Fleisch wahr. Als die Verbrennung in ein gewisses Stadium getreten war, hoben plötzlich die aus dem Körper austretenden Gase das Bein, das sich krümmte und den Fuß zwischen die glühenden Scheite steckte. Jener halb gerötete, halb verkohlte Fuß krümmte sich in sich zusammen, fast wie wenn er unter einem Anfall von wahnsinnigem Schmerze litte, die Zehen streckten sich aus und blutiger Saft troff herunter. Ich hatte nicht mehr Mut genug, noch weiteres zu sehen und eilte von dannen. Wenn ich vielleicht den traurigen Mut besessen hätte, dort zu bleiben, so hätte ich noch dem Bersten des Schädels beiwohnen können, das von einem dumpfen Geräusch, von einer Art von Detonation der aus dem Kopfe des Menschen entfesselten Gase, begleitet wird.

Trotz dieser Episode, die sich gewiß nicht oft wiederholt, ist die indische Verbrennung jedenfalls viel poetischer als unsere Destillation in eisernen Retorten, bei denen der Zug ganze Knochen auf den Weg streut, wie der Doktor Porro es gesehen hat, und wo sich Fett mit Fett und Fleisch mit Fleisch vermischt.

Nein, die Leichenverbrenner sollen nicht die Hygieine und die Zivilisation anrufen und den einen Rückschrittler nennen, der es noch vorzieht, sich langsam und geheimnisvoll im Schoße der Erde auflösen zu lassen.

Man soll nicht die Hygieine anrufen, denn ein wohlgepflegter Kirchhof ist nicht gefährlicher als ein gedüngtes Feld, und London, wo die Toten bis in die neueste Zeit hinein immer mit den Lebenden untermengt waren, ist die gesündeste Stadt Europas.

Sie sollen nicht den Fortschritt anrufen, denn in Rom war die Verbrennung lange vor dem Begräbnis, und so ist also im menschlichen Beefsteak kein Fortschritt.

Fortschritt heißt: sich mit den Lebenden beschäftigen, damit diese weniger schlecht leben und so spät wie möglich sterben.

Fortschritt ist die Duldung jeder ehrlichen Meinung, jedes individuellen Geschmacks, und wer wie ich keinen besonderen Fanatismus für die Leichenverbrennung besitzt, soll den Anhängern derselben den Geschmack, sich braten zu lassen, ruhig gönnen. Schon vor langer Zeit hat E. Sue gesagt: „Tout pardonner c'est tout comprendre.“

Zwanzigstes Kapitel.

Die Feste der Hindu. — Die allen indischen Festen gemeinsamen Charakterzüge. — Das Fest der Durga-Poojah. — Kali-Poojah. — Die Feste des Bruders und des Schwiegersohnes. — Saraswati-Poojah. — Das Torten-Fest. — Das Holi-Fest.

Schon an anderer Stelle und mit voller Hingabe habe ich die Feste, welche mir immer den Eindruck gemacht haben, als ob sich in ihnen ein großer Teil der menschlichen Psychologie wiederspiegele, einer näheren Beleuchtung unterzogen. Den Festen und der Trunkenheit habe ich sogar ein dickes Werk in zwei Bänden *) gewidmet, das viel weniger als andre meiner Arbeiten bekannt ist, weil es eben größer und in zwei Bänden ist.

Alle Feste insgesamt haben zu allen Zeiten und in allen Ländern gemeinsame und besondere Charakterzüge, auch außer dem Zweck des Festes und dem fernen Ursprung, dem sie ihre Entstehung verdanken Die gemeinsamen Charakterzüge sind menschlicher, die besonderen ethnischer Natur. Wir amüsieren uns und machen Lärm in einer vorgeschriebenen Weise, weil wir Menschen sind, und weil wir Italiener, oder Engländer, Chinesen oder Indier sind.

---

*) Mantegazza. Quadri della natura umana, Feste ed ebbrezze. Milano 1871.

Ein Fest ist ein Kranz von Freuden, mit dem der Mensch sich das Haupt schmückt, wenn er eines glücklichen Ereignisses seines Lebens, seiner Familie, oder der Nation, welcher er angehört, gedenkt; und um den Nektar des Vergnügens in reichlicherem Becher zu trinken, so lädt er andere Menschen ein, sich mit demselben Getränk zu berauschen, sich mit derselben Guirlande zu bekränzen.*)

Ich habe die Feste in Familienfeste, in soziale, kosmische, nationale und religiöse geteilt.

Im Hindostanischen herrschen die religiösen und Familienfeste vor, denn Liebe und Religion sind die beiden Saiten, welche in jener sinnlichen, mystischen Natur am stärksten vibrieren.

Da das psychische Niveau kein sehr hohes ist und der Alkohol-Rausch davon gänzlich ausgeschlossen werden muß, so scheint die hervorstechendste Farbe eines jeden indischen Festes von der Wollust gegeben zu sein, zu der sich die Leidenschaft für alles Glänzende, Leuchtende gesellt.

Der Müßiggang und die Sinnlichkeit des Hindu erregen in ihm den Wunsch, die Festlichkeiten bis ins unendliche zu vervielfachen, und eine der ersten Verpflichtungen eines Fürsten, der seine Aufgabe richtig erfaßt hat, ist die, neue Feste zu geben und die alten mit Glanz und Prunk zu feiern.

Zwei Züge sind den indischen Festen ganz besonders eigen, nämlich die lebhaft schillernden Farben aller Kleider und die außerordentliche Zahl der versammelten Menschen.

Auf uns macht es einen großen Eindruck, wenn wir uns erinnern, daß im Kolosseum siebzig bis achtzigtausend Personen saßen, daß der Zirkus des Tarquinius hundertundfünfzigtausend Menschen umfaßte und der Cäsars zweimalhundertvierzigtausend; aber in Indien waren bei den Festlichkeiten in Baroda mehrere Millionen Indier versammelt, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, um das Schauspiel jener Krönung zu genießen.

*) Schon zitiertes Werk. Bd. I. S. 203.

Die charakteristischen pathologischen Züge der indischen Feste waren, bevor sie von den Engländern beeinflußt wurden, Sinnlichkeit und Grausamkeit. Die Obscönität übertraf bei weitem die Grausamkeit, denn hier waren weder die Hekatomben von reißenden Tieren wie im römischen Zirkus, noch die in Stücke zerrissenen Gladiatoren. Die Opfer des Wagens von Dschaggernauth waren freiwillige und die Frucht des religiösen Fanatismus.

Grausam aber war das Vergiften der Kinder, welche das Publikum bei den Rama- und Sita-Festlichkeiten, die im Monat September in Allahabad gefeiert werden, durch ihre dramatischen Vorstellungen ergötzt hatten. Beim Schluß der Feste gab man ihnen mit vergiftetem Zuckerwerk den Tod in der heiligen Absicht, daß ihre Seelen von der von ihnen dargestellten Gottheit absorbiert werden würden.

Heute wird das Fest noch gefeiert, aber ohne den Tod der armen unschuldigen Kinder.

Jetzt wollen wir einen kurzen Überblick über einige der Feste, wie sie jetzt gefeiert werden, geben.

* * *

Durga-poojah ist das populärste unter den von den Hindu in Bengalen begangenen Festen. Es ist dasselbe Fest, das in den nordwestlichen Provinzen und im Zentrum dusserah genannt wird.

Es ist dem Kultus Durgas, der Gattin Siwas, geweiht. In jedem Hause wohlhabender Leute sieht man sie mit ihren drei Augen, in der rechten Hand trägt sie eine Lanze, mit der sie den Riesen Mohishasur durchbohrt, mit der linken ergreift sie den Schwanz einer großen Schlange und die Haare des Riesen, den die Schlange in die Brust beißt. Die andern Hände (und sie hat deren zehn) erhebt sie über dem Kopfe und diese umschließen verschiedene kriegerische Instrumente. Neben ihrem rechten Bein ruht ein Löwe, neben dem linken der erwähnte Riese.

Sie ist eine Göttin, welche die phantastische Rachhaftigkeit der Hindu vollständig befriedigt. Sie ist eine furchtbare Göttin, der Schrecken aller Götter, die sogar von Brahma, Vischnu und Siwa angerufen wird, und deren Heldenthaten alle zwölf Arbeiten des griechischen Herkules an Kraft, Mut und Heldensinn weit überragen.

Um nur eine Idee von der Wichtigkeit und Bedeutung dieses Festes zu geben, will ich beiläufig erwähnen, daß man berechnet hat, daß jährlich, in der Provinz Bengalen allein, ungefähr zweihundertfünfzig Millionen Lire ausgegeben werden, um Durga zu feiern.

Jeder, vom Fürsten bis zum Bauer herab, muß sich zu dieser Gelegenheit neu kleiden. Sogar die Bettler sparen das ganze Jahr hindurch, um an Durga-poojah Aufwand machen zu können.

Die Brahmanen begrüßen dieses Fest als die Zeit der reichsten Ernte, und die Händler jeder Art erwarten es ungeduldig, denn es füllt ihre Kassen Alles steigt im Preise, so daß die Bewohner der Provinz, die ruraux Indiens, die überall Menschen sind, Sorge tragen, einen Monat vor Beginn des Festes Vorräte einzukaufen.

Eitelkeit und Prachtliebe feiern bei dieser Veranlassung ihre höchsten Triumphe und lassen sogar die heiligsten Pflichten der Religion in Vergessenheit geraten, denn um die Hausgötter zu schmücken, kaufen sie geschmackvolleren Flitter und Tand, der von Engländern, von den Ochsenfressern verfertigt wurde, und die Brahmanen schließen beide Augen vor den orthodoxen Vorwürfen und parfümieren sich den Körper mit Essenzen und Ölen, die von Muselmännern zubereitet wurden.

Sogar der Abscheu vor berauschenden Getränken wird für einen Augenblick bei Seite gesetzt, und in allen Häusern wird ein aus Hanfblättern bereitetes Getränk dargeboten und getrunken, und sogar die Frauen schließen sich nicht davon aus. Ein Centesimo genügt, um fünfzig und mehr Personen Heiterkeit und Freude zu verschaffen. Wahrhaftig, billiger kann das Vergnügen nicht

erkauft werden! Andere, weniger skrupulöse verschmähen sogar nicht den Brandy und Whisky der Engländer.

* * *

Einundzwanzig Tage vor dem Feste beginnt man, sich durch einen vorbereitenden Ritus dazu zu weihen, indem Körper und Seele vermittelst Abwaschungen gereinigt werden.

Vierzehn Tage lang sieht man die Männer (Frauen sind ausgeschlossen) mit kleinen Kupfergefäßen an den Fluß gehen, und zur Hälfte des Körpers im Wasser stehend, streuen sie von Zeit zu Zeit teel-Samen auf das Wasser, beten und versinken in asketisches Nachdenken. Auch in den Mund spritzen sie sich heiliges Wasser. Sie wollen damit den Manen ihrer eigenen Vorfahren auf vierzehn Generationen zurück Opfer darbringen und für sie die Fortdauer einer seligen Ruhe erflehen.

Am letzten der zu diesem Ritus bestimmten vierzehn Tage findet eine letzte und kräftigere Anrufung der Manen statt, indem ihnen Reis, Obst, Erbsen, Stoffe und geronnene Milch dargeboten werden, welche der Priester mit einem Geldgeschenk davonträgt. Das Ganze entspricht der katholischen Seelenmesse.

Auch die Europäer nehmen die Feier dieses Gottesdienstes wahr, denn die Luft hallt von den pathetischen Noten der heiligen Muscheln, der Glocken und des Gong wieder, und in das sie begleitende Flehen mischt sich das Geheimnisvolle und Obscöne, das hier so gewöhnlich ist.

Der Wetteifer, die Bilder der häuslichen Idole reich zu schmücken, ist außerordentlich groß, und zwischen den einzelnen Familien herrscht in bezug darauf eine ausgesprochene Rivalität.

Die Brahmanen bereiten ihrerseits das Bild der Durga vor, die durch eine Banane mit zwei Früchten*), welche den Busen

---

*) Es ist jene Frucht, welche die Engländer wood-apple nennen (die Frucht der Feronia elephantum, rutacea mit dem citrus verwandt.

versinnbildlichen, dargestellt wird. Es ist mit Seide bekleidet, der Kopf mit Zinnober gefärbt. Die Reichen mieten auf fünf Tage Musiker, denen sie zwölf bis sechzehn Rupien bezahlen.

Das Idol kann nur von den Händen der Brahmanen berührt werden. Nach einigen Tagen wird es auf den Schultern von barfüßigen Brahmanen, von Musik und den Mitgliedern der Familie begleitet, an den Fluß getragen. Hier muß die Banane ein Bad nehmen, dann wird sie nach Hause zurückgebracht, wo man die Göttin wieder ins Bad führt und sie neben Ganesha aufstellt, dem ältesten Sohne Durgas, der darum auch zuerst angebetet werden muß. Indes wäscht der Priester sich die Füße und parfümiert sich den Kopf mit den wohlriechendsten Ölen.

Vor dem Saptami oder dem ersten poojah weiht der Priester die Göttin, damit sie herabsteige und ihr Bild bewohne: O Göttin, komm hernieder und bleibe in diesem Bilde und segne den, der Dich anbetet." Dann berührt der Priester mit zwei Fingern der rechten Hand Stirn, Wangen, Augen, Brust und andere Teile des Götzenbildes und wiederholt die Worte: „Möge die Seele Durgas noch lange fortfahren in diesem Bilde zu wohnen." Und währenddem wird Musik gemacht, Gaben werden der Göttin dargebracht, die bald nur aus kleinen Gold- und Silbermünzen, bald aus Reis, Stoffen und Bronzeinstrumenten bestehen.

Viele bringen in diesen Tagen blutige Ziegenopfer dar; Opfer, eins der gewöhnlichsten Elemente der arischen Religionen. In keiner anderen Sprache findet man so viele Wörter, die sich auf die Zeremonie des Opfers beziehen, wie im Sanskrit. Im Hindutum wird es dargestellt wie eine Art und Weise, die Seelen von jeder Sünde rein zu waschen.

In diesem Augenblick fallen einem unwillkürlich die zwanzigtausend Ochsen und hunderttausend Schafe ein, die am Tage der Einweihung des Tempels Salomonis vor dem Altar geopfert wurden, und Abraham, und das Opfer, das in jeder katholischen Messe dargebracht wird.

Der letzte König von Nuddea, Rajah Cristo Chunder Roy, opferte sechzehn Tage lang Ziegen und Schafe, indem er mit einem anfing und jeden Tag die Anzahl verdoppelte, so daß er am letzten Tage dreißigtausend einhundertundachtundsechzig erreichte und im ganzen fünfundsechzigtausend fünfhundertfünfunddreißig Tiere getötet hatte, die er an die Brahmanen der Umgegend austeilte.

Die Ziege muß mit einem Schlage enthauptet und mit einem Krummsäbel vom Priester geweiht werden. An demselben Tage beten die Frauen die Jungfrauen und Matronen der Brahmanen an, um sich vor dem entsetzlichen Unheil der Witwenschaft zu bewahren.

Am dritten Tage wird der Göttin die Abschiedsgabe gereicht und sie um ihre Gnade angerufen. Dies ist der wichtigste Tag für die Priester, weil sie bezahlt werden müssen und jeder für eigene Rechnung die Großmut der Klienten anruft, indem er sie an die langen Fasten, denen er sich unterwerfen mußte, und den heiligen Eifer, mit dem er sein geweihtes Amt erfüllt hat, erinnert. Es heißt, je besser der Priester bezahlt wird, desto besser werden die Bitten des Zahlers erhört. (Das ist das Haupt-Einkommen, von dem sie leben.)

Ist der Priester bezahlt, so wird das letzte Gebet verrichtet.

Am letzten Tage findet ein wahres Gemetzel von Ziegen, Schafen und Büffeln statt, und das rasende Geschrei des blutberauschten Volkes mischt sich mit dem Wehgeheul der Opfer und dem betäubenden Schlage der cong. Manche unter ihnen entkleiden sich, beschmieren sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut, und indem sie vor der Göttin unzüchtige Lieder singen und tanzen, bieten sie eines der abstoßendsten Bilder der menschlichen Natur dar. Wenn man ihnen darüber Vorwürfe macht, so antworten sie laut lachend:

„Es ist der letzte Tag des Durga-Poojah," wie man bei

uns in Italien sagen würde: „Es ist der letzte Tag im Karneval.“

* * *

Weinen und Lachen liegen beim Menschen nahe bei einander und so weint er bei diesem Feste voll Übermut und Trunkenheit in der letzten Stunde, wenn man das Idol an den Fluß trägt, um es darin unterzutauchen.

Auf dem Heimwege wird ein Tempel besucht, wo alle die Kniee beugen, um den Segen zu empfangen, und alle sich die Füße mit den Kleidern bedecken, um einige Tropfen des heiligen Wassers, das mit einem Weihwedel aus Mangoblättern gesprengt wird, in denselben aufzufangen.

Auf kleine Fetzen von Bananenblättern schreiben sie den Namen Durgas, umarmen sich und wischen den Staub von den Füßen der Alten.

Das ist der Augenblick, in dem sich alle gegenseitig Glückwünsche zurufen.

Ein alter Mann sagt zu einem Knaben: „Mögest Du lange leben, ein goldenes Schreibzeug und eine goldene Feder bekommen, hohe Weisheit und ungeheures Vermögen erwerben und ganze Lac von Menschen ernähren.“

Und zu einem Mädchen sagt man: „Mögest Du alle Segnungen eines verheirateten Lebens genießen (d. h. nie Witwe werden), die Mutter eines Rajah werden, Zinnober auf Deinem grauen Haupte anwenden; mögest Du fortfahren den eisernen Ohrring zu tragen, sieben Knaben haben und nie Entbehrungen kennen lernen.“

Dieser Ausbruch von Zärtlichkeit ist schön und rührend und wird von dem Indier Bose sehr gelobt: „Jedes Herz (sagt er) ist froh, jede Zunge segnet, jedes Gefühl des Grolls ist zur Vergessenheit verdammt.“

* * *

Das Fest Kali-Poojah.

Kali ist eine andere Form der Gattin Siwas, die auf der Brust Siwas stehend dargestellt wird, die Zunge einen Meter lang herausstreckt, mit einer Kette von Schädeln um den Hals und einem Gürtel von Riesenhänden. Sie hat vier Arme; in einer Hand trägt sie einen Krummsäbel, in der zweiten den Kopf eines getöteten Riesen, die dritte segnet, die vierte grüßt ihre Anbeter. Ihre Haut ist schwarz.

Sie wird in dieser Art und Weise dargestellt, weil man sagt, daß, als Kali einst den Riesen Ruekta Beeja in einer großen Schlacht besiegt hatte, sie über diesen Sieg so glücklich war, daß sie auf dem Ruhmesfelde so zu tanzen begann, daß die Erde erzitterte und in ihren Grundvesten zu schwanken anfing. Die erschreckten Götter schickten Siwa, den Gatten der fürchterlichen Göttin, ab, um jene Furie zu besänftigen; da wurde er aber selbst von solcher Angst ergriffen, daß er sich unter den auf dem Schlachtfelde zerstreuten Leichen verbarg. Kali tanzte fort, bis sie auch die Brust des Gatten zermalmte, der sich bewegte und Klagetöne ausstieß. Da nahm sie, freilich etwas spät, wahr, was sie verübt hatte, und zum Zeichen ihrer Scham steckte sie die Zunge so lang heraus. In diesem historischen Moment wird sie von ihren Anhängern angebetet.

Kali ist die Beschützerin der Räuber, Falschmünzer und Mörder.

Das einer so wilden Göttin geweihte Fest ist ein wahres Bacchanal und Blut und Wollust sind die vornehmsten Gäste.

Der Tempel Kali Gatt in der Umgegend von Kalkutta ist ihr geweiht. Dort findet eine regelrechte Schlächterei statt, bei der Ziegen, Büffel und Schafe in so großen Massen getötet werden, daß sich ein ganzer See von Blut bildet. Das Fleisch ist heilig und wird daher gekauft und gegessen. Sie machen anderen Metzeleien Konkurrenz, die von Prostituierten und Räubern veranstaltet werden und bei denen das Ziegenfleisch zu drei anna das Pfund verkauft wird.

Abends wird jedes Haus illuminiert, damit der Teufel nicht eindringen kann. Überall, wohin man sieht, Trunkenheit, Tänze, Orgien jeder Art.

Den Priestern Kalis werden große Geschenke an Juwelen und Geld dargebracht. Sie sind die größten Trunkenbolde und Libertins der Welt und wuchsen zu einer solchen Zahl an, daß heute die Gaben, und wenn sie noch so reich sind, sobald sie zu gleichen Teilen verteilt sind, zu folgendem Sprüchwort Veranlassung gegeben haben: „Das Fleisch eines Sperlings in hundert Teile zerlegt.“

* * *

Das Fest des Bruders. Bratridvitjia.

Am zweiten Tage des Vollmonds wird ein Fest gefeiert, das hinter den Festen der Kali-Poojah zurückbleibt.

Frühmorgens geht der Bruder in das Haus der Schwester, empfängt dort den Segen in Form von nicht ausgehülstem Reis, dem Kraut deeva und Sandelholz. Der Bruder wünscht der Schwester Glück und legt ihr eine oder zwei Rupien in die Hand.

Hierauf ruft die Schwester in Versen dreimal den Segen des Himmels auf den Bruder herab, und mit dem kleinen Finger, der in Sandelpasta getaucht ist, läßt sie drei Zeichen auf der Stirn des Bruders zurück.

Dann entspinnt sich ein liebevoller Kampf, um ihn einzuladen, eine von den schwesterlichen Händen bereitete Speise zu genießen. Diese Deine arme Schwester, die gestern bis Mitternacht gewacht hat, um Dir den chunder pooley oder den chirarciac zu bereiten, und darüber sogar das Schreien ihres coca (Kindes) überhört hat u. s. w.

Um vier Uhr nachmittags sendet die Schwester dem Bruder Kleider und Bonbons zum Geschenk. In den Straßen von

Kalkutta sieht man bei diesem Feste nur Diener mit Gefäßen und Körben voller Geschenke.

* * *

Das Fest des Schwiegersohns oder Jamai chastki.

Dieses findet am sechsten Tage des zunehmenden Mondes im Monat Mai statt, wenn der Mango, der König aller indischen Früchte, in seinem Apogäum steht.

Der Schwiegersohn wird von der Schwiegermutter viel mehr geliebt und angebetet als der eigene Sohn, denn wenn er stürbe, so würde die Tochter unglücklich werden.

Er begibt sich morgens in das Haus des Schwiegervaters und tritt in die zenana ein, wo er den Kopf neigt, um die Schwiegermutter zu ehren, und fünf bis zehn Rupien auf den Boden niederlegt. Die köstlichsten Speisen stehen bereit, um seine Ankunft zu feiern, und da es Sitte ist, sich bitten lassen, so wird die ganze weibliche Beredsamkeit aufgeboten, um ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Während des Tages werden ihm allerhand Possen gespielt, indem man ihm nachgemachte Früchte und Backwerk anbietet. Für die Frauen ist es ein besonders liebenswürdiges und angenehmes Fest, bei dem sie vor Lachen fast bersten.

* * *

Saraswati-Poojah.

Saraswati ist die Göttin der Weisheit und wird dargestellt, wie sie auf einer Seerose mit der Laute in der Hand sitzt, auf der sie spielt. Ihr Fest wird im Februar von allen denen gefeiert, die lesen und schreiben können. Als Zeichen der Verehrung enthalten sie sich des Fischessens. Die Anbetung geschieht vor dem Bilde der Göttin, und in Ermangelung desselben vor einer Feder, einer Tintenflasche und irgend einem Manuskript. Der Priester bringt Reis, Obst, Blumen, Zuckerwerk dar und erfleht

Kenntnisse, Gesundheit und Wohlergehen auf die frommen Gläubigen herab.

In den Schulen vollziehen die armen Lehrer den Gottesdienst und erwarten mit ängstlicher Sorge die halben Rupien, welche der Göttin dargebracht werden. Sie sammeln auf diese Weise fünfzig bis hundert Rupien, ein wahres Manna vom Himmel, das ihnen gestattet, sechs Monate zu leben.

Obgleich Saraswati eine Gottheit weiblichen Geschlechtes ist, und viele Frauen in Indien schreiben und lesen können, so dürfen doch die Frauen an diesem Feste nicht teilnehmen.

Am Festtage selbst aber lesen und schreiben die Hindu nicht, weil alle Tintenfässer gewaschen und vor die Göttin gestellt werden, um geweiht zu werden. Wenn das Schreiben an jenem Tage jedoch absolut notwendig ist, so geschieht es mit roter Tinte.

Opfer werden nicht dargebracht, aber Trunkenheit und Ausschweifung sind wie gewöhnlich erlaubt.

Die Fürsten illuminieren ihre Paläste, Bajaderen tanzen und begehen Unzüchtigkeiten aller Art. Alle Gäste erscheinen in gelben Kleidern und dieselbe Farbe herrscht auch bei allen Verzierungen im Hause vor, weil sie die Farbe des Frühlings ist, der bei den Hindu im Februar beginnt.

Das Fest der Torten

Man könnte es eigentlich das Fest des Bauches nennen. Es wird im Januar gefeiert, und das Volk schreit: „Awoynee, bownee, teen deen, pittaey bhat khawnee, d. h. der Januar ist gekommen, laßt uns drei Tage mit Kuchen- und Reisessen verbringen.“ Und Lackschmi, die Göttin des Wohlstandes, wird angerufen, damit sie Speisen im Überfluß gibt.

Man nimmt an, daß es nicht religiösen Ursprungs ist, aber es ist ein natürlicher Ausdruck der Freude darüber, daß alle Früchte des Feldes eingesammelt sind.

Vielleicht weil es landwirtschaftlichen Ursprungs ist, hat die Erde, die Reinigerin aller Unsauberkeit, dem Feste auch einen moralischen Charakter verliehen, der weder von Götzenanbetung noch von Unzüchtigkeit befleckt wird.

In jenen drei Festtagen werden unausgesetzt Geschenke, besonders Speisen, gesandt und erwidert und die delikatesten Gerichte werden von den Herrinnen selbst und nicht von den Köchinnen gemacht. Die Knaben aus den Schulen, kommen in ganzen Schwadronen, denen Musikchöre und Bajadern vorausgehen, singend an das Ufer des Flusses, wo sie ihre Waschungen vornehmen und dann nach Hause zurückkehren.

Das Fest holi, in Bengalen Dole iattra genannt.

Ich habe dieses Fest in Darjiling und im Norden Indiens im Monat März feiern sehen und zwar bei Vollmond.

In der Nacht, welche dem Feste vorangeht, verbrennt man beim Klange der Musik das Konterfei eines Riesen, Maydhason, der die Götter und Göttinnen in ihren Stunden des Gebets und des Nachdenkens störte. Um dem indischen Olymp Ruhe und Frieden zu verschaffen, wurde er von Krishna getötet.

In den höheren Klassen wird es durch religiöse Verehrung, mit Abendmahlzeiten und Geschenke an Freunde und Brahmanen gefeiert. Der Priester färbt das Idol Krishnas rot, und das Pulver fhag*) wird in fester oder flüssiger Form über die Freunde ausgeschüttet. Der Ritus der Reinigung beendet die Zeremonie und gibt dem Bilde des Gottes die frühere Farbe und Reinheit zurück. Der Tag, an dem es gefeiert wird, wechselt. Die Bengalen, welche Bose wegen der Feinheit ihres Geschmacks und ihrer auserlesenen Bildung die Athener Indiens nennt, feiern das Fest mit vieler Ruhe; das geschieht aber in den anderen Provinzen nicht.

Dort ziehen ganze Trupps von jungen Leuten, obscöne Lieder

*) Ich habe es abir nennen hören.

